B 1,464,299


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
·LIBRARIES·
1817

DAS FORUM

HERAUSGEBER:
WILHELM HERZOG

1. Jahrgang
1914/15

II. Band

FORUM-VERLAG LEOPOLDSTR. 10 MÜNCHEN

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1977

AP
30
.F734a
v.1
pt.2

Gedruckt nach einem Original der Bayerischen
Staatsbibliothek München

Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

1043130-298

DAS FORUM

1. Jahrgang Oktober 1914 Heft 7

DURCH! — BLEIBT DIE LOSUNG

VON WILHELM HERZOG

Es gibt noch immer Menschen, die für die Existenzberechtigung des Krieges nur einen einzigen Beweis gelten lassen: den, daß er da ist. Sie leugnen seine Notwendigkeit und sind unfähig, den Neid Englands, die Habgier Rußlands und die Notwendigkeit der Abwehr durch Deutschland als wahre Ursache zu erkennen. Ohne Princips Tat, Hartwigs Verleumdungskünste, Rußlands Machtgelüste, Englands Hinterhältigkeit, Frankreichs Revanchegedanken, Österreichs erwachenden Stolz, Deutschlands Bundestreue und friedfertige Kriegsbereitschaft zu verkennen, leugnen diese Halbirren und ganz Unorientierten die Notwendigkeit dieses Krieges. Ihnen ist nicht zu helfen.

Dagegen gibt es wieder andere Menschen, die die Ursachen der europäischen Katastrophe aus den Naturvorgängen, aus dem Lauf der Gestirne, aus der Konstellation der Sonnenfinsternis ableiten. Und diese Anschauung scheint mir nicht so belächelnswert, wie jene der Rationalisten und Philantropen, für die eigentlich nur noch der Nobelfriedenspreis oder der Selbstmord übrig bleibt. Mehr denn je bin ich überzeugt, daß Naturvorgänge zu bestimmten Zeiten nicht nur Erdbeben, Überschwemmungen, sondern auch jene Kämpfe zwischen den höchstentwickelten Lebewesen, die sich Menschen nennen, hervorrufen müssen. Wenn Kriege nicht in der Grausamkeit der Natur begründet wären, warum

wären die Menschen fähig, immer geschicktere und raffiniertere Mordwaffen zu erfinden? Es ist also kein Zweifel, sagen die in die Geheimnisse der Natur Eingeweihten, daß der Sinn der Natur darauf ausgeht, lange Friedensjahre, die dem Aufbau und der Pflege menschlicher Arbeit gegolten haben, durch Katastrophen zu unterbrechen, die zerstören, einen großen Teil der Menschheit und der Kulturgüter vernichten müssen. Wir sind gezwungen anzunehmen, sagen sie, daß diese Zusammenbrüche dem Gesamtleben der Menschheit so fruchtbar, so nützlich, so notwendig sind wie der im Frieden wieder einsetzende Aufbau, ja daß Krieg und Kultur wie Ebbe und Flut in Wechselwirkung stehen.

Also: Fatum. Nicht Verhängnis. Sondern Schicksal.

Die Philantropen wie die Naturdeuter müssen dem ehrlichen Kriegsenthusiasten gleich peinlich sein. Vor jetzt drei Jahren hat der preußische General der Kavallerie Friedrich v. Bernhardi, der wohl zu den Naturdeutern hinneigt, ohne aber ihren oft sentimentalbetonten Fatalismus zu teilen, ein Buch veröffentlicht: „Deutschland und der nächste Krieg". Es ist das Werk eines ungewöhnlich klugen Kopfes, der sich aufrichtig und leidenschaftlich zum Krieg an sich bekennt. Draufgängerisch beginnt er bereits auf den ersten Seiten seine Attacke gegen die ihm verächtlich scheinenden Friedensfreunde: „Wie eine Bleichsucht hat das Friedensverlangen die meisten Kulturvölker befallen, ein Zeichen von Mutlosigkeit und politischer Willensschwäche, wie es in epigonenhaften Zeiten wiederholt zutage getreten ist." Er zitiert Treitschke, immer seien es nur die müden, geistlosen und erschlafften Zeiten gewesen, die mit dem Traume vom ewigen Frieden gespielt hätten.

Das Streben, den Krieg überhaupt zu beseitigen, setzt sich, erklärt v. Bernhardi, in unmittelbaren Widerspruch mit den großen allgemeinen Gesetzen, die das Leben beherrschen, denn der Krieg sei in erster Linie eine biologische Notwendigkeit, ein Regulator im Leben der Menschheit, der garnicht zu entbehren wäre.

Und der Reitergeneral hält nicht ein, wankt nicht einen Augenblick, er drängt vielmehr weiter vor und stellt fest: der Krieg ist nicht allein eine biologische Notwendigkeit, sondern auch eine sittliche Forderung und als solche ein unentbehrlicher Faktor der Kultur. „In einem langen Frieden drängen sich alle kleinlichen und selbstsüchtigen Interessen in den Vordergrund; Eigennutz und Intrige machen sich breit, und der Idealismus geht unter in materieller Genußsucht. Das Geld gewinnt eine übergroße und unberechtigte Macht, und dem Charakter wird die ihm gebührende Achtung versagt .... Im Leben der Natur ist der Kampf ums Dasein zugleich die Grundlage aller gesunden Entwicklung. Alles Seiende stellt sich dar als Ergebnis ringender Kräfte. So ist auch im Leben des Menschen der Kampf nicht nur das zerstörende, sondern auch das lebenspendende Prinzip. „Verdrängen oder sich verdrängen lassen, ist der Kern des Lebens", sagt Goethe, und der Lebensstarke behält die Oberhand. Überall gilt das Gesetz des Stärkeren. Die Formen überdauern, die sich die günstigsten Lebensbedingungen zu schaffen und sich im Gesamthaushalt der Natur zu behaupten vermögen. Das Schwache unterliegt. Geregelt und gemäßigt wird dieser Kampf durch die unbewußt waltenden biologischen Gesetze und das Spiel der gegeneinander wirkenden Kräfte. In der Welt der Pflanzen und Tiere vollzieht sich dieser Prozeß in unbewußter Tragik. In der Menschheit wird er mit Bewußtsein geführt und durch die Gesellschaftsordnungen geregelt. Mit allen Mitteln sucht der Willens- und Geistesstarke sich zur Geltung zu bringen, strebt der Ehrgeizige nach oben, und keineswegs läßt sich bei diesem Streben das Individuum lediglich vom Bewußtsein des Rechtes leiten. Gewiß ist die Lebensarbeit und ist der Lebenskampf zahlreicher Menschen durch selbstlose und ideale Beweggründe bestimmt; in weit höherem Maße aber sind es die weniger edlen Leidenschaften: Gier nach Besitz, Genuß und Ehre, Neid und Rachegefühl, die das menschliche Tun bestimmen, und vielleicht

öfter noch ist es die Not des Lebens, die selbst höher veranlagte Naturen in den gemeinen Kampf der Massen um Dasein und Genuß herunterzieht. Darüber wird wohl niemand im Zweifel sein. Aus Individuen aber setzen sich die Völker, aus Gesellschaften die Staaten zusammen, und was in dem einzelnen wirksam ist, kommt auch in der Gesamtheit zur Geltung. Es ist ein fortwährender Kampf um Besitz, Macht und Herrschaft, der die Beziehungen der Völker untereinander in erster Linie beherrscht, und das Recht wird meistens nur so lange geachtet, als es sich mit dem Vorteil vereinigen läßt. Solange es Menschen gibt, die menschlich fühlen und ringen, solange es Völker gibt, die nach erweiterter Lebensbetätigung streben, solange werden sich auch Interessengegensätze herausbilden, werden Anlässe zum Kriegführen gegeben sein."

Es mag nicht unnütz sein, sich die Gedanken eines solchen Kriegsfreundes sans phrase zu notieren. Um so mehr, als er es verschmäht, sie mit dem fragwürdigen Mantel der Moral zu bekleiden. Nichts liegt ihm ferner. Seine Äußerungen unterscheiden sich also schon dadurch vorteilhaft von vielem, was ahnungslose Lyriker (und leider nicht nur Lyriker), Hochschullehrer und andere Volksmänner heute zum Ruhme des Krieges fabrizieren. Über seine Weltanschauung, die sich auf Goethe, Schiller und Nietzsche beruft und die nichtsdestoweniger den äußersten Gegenpol der unsrigen darstellt, ist jetzt nicht der Zeitpunkt, zu streiten.

Die Selbstverständlichkeit des Krieges findet in ihm ihren leidenschaftlichen Agitator. Er begründet nicht nur den Krieg, er glorifiziert ihn und er schreibt einige — auch wenn man einen diametral entgegengesetzten Standpunkt einnähme — sehr lesenswerte Kapitel über das Recht und die Pflicht zum Kriege. Was dieser Reitergeneral zu sagen hat und mit leidenschaftlicher Überzeugung sagt, ist ehrlicher und darum wertvoller als alles, was unsere Kriegskost herstellende Dichterzunft bisher hervor-

gebracht hat. Mit diesem klugen Menschenkenner kann man sich auseinandersetzen, mit diesem Künder des Krieges kann man Burgfrieden halten, denn er ist ein aufrechter, tapferer, hellsichtiger Kopf.

So wie man Kleists vorsintflutliche Berserkerlieder als echt empfindet, weil sie aus einer großen Leidenschaft geboren wurden. In den Hoftheatern, die jetzt „Die Hermannsschlacht" spielen, ist allerdings meist weniger von einer Leidenschaft, als von einem alteingesessenen und bewährten Phlegma etwas zu spüren. Was das Publikum also dort sieht, ist nicht Kleists glühendes Werk, sondern eine gedehnte Teutonenszenerie, bestenfalls von Schönherr oder Ernst Hardt. Aber Kleist hat seinen deutschen Helden, seinen Hermann nicht zu einem Ebenbild der Gottheit, zum Ausbund aller Tugenden gemacht, wie es die Heutigen unter unseren ach so charaktervollen Dichtern tun würden. Weil in Kleist der Künstler gleich stark wie der Agitator war, entstand in der Hermannsschlacht nicht nur das leidenschaftlichste Tendenzstück der Deutschen, sondern eine nationale Dichtung, wie kein anderes Volk der Erde sie besitzt. Weil in Kleist der Künstler und der Mensch gleich groß waren, machte er den Befreier Germaniens nicht zu einem Popanz, nicht zu einem sittlich einwandfreien Helden, wie er in den Kinderbüchern (und leider nicht nur in ihnen) steht; er schuf vielmehr einen tollen Kerl, wie er ihn für Deutschland ersehnte. Sein Hermann ist kein milder und gerechter Fürst. Hermanns Krieg gegen die Römer kein offener, ehrlicher Krieg. Er ist der Kopf, der alle überragt, klug, kühn und verschlagen, einer, der die Kunst zu lügen beherrscht, der die Möglichkeiten unbedenklich und skrupellos abwägt und die Menschen seinen Zwecken dienstbar zu machen weiß. Kleist, der einstige Rousseauschüler, verteidigt plötzlich den Rassestandpunkt und der frühere Wahrheitsrigorist gestaltet und verherrlicht — als ein Meister — das Recht der Lüge und der List.

„Dich macht, ich seh', dein Römerhaß ganz blind", wirft

Thusnelda ihrem Hermann vor. Sie irrt. Er will blind sein gegen irgend eine edle Tat des Feindes. Woher sollte er sonst, ließe er sein Herz mitsprechen, die Kraft nehmen, sein Ziel durchzuführen. Seine Politik darf nicht durch gefühlvolle Anwandlungen gehemmt werden. Als Thusnelda ihm von einem jungen Römer spricht, der mit Lebensgefahr ein Kind aus den Flammen gerettet habe, als sie den scheinbar Teilnahmslosen fragt: er hätte kein Gefühl der Liebe dir entlockt?, erwidert ihr Hermann:

Er sei verflucht, wenn er mir das getan!
Er hat, auf einen Augenblick,
Mein Herz veruntreut, zum Verräter
An Deutschlands großer Sache mich gemacht!

Kleists Held will also seine Menschlichkeit nicht aufkommen lassen, um das einzige ihm erstrebenswerte Ziel nicht aus dem Auge zu verlieren: die Vernichtung des Feindes. Dem preußischen Patrioten nach 1806 ging es nicht anders wie dem Kosmopoliten, August Wilhelm Schlegel, der an Fouqué in jenen Jahren schrieb: „Wir bedürften also einer durchaus nicht träumerischen, sondern wachen, energischen und besonders einer patriotischen Poesie."

Das Losungswort: Wir haben jetzt keine Zeit, objektiv zu sein.

* * *

Mit Kleist und Bernhardi also ist gut Burgfrieden halten. Aber wenn jemand uns seinen Rausch zeigen will und uns kleistisch zu kommen glaubt, da er Haß säen möchte, ohne besonders viel Menschlichkeit verdrängen zu müssen, so wird er uns von vornherein verdächtig erscheinen. Man lese das folgende Gedicht eines blutdürstigen Hofrats und eingetragenen nationalen Lyrikers. Mehrere Zeitungen haben es als patriotischen Heldengesang abgedruckt. Ein Münchener Hoftheaterdramaturg, der sich leider nicht davon

abbringen ließ, es vorzutragen, mußte sich, wie ich höre, auf eine kluge Anregung des Oberkommandos hin entschließen, die gemeingefährlich-dümmste Strophe fortzulassen. Über den ästhetischen Wert des Machwerks ist kein Wort zu verlieren:

Deutschland, hasse!

Einst klirrte von Osten unzählbar heran
Mit berittenem Heer der mongolische Chan,
Der bei rasselnder Becken barbarischem Laut
Aus germanischen Schädeln den Thron sich erbaut —

Einst wälzten von Westen mit keltischem Hohn
Sich herüber die Horden der Revolution,
In den plündernden Händen das lodernde Scheit
Für die Freiheit, die Gleichheit, die Brüderlichkeit —

Einst stürmte von Norden der Nordmannen Schar,
Durch die Länder aussäend Tod, Brand und Gefahr;
Sie fuhren wie Strahlen der Mitternachtpracht
Die Ströme herauf zu der Seedrachenschlacht:

Her fluten jetzt alle zur selbigen Zeit,
Wie die gierigen Geier zur Beute bereit,
Sie fallen zu dreien voll Räuberlust an
Dich Deutschland, den friedlichen Wand'rer im Tann!

Der Kelte, der Brite, der Russe, zu Dritt:
Die Phrase, der Geldsack, der Hunnenberitt!
In die Seele, du Deutschland, einbrennen dir laß
Den tiefen, den nie mehr austilgbaren Haß!

Den Haß, der dir lang, ach, zu lang schon gefehlt,
Nur von Rache, Vergeltung und Wut sei beseelt!
Du gemüthaft gescholt'nes, erstick dein Gefühl,
Dein menschliches, würgend im Feldschlachtgewühl!

O du Deutschland, jetzt hasse; mit eisigem Blut,
Hinschlachte Millionen der teuflischen Brut,
Und türmten sich berghoch in Wolken hinein
Das rauchende Fleisch und das Menschengebein!

O du Deutschland, jetzt hasse; geharnischt in Erz:
Jedem Feind einen Bajonettstoß ins Herz!
Nimm keinen gefangen! mach jeden gleich stumm!
Schaff zur Wüste den Gürtel der Länder rundum!

Es ist ein schwacher Trost, zu wissen, daß es solche lyrischen Blutmenschen auch in Frankreich und England gibt.

Wir können leider diesen Vierordt nicht wie Orchies dem Erdboden gleichmachen, aber wir werden seiner Ansicht, zum fanatischen Aufrufer geboren zu sein, nach dieser Probe das regste Mißtrauen entgegensetzen dürfen. Mag er sein Heroldsamt in einer Kaltwasserheilanstalt beenden.

Wir sind jetzt — wie oft muß es gesagt werden! — ein einig Volk von Brüdern! Mit einigen Brüdern werden wir immerhin nach dem Kriege ein paar Worte zu reden haben.

Auf eine nicht viel höhere Stufe wie der Lyriker Vierordt stellt sich leider Herr Werner Sombart, der im Berliner Tageblatt seinen Übertritt von den Volkswirtschaftlern zu den Zoologen bekannt gibt, indem er die Serben „Mausefallenhändler“, die Japaner „Halbaffen“ und „Köter“ nennt. Diese am Schreibtisch kühn hervorgestoßenen Gossenausdrücke mögen für die Straße schlecht genug sein; sie mögen auch auf den Wortschatz einer mittleren Bourgeoisie gestimmt sein, die mit abstufenden Urteilen von ihren Leibblättern nicht gerade verwöhnt werden. Seht ihr, dürfen sie mit Recht äußern, wenn der Herr Professor S., der berühmte Nationalökonom, keine anderen Charakteristiken zur Verfügung hat — dann werden sie uns doch erlaubt sein? Gewiß, der Herr Professor, der bisher die gangbare Ware für sein ach so gebildetes Publikum geliefert hat, wenn es galt, über die Soziologie der Kokotte oder über die Aristokratie des Kapitalismus etwas Auffälliges zu sagen, will jetzt nicht im Hintertreffen bleiben, er findet auch in den schweren Zeiten den richtigen Ton, der zum Herzen geht. Zwar hatte ihn das Berliner Tageblatt schon

einmal (wie manchem damals schien, mit Unrecht) abgeschüttelt; jetzt jedoch darf er — wenn auch mit einer einschränkenden Kopfnote der Redaktion — den politischen Teil auf das Niveau vulgärer Witzblätter herunterdrücken.

Herr Sombart nennt die Serben Mausfallenhändler. Österreichische Offiziere, von dem Ton der Sombarts, Roda Rodas angeekelt, geben ihre Reserve auf, erheben Einspruch gegen die von verantwortungslosen Reportern verfaßten Schmähungen der Feinde. In welchem vornehmen Tone, schreibt die Neue Zürcher Zeitung, wirkliche Soldaten von ihren Gegnern zu sprechen wissen, mögen die folgenden Zitate aus einem österreichischen Militärblatte dartun:

Danzers Armeezeitung, ein ausschließlich von österreichischen Offizieren redigiertes Organ, wendet sich in der Nummer vom 15. Oktober 1914 unter dem Titel „Soldatenkrieg oder Zeitungskrieg" gegen den Ton eines Teiles der österreichischen Presse. Sie schreibt u. a.: „In welchem Tone wird von der serbischen Armee gesprochen! Schon seit Wochen sind die Serben demoralisiert, die serbische Artillerie meutert. Serbien hat keine Nahrungsmittel und keine Munition, serbische Mannschaften schätzen sich glücklich, wenn sie in unsere Gefangenschaft fallen, im Innern herrscht Revolution. Und während unsere Blätter also phantasieren, stehen soundso viele Korps Tag und Nacht in heißem Kampf den serbischen Linien gegenüber, ringen wir heldenmütig mit einem Gegner, der an Schneid und unerbittlicher Energie kaum zu überbieten ist, fließen Ströme von edelstem Blut um jeden Fußbreit Landes. Ähnlich ist der Ton, in dem von den Belgiern gesprochen wird. Die Belgier sind überhaupt nur Freibeuter, und weil sie ihre Neutralität nicht preisgeben wollten oder aber weil sie sich aus politischen Gründen auf die Seite der Franzosen und Engländer geschlagen hatten, sind sie Schurken. Man kann aber niemand zur Liebe zwingen, und es ist das gute Recht der Belgier gewesen, sich ebensogut nach rechts wie nach links zu schlagen. Als Soldaten aber

müssen wir anerkennen, daß sich die Belgier trotz dem notorisch unmilitärischen Charakter des Landes verhältnismäßig sehr gut geschlagen haben. Wir müssen sogar rühmen, daß sie ihren Pflichten gegenüber Frankreich und England noch in einem Augenblicke treu blieben, da sie die eigene Sache bereits unweigerlich als verloren erkennen mußten . . .

. . . Nicht minder widerwärtig ist der Ton, den unsere Presse gegenüber den Russen anschlägt. Die „moskowitischen Horden" sind in Wirklichkeit Armeen braver, tüchtiger Soldaten, die der Überzeugung sind, daß die Sache des Zars heilig und gerecht sei. Wir natürlich sind der Überzeugung, daß die Sache des Zars weder gerecht noch heilig ist, und wir tragen heute unsere Haut im Dienste dieser Überzeugung zu Markte. Wir beschimpfen deswegen aber nicht die uns gegenüber stehenden gewaltigen Heere, wir gestehen sogar, daß diese Armeen gut geführt, trefflich ausgerüstet vorzüglich bewaffnet sind; wir merken gar nichts von den angeblichen Diebstählen der Generäle, sondern bemerken höchstens, daß die Ausstattung der russischen Divisionen mit Geschützen und Maschinengewehren ohne Rücksicht auf den Unverstand parlamentarischer Körperschaften erfolgt ist. Im einzelnen wurde das Rote Kreuz mißachtet; man hört von gelegentlichen Plünderungen — in der Mehrheit aber haben wir einen ehrlichen und ritterlichen Gegner vor uns."

Diese herrlichen, in unserer Zeit dreimal herrlichen Sätze sollte jede Zeitung gesperrt bringen müssen. Wer hat recht? Der politisierende Zoologe, der schimpft, oder die Generalstäbler, die sachlich berichten?

Wenn aber bei uns von einem berühmten Hochschullehrer (und es ist nicht der Einzige) so summarisch, so kritiklos unsere Feinde als minderwertig, dumm, perfid, feig hingestellt werden, dürfen wir uns dann noch wundern, wenn drüben, wo man sich nie die

Mühe nahm, uns kennen zu lernen, ebenso oder noch dümmer und noch brutaler geschimpft wird?

Jedes Volk hat seine Vierordte und seine Sombarts. Ich zitiere aus der Rede einer französischen Chronik: Das Panorama des Krieges 1914:

„Mit Beginn des entsetzlichen Krieges von 1914 hat sich Deutschland bereits der Menschenwürde entkleidet und geächtet. Sein unlauterer Zynismus, seine fürchterliche Blutgier, die Schändlichkeiten ohne Zahl und Namen, die das Gesindel wilder Tiere beging, die es sein Heer nennt, haben überall Abscheu hervorgerufen. Die ganze Welt ward ihm zum Richter, und das Weltgewissen klagt es an, verurteilt es, brandmarkt es. Aus dem deutschen Volke, das so vernarrt ist in die geistige Überlegenheit, die es sich zuerkennt, tauchte wieder empor die wilde Horde ohne Zucht und Zaum, ohne Ehre, die durch Feuersbrunst und Zerstörung ihren Weg bezeichnet, und ihn absteckt mit Frauen- und Kinderleichen.

Diesen Banden jedoch, die auf die französischen und belgischen Städte und Dörfer losgelassen wurden, stehen gegenüber tapfere Soldaten des Rechts, vereint in einem undurchbrechbaren Verband, um eines Herzens zu dienen und die gerechteste Sache zum Triumph zu führen. Und ihre edlen Taten sollen vor aller Augen bewahrt, in aller Gedächtnis neben den abscheulichen Verbrechen jener eingegraben bleiben. . . . .
(folgt das Programm der Veröffentlichung, mit den Namen der Mitarbeiter: Henry Bérenger, Brieux, Alfred Capus, Georges Clémenceau, Maurice Donnay, Kommandant Driant, Jean Herbette, Louis Latzarus, Ernest Lavisse, Stéphen Pichon, Raymond Recouly, Jean Richepin, Oberstleutnant Rousset, Abbé Wetterlé, usw. usw.)

Das so gestaltete Werk wird für die Helden ein goldenes Buch bilden, zugleich aber einen Pranger für Wilhelm II. und seine gehelmten Banditen."

Banditen, Gesindel, wilde Tiere, Köter, Mausfallenhändler, Halbaffen. Der Krieg, der alle internationalen Gemeinschaften zertrümmerte, hat eine neue erstehen lassen: die Internationale gegen

Menschlichkeit. Aufnahmebedingungen sind: Roheit des Gefühls und Brutalität im Ausdruck. Der Krieg mag auch dieses fordern, daß Literaten und Professoren wie um einen Groschen geprellte Markthallenweiber feixen müssen. Seis drum.

Für jeden anständigen Menschen jedoch, der noch nicht im Schützengraben liegt, gibt es jetzt nur eins: schweigen. Höchstens noch: sammeln. Nicht nur Dokumente des Hasses, wie sie ein Historiker zu erhalten wünscht. Das ist — weiß der Himmel — jetzt ein allzu leichtes Unternehmen. Verdienstvoller wäre es und vielleicht auch kulturhistorisch wichtiger, in dieser vom Haß zerfetzten Zeit Dokumente der Liebe zu sammeln.

Jedoch, gleichviel, hier sollen künftig Dokumente der Liebe und des Hasses veröffentlicht werden, Dokumente, die den Tiefstand und die Höhe unserer Zeit verraten, Dokumente, die der Herrschaft der Phrase huldigen, oder die ihr trotzen und bezeugen, daß Menschlichkeit und Vernunft zwar gesunkene, aber noch anstrebenswerte Ideale sind, und daß sie von ihren bisherigen Pächtern zu den Offizieren und Mannschaften des Heeres geflohen scheinen.

Es ergibt sich die merkwürdige Feststellung, daß wir bei einer großen Zahl der europäischen Menschheit auf eine Unfähigkeit, Charakter und Haltung zu bewahren, stoßen, und zwar in einem so bedenklichen Grade, daß man sich um ihretwillen schämt.

Ist es denn wahr, daß der Krieg von uns das Opfer des Verstandes fordert? Opfern ihn die Offiziere? Im Gegenteil. Die Ingenieure? Im Gegenteil. Jeder wird nach schärfster Kritik seiner militärischen oder technischen Begabung gemäß verwendet. Und alle geben sich und die nur ihnen eigentümliche Fähigkeit ihrem Volke hin. Viele Literaten, schon vor dem Krieg masochistisch, verstehen unter Hingebung Unterwerfung, Abschwören ihrer bisherigen Ideale. Sie knieen wollüstig vor einer größeren Macht. Gleich wie sie früher einem raschen Ruhm, Tantiemen oder der

Eitelkeit zuliebe ihre Gaben verschleuderten, nicht anders treiben sie's jetzt im Kriege.

Statt sich an dem lautlosen Ernst und der Ritterlichkeit der Offiziere ein Beispiel zu nehmen und so diszipliniert wie sie ihren Aufgaben nachzugehen, — bescheiden, still und unaufdringlich — suchen sie sich im Patriotismus zu übertrumpfen und ihre nationale Leidenschaft möglichst sichtbar herauszustellen.

Kein schöner Anblick. Wenn wenigstens einer von denen, die jetzt auf „eisernen Zithern" ihre Kriegslieder ertönen lassen oder einer von den Hochschullehrern, die jetzt Kriegsreden halten, ein Hundertstel von dem ehrlichen, klugen und klaren Bewußtsein eines Mannes hätte, der den Wert der Vorurteile in Kriegszeiten zu schätzen wußte und den Mut hatte, seine Erkenntnis auszusprechen. Natürlich war es kein Universitätsprofessor und kein Literat. Sondern ein Generalstabsoffizier. Aus Blüchers Hauptquartier. Karl v. Clausewitz, der Ahnherr des deutschen Generalstabs und Vorgänger des ersten Moltke, hat in einem Aufsatz über „Deutsche und Franzosen" diese Worte geprägt: „Wir haben zu wenig nützliche Vorurteile. Der echte kritische Geist, der uns eigentümlich ist, räumt die Verdienste anderer Nationen ein und enthüllt unsere eigenen Fehler — dies tötet das Nationalgefühl, das seine eigentliche Stärke in Vorurteilen besitzt."

Mit Kleist, Clausewitz und Bernhardi also können wir uns über das Ungeheuere des Krieges verständigen. Es sind bis zum Zynismus aufrichtige Fechter. Ihre Leidenschaft ist echt und braucht deshalb keine moralischen Gründe. Die Mystiker des Krieges jedoch wollen die Literatur über ihren Bankerott hinüberretten. Deshalb verschleiern sie ihn.

Aber: bankerott ist die Literatur, bankerott ist die Christenheit; — ein ehrlicher Gottesmann, der Pfarrer Rade in Marburg, bekennt ihn — bankerott sind die Volkswirtschaftler, die uns vor dem Krieg

in Aufsätzen, Broschüren, dicken Büchern angesichts der wirtschaftlichen Verhältnisse die Unmöglichkeit eines Krieges bewiesen hatten. Aber nur wenige haben den Mut, ihn einzugestehen.

Die Lyriker singen, Anarchisten sprechen über den Kriegssegen, die Christen beweisen, daß Gott diesen Krieg gewollt hat und die Volkswirtschaftler schreiben Aufsätze, Broschüren und dicke Bücher über die Notwendigkeit des Krieges.

Wir aber wollen durch.

Wir wissen nicht, ob der Krieg ein Segen ist. Zu viel Frauen und Mädchen in Trauer begegnen uns, zu viel Elend und Not sehen wir, als daß jetzt schon von einem Segen gesprochen werden könnte. Aber ein Wertmesser ist der Krieg. Ein Seismograph für Charaktere. Wir alle haben das Erdbeben gespürt; viele hat es erschüttert, umgeworfen, andere wieder gestärkt und gesteigert in ihren Fähigkeiten: zu helfen und zu heilen.

Jedes harte Urteil, und sei es noch so berechtigt, muß heute zurückgestellt oder abgeschwächt werden. Bleibt uns etwas anderes als Mitleid übrig mit allen und für alle? Wir müssen, wollen wir siegen, jede Brutalität, jede Verleumdung gegen einzelne in den Kauf nehmen. Die Kritik, ja, selbst die Vernunft muß schweigen und sich zurückziehen, so lange das Schwert spricht. Deshalb jedoch dankt sie nicht ab. Und während vernunftwidrige und sinnlose Reden von Franzosen, Engländern, Deutschen gehalten werden, während die Verrohung bereits einen kaum überschreitbaren Grad erreicht hat, wollen wir auf dem Posten bleiben in der Erinnerung an ein Wort des ach jetzt so viel zitierten Nietzsche, der im November 1870 seinem Freunde, dem Freiherrn von Gersdorff, von den großen Besorgnissen spricht, die er vor dem bevorstehenden Kulturzustande habe und dann fortfährt: „Wenn wir nur nicht die ungeheuren nationalen Erfolge zu teuer in einer Region bezahlen müssen, wo ich wenigstens mich zu keinerlei Einbuße verstehen mag. Es ist mitunter recht schwer, aber wir

müssen Philosophen genug sein, um in dem allgemeinen Rausch besonnen zu bleiben — damit nicht der Dieb komme und uns stehle oder verringere, was für mich mit den größten militärischen Taten, ja selbst mit allen nationalen Erhebungen nicht in Vergleichung kommen darf. Für die kommende Kulturperiode sind die Kämpfer von nöten: für diese müssen wir uns erhalten."

Dieser Nietzsche der „unzeitgemäßen Betrachtungen" sei in den kommenden Schlachten, die wir auszufechten haben werden, unser Offizier. (Er war es schon vorher.) Er wird der Hauptmann unserer Avant-Garde bleiben. Sein Wort stellt sich den nüchternen und ritterlichen Äußerungen jener Führer unseres Heeres an die Seite, die nicht in der Beschimpfung, sondern in der Überwindung des Feindes ihre Aufgabe und ihr Ziel erblicken. Mit ihnen, die auf vielen Gebieten uns entgegengesetzt fühlen und denken, können wir — das lehrt uns dieser Krieg — eher einer geistigen Gemeinschaft zustreben, als mit jenen Kulturträgern, die sich als absolute Beherrscher der Landkarte aufgetan haben, die reden und schwätzen, bemängeln und beschnüffeln, sich mit Beziehungen brüsten, kurz: die alles wissen, wovon die oberste Heeresleitung keinen Schimmer hat. Wir wollen auch mit diesen gebildeten Schwätzern Mitleid haben. Denn: wir wollen durch!

Unser Armeebefehl: „Für die kommende Kulturperiode sind die Kämpfer von Nöten." Wir wollen, wir müssen durch!

RUSSISCHE DICHTER ÜBER DEN RUSSISCHEN KRIEG

1854. Krimkrieg. Eine andere Konstellation wie heute. Rußland gegen die Türkei und ihre Verbündeten, England und Frankreich. Vor jetzt sechzig Jahren, am 23. September 1854, versenkten die Russen vor Sewastopol ihre ganze Flotte ins Schwarze Meer, um sich gegen eine Überrumpelung von der Seeseite her zu schützen. Nach elfmonatlicher Belagerung stürmten die Verbündeten Sewastopol. Tolstoi stand — sechsundzwanzigjährig — als Offizier in der vierten Bastion, an einer der gefährlichsten Stellen der Festung.

1877. Der sechste russisch-türkische Krieg. Der junge Dichter Wladimir Michalowitsch Garschin macht ihn als Kriegsfreiwilliger mit. Im „Tagebuch des Gemeinen Iwanow" gibt er einen Teil seiner Erlebnisse.

1914. Der siebente russisch-türkische Krieg beginnt. Eine lebendigere Vorstellung von dem Wesen des russischen Krieges als sie flüchtige Zeitungsartikel der Kriegsberichterstatter zu geben vermögen, werden den Lesern die Darstellungen Tolstois und Garschins bieten können.

Tolstois gesammelte Eindrücke sind dem bei Diederichs erschienenen Buche: „Sewastopol", die Garschinschen Aufzeichnungen dem vom Inselverlag herausgegebenen Buche: „Attalea princeps" entnommen.

SEWASTOPOL VON TOLSTOI

Wenn wir zum erstenmal in Sewastopol ankommen, sind wir unbedingt enttäuscht. Wir suchen vergebens, auch nur auf einem Gesicht, Spuren von Unruhe und Kopflosigkeit, oder auch von Begeisterung, Todesmut und Entschlossenheit, — nichts von alledem: wir sehen ruhig mit ihrer Alltagsarbeit beschäftigte Alltagsmenschen, so daß wir uns vielleicht selbst ein Übermaß von Enthusiasmus vorwerfen, daß wir leise Zweifel hegen an der Richtigkeit der Vorstellung von dem Heldenmut der Verteidiger Sewastopols, die wir uns nach den Erzählungen, den Beschrei-

bungen gebildet haben und dem, was wir auf der Nordseite gesehen und gehört. Aber ehe wir zweifeln, gehen wir auf die Bastionen, betrachten wir Sewastopols Verteidiger auf dem Schauplatz der Verteidigung selber, — oder noch besser, gehen wir direkt in das Haus gegenüber, das früher das Sewastopoler Kasinogebäude gewesen und auf dessen Außentreppe Soldaten mit Tragbahren stehen, da werden wir die Verteidiger Sewastopols sehen, da werden wir schreckliche, traurige, große, Erstaunen erregende und herzerhebende Szenen sehen.

Wir wollen in den großen Saal des Kasinos gehen. Kaum haben wir die Tür geöffnet, da erschreckt uns plötzlich der Anblick und der Geruch von vierzig oder fünfzig amputierten, sehr schwer verwundeten Kranken, die einen auf Pritschen, die meisten auf der Diele liegend. Wir dürfen dem Gefühl, das uns an der Schwelle zurückhält, nicht nachgeben — es ist kein schönes Gefühl; gehen wir nur vorwärts, schämen wir uns nicht, daß wir gekommen, von den quälendsten Schmerzen Gepeinigte zu sehen — schämen wir uns nicht, zu ihnen zu gehen und mit ihnen zu sprechen: die Unglücklichen sehen gern ein mitfühlendes Menschenantlitz, sprechen gern von ihren Qualen und hören gern Worte der Liebe und Teilnahme ... Wir wollen in der Mitte der Lagerstätten entlang gehen und ein weniger düsteres und schmerzdurchfurchtes Gesicht suchen, zu dem wir hingehen können, um zu sprechen.

Wo bist du verwundet? — fragen wir unentschlossen und zaghaft einen alten, abgemagerten Soldaten, der auf einer Pritsche sitzt, uns mit einem treuherzigen Blicke verfolgt und uns aufzufordern scheint, an ihn heranzukommen. Ich sage: zaghaft fragen wir, weil Leiden nicht nur tiefes Mitgefühl, sondern auch Scheu vor der Möglichkeit zu beleidigen und Hochachtung vor dem, der sie erträgt, einflößen.

Am Bein, antwortet der Soldat, aber zugleich bemerken wir selber an den Falten der Decke, daß ihm ein Bein bis zum Knie

fehlt. Gott sei Dank fügt er hinzu: ich werde jetzt aus dem Lazarett entlassen werden.

Und ist es schon lange her, daß du verwundet worden bist?

Ja vor sechs Wochen, Euer Wohlgeboren.

Schmerzt es dich jetzt?

Nein, jetzt schmerzt es nicht, — gar nicht: nur die Wade scheint mir weh zu tun, wenn schlechtes Wetter ist, das ist alles.

Wie und wo bist du verwundet worden?

Auf der fünften Bastion, Euer Wohlgeboren, wie das erste Bombardement war, ich hatte das Geschütz hergerichtet, wollte nach einer anderen Schießscharte gehen, und da traf er mich ins Bein, es war mir, als ob ich in eine Grube stürzte, — fort war das Bein.

Empfandest du nicht Schmerz in diesem ersten Augenblick?

Nein, nur ein Gefühl, als wenn ich mit etwas Heißem ans Bein gestoßen würde.

Nun, aber dann?

Und dann war weiter nichts; nur als man mir die Haut straff zog, war mir, als ob sie wund gerieben würde. Das erste, Euer Wohlgeboren, ist, an nichts denken; wenn man nichts denkt, dann ist auch weiter nichts. Alles kommt daher, daß der Mensch denkt.

I.

Schon sind sechs Monate vergangen seit der Zeit, da die erste Kanonenkugel von den Bastionen Sewastopols pfiff und die Erde in den feindlichen Werken aufriß, und seit der Zeit sind unaufhörlich Tausende von Bomben, Kanonen- und Gewehrkugeln von den Bastionen in die Laufgräben und aus den Laufgräben nach den Bastionen geflogen, und unaufhörlich hat der Engel des Todes über ihnen geschwebt.

Tausendfach ist hier menschliche Eigenliebe gekränkt, tausendfach befriedigt und genährt, tausendfach in den Umarmungen des

Todes zum Schweigen gebracht worden. Wie viel blumengeschmückte Särge, wie viel linnene Leichentücher! Und noch immer erschallen dieselben Töne von den Bastionen, noch immer sehen, mit unwillkürlichem Schrecken und Zittern, die Franzosen an einem klaren Abende aus ihrem Lager auf die gelbliche, aufgerissene Erde der Bastionen Sewastopols und die schwarzen, auf ihnen umherwogenden Gestalten unserer Matrosen und zählen die Schießscharten, aus welchen gußeiserne Kanonen trutzig hervorragen; noch immer beobachtet ein Unteroffizier vom Steuer vom Telegraphenhügel aus durch ein Fernrohr die bunten Gestalten der Franzosen, ihre Batterien, ihre Zelte, die Truppenmassen, die sich auf der grünen Höhe bewegen, und die in den Laufgräben aufsteigenden Rauchwölkchen, — und immer noch streben von allen Enden der Welt verschiedene Menschenscharen mit derselben Glut und mit noch verschiedenartigeren Wünschen nach dieser schicksalsreichen Stätte. Und immer noch ist die Frage, die die Diplomaten nicht gelöst haben, nicht gelöst durch Pulver und Blut.

II.

In der belagerten Stadt Sewastopol spielte auf dem Boulevard bei einem Pavillon eine Regimentskapelle, und Scharen von Soldaten und Frauen bewegten sich müßig in den Gängen. Die helle Frühlingssonne, die am Morgen über den englischen Verschanzungen aufgegangen war, hatte ihren Weg über die Bastionen, dann über die Stadt, über die Nikolai-Kaserne zurückgelegt und allen mit gleicher Freude geleuchtet; jetzt senkte sie sich zu dem fernen, blauen Meer hinab, dessen gleichmäßig wogende Wellen im Silberglanze funkelten.

Ein hochgewachsener, etwas gebückter Infanterieoffizier, der einen nicht ganz weißen, aber sauberen Handschuh über die Hand zog, trat aus dem Pförtchen eines der kleinen Matrosenhäuschen heraus, die auf der linken Seite der Seestraße standen, und ging, nachdenklich seine Füße besehend, über eine Anhöhe zum Boule-

vard. Der Ausdruck des unschönen Gesichts dieses Offiziers verriet nicht gerade große Geistesanlagen, wohl aber Geradheit, Besonnenheit, Ehrenhaftigkeit und Ordnungsliebe. Er war nicht schön gebaut, ein wenig linkisch, gewissermaßen verschämt in seinen Bewegungen. Er trug eine noch wenig gebrauchte Mütze, einen dünnen Mantel von etwas eigentümlicher, veilchenblauer Farbe, unter dem eine goldene Uhrkette, Hosen mit Strippen und reine, glänzende Kalblederstiefeln sichtbar waren. Man hätte ihn für einen Deutschen halten können, wenn seine Gesichtszüge nicht seine rein russische Abkunft verraten hätten, oder für einen Adjutanten oder Regiments-Quartiermeister (aber dann hätte er Sporen tragen müssen), oder für einen Offizier, der für die Zeit des Feldzugs von der Kavallerie, vielleicht auch von der Garde übergetreten war. Es war wirklich ein Offizier, der aus der Kavallerie übergetreten war, und in diesem Augenblick, wo er zum Boulevard hinaufschritt, dachte er an einen Brief, den er eben von einem ehemaligen Kameraden, der jetzt außer Dienst war, einem Gutsbesitzer im Gouvernement T. und seiner Gattin, der blassen, blauäugigen Natascha, seiner Busenfreundin, erhalten hatte. Ihm war eine Stelle des Briefes eingefallen, in dem der Kamerad schreibt:

„Wenn der Invalide bei uns eintrifft, stürzt Pupka (so pflegte der frühere Ulan seine Gattin zu nennen) kopfüber in das Vorzimmer, greift nach der Zeitung und rennt damit nach der Plauderecke, in das Empfangszimmer (in dem wir so schön die Winterabende zusammen verlebt haben, weißt Du noch, als das Regiment bei uns in der Stadt lag) und liest mit solchem Feuereifer Euere Heldentaten, daß Du Dir's kaum vorstellen kannst. Sie spricht oft von Dir. ‚Nicht wahr, Michajlow — sagt sie — ist doch eine Seele von Mensch. Ich könnte ihn abküssen, wenn ich ihn sehe. Er kämpft auf den Bastionen und bekommt gewiß das Georgskreuz, und die Zeitungen werden

über ihn schreiben . . .' u. s. w. u. s. w., so daß ich entschieden anfange, auf Dich eifersüchtig zu werden." An einer anderen Stelle schreibt er: „Die Zeitungen bekommen wir schrecklich spät, und wenn es auch viele mündliche Nachrichten gibt, so kann man doch nicht allen Glauben schenken. Gestern z. B. haben die Dir bekannten jungen Damen mit der Musik erzählt, Napoleon sei schon von unseren Kosaken gefangen genommen und nach Petersburg transportiert; aber Du kannst Dir denken, wie wenig ich das glaube. Ein Fremder aus Petersburg hat uns erzählt (er ist im Ministerium für besondere Aufträge, ein reizender Mensch, und jetzt, wo niemand in der Stadt ist, eine solche Ressource für uns, daß Du Dir's kaum vorstellen kannst . . .), er sagt bestimmt, die Unsrigen hätten Eupatoria genommen, so daß die Franzosen von Balaklava abgeschnitten sind, und wir hätten dabei 200 Mann, die Franzosen aber 15 000 Mann verloren. Meine Frau war so entzückt davon, daß sie die ganze Nacht gezecht hat, sie meint, Du bist sicher bei diesem Treffen gewesen, sie ahne das, und hättest Dich ausgezeichnet."

Trotz der Worte und Ausdrücke, die ich absichtlich durch die Schrift ausgezeichnet habe, und trotz des ganzen Tons dieses Briefes dachte der Stabskapitän Michajlow mit unsagbar trauriger Wonne an seine blasse Freundin in der Provinz, und wie er mit ihr die Abende in dem Erker gesessen und über „das Gefühl" gesprochen hatte, er dachte an den guten Kameraden, den Ulan, wie er böse war und brummte, wenn sie in seinem Arbeitszimmer um eine Kopeke spielten, wie seine Gattin über ihn lachte — dachte an die Freundschaft, die diese Menschen für ihn hatten (vielleicht glaubte er auch, es sei etwas mehr von seiten der blassen Freundin) alle diese Personen mit ihrer Umgebung huschten durch seine Phantasie in einem wunderbar süßen, beseligend-rosigen Lichte und, lächelnd bei seinen Erinnerungen, legte er die Hand an die Tasche, in der dieser ihm so liebe Brief steckte.

Von Erinnerungen ging der Stabskapitän Michajlow unwillkürlich zu Träumen und Hoffnungen über. „Wie groß wird Nataschas Verwunderung und Freude sein — dachte er, während er durch das schmale Gäßchen dahinschritt, — wenn sie auf einmal im Invaliden die Schilderung lesen wird, wie ich zuerst die Kanone erklettert und das Georgskreuz bekommen habe! Kapitän muß ich nach altem Brauch werden. Dann kann ich leicht noch in demselben Jahre Major in der Linie werden, denn es sind viele von unseren Leuten gefallen und werden gewiß noch viele in diesem Feldzug fallen. Und dann wird es wieder eine Schlacht geben, und ich als ein berühmter Mann bekomme ein Regiment . . . Oberstleutnant . . . den Annenorden um den Hals . . . Oberst . . ." und er war schon General, und würdig Natascha zu besuchen, die Witwe des Kameraden, der, wie er es sich ausmalte, bis dahin gestorben war — als die Töne der Boulevard-Musik deutlicher an sein Ohr schlugen, das drängende Volk ihm in die Augen fiel und er auf dem Boulevard erwachte — als der alte Stabskapitän von der Infanterie.

III.

Er ging zuerst nach dem Pavillon, neben dem die Musikanten standen, denen statt der Pulte andere Soldaten desselben Regiments die Noten hielten und umblätterten, und um die, mehr als Zuschauer, denn als Zuhörer, Schreiber, Junker und Wärterinnen mit Kindern einen Kreis gebildet hatten. Rings um den Pavillon standen, saßen und gingen meistenteils Seeleute, Adjutanten und Offiziere in weißen Handschuhen. In der großen Allee des Boulevards spazierten Offiziere aller Art und Frauen aller Art, hin und wieder in Hüten, meist aber in Kopftüchern (es gab auch welche ohne Tücher und ohne Hüte), aber nicht eine von ihnen war alt, ja, merkwürdig, alle waren jung. Unten in den schattigen, duftenden Alleen weißer Akazien gingen und saßen abgesonderte Gruppen.

Niemand war sonderlich erfreut, auf dem Boulevard dem Stabskapitän Michajlow zu begegnen, ausgenommen vielleicht Kapitän Obshogow und Kapitän Ssuslikow von seinem Regiment, die ihm herzlich die Hand schüttelten, aber der erstere war in Kamelhaar-Beinkleidern, hatte keine Handschuhe an, einen abgetragenen Mantel und ein so rotes, schweißtriefendes Gesicht, und der zweite schrie so laut und ausgelassen, daß es eine Schande war, mit ihnen zu gehen, besonders vor den Offizieren in weißen Handschuhen (von diesen begrüßte Stabskapitän Michajlow den einen Adjutanten, einen zweiten Stabsoffizier hätte er begrüßen können, denn er war mit ihm zweimal bei einem gemeinsamen Bekannten zusammengetroffen). Im übrigen aber, welches Vergnügen hätte es für ihn sein können, mit diesen Herren Obshogow und Ssuslikow spazieren zu gehen, da er auch so sechsmal am Tage mit ihnen zusammentraf und ihnen die Hand drückte? Nicht darum war er zur Musik gekommen.

Er wäre gern zu dem Adjutanten herangetreten, den er begrüßt hatte, und hätte gern mit diesem Herrn geplaudert, keineswegs etwa, damit die Kapitäne Obshogow und Ssuslikow und der Leutnant Paschtezki und die anderen sähen, daß er mit ihnen spricht, sondern einfach, weil sie nette Menschen waren und zudem alle Neuigkeiten wissen und sie erzählt hätten.

Warum aber scheut sich der Stabskapitän Michajlow, warum entschließt er sich nicht, zu ihnen heranzutreten? „Wie, wenn sie mich auf einmal nicht wiedergrüßen — denkt er — oder wenn sie mich grüßen und in ihrem Gespräch fortfahren, als ob ich nicht da wäre, oder sich ganz von mir entfernen und ich allein dort bleibe unter den Aristokraten?" Das Wort Aristokraten (im Sinne eines höheren, auserwählten Kreises, gleichviel in welchem Stande) hat bei uns in Rußland, wo es, wie man glauben müßte, gar nicht existieren sollte, seit einiger Zeit eine große Popularität bekommen und ist in alle Gegenden und in alle Schichten der

Gesellschaft eingedrungen, wo nur der Dünkel eingedrungen ist (und in welche Zeit und in welche Verhältnisse dringt diese klägliche Sucht nicht ein?): in die Kreise der Kaufleute, der Beamten, der Schreiber, der Offiziere, in Saratow, in Mamadysch; in Winniza — überall, wo es Menschen gibt. Und da es in der belagerten Stadt Sewastopol viel Menschen gibt, gibt es auch viel Dünkel, d. h. auch viel Aristokraten, obgleich jede Minute der Tod schwebt über dem Haupte jedes Aristokraten und Nicht-Aristokraten.

Für den Kapitän Obshogow ist der Stabskapitän Michajlow ein Aristokrat, für den Stabskapitän Michajlow ist der Adjutant Kalugin ein Aristokrat, weil er Adjutant ist und mit dem anderen Adjutanten auf du und du steht. Für den Adjutanten Kalugin ist Graf Norden ein Aristokrat, weil er Flügeladjutant ist.

Dünkel, Dünkel, Dünkel überall, selbst am Rande des Grabes und unter Menschen, die bereit sind, aus einer edlen Überzeugung in den Tod zu gehen, überall Dünkel. Er ist also wohl ein charakteristischer Zug und eine besondere Krankheit unseres Zeitalters. Warum hat man unter den Menschen vergangener Zeit nichts gehört von dieser Leidenschaft, wie von den Pocken oder der Cholera? Warum gibt es in unserer Zeit nur drei Arten von Menschen: Solche, die die Quelle des Dünkels als eine notwendigerweise existierende, darum berechtigte Tatsache hinnehmen und sich ihr freiwillig unterwerfen; eine zweite, die sie wie einen unheilvollen, aber unüberwindlichen Umstand hinnehmen, und eine dritte, die unbewußt sklavisch unter ihrem Einflusse handeln? Warum haben Homer und Shakespeare von Liebe, von Ruhm, von Leiden gesprochen, und das Schrifttum unseres Jahrhunderts ist nichts als eine endlose Erzählung von Snobs und Dünkel?

Der Stabskapitän ging zweimal an der Gruppe seiner Aristokraten vorüber, beim drittenmal überwand er sich und trat zu ihnen heran. Diese Gruppe bildeten vier Offiziere: der Adjutant

Kalugin, Michajlows Bekannter, der Adjutant Fürst Galzin, der sogar für Kalugin selbst ein wenig Aristokrat war, der Oberst Neferdow, einer von den sogenannten Hundertzweiundzwanzig Bürgerlichen (Verabschiedete, die für diesen Feldzug wieder in den Dienst getreten waren) und der Rittmeister Praßkuchin, auch einer von den Hundertzweiundzwanzig. Zu Michajlows Glück war Kalugin in vortrefflicher Stimmung (der General hatte soeben erst mit ihm höchst vertraulich gesprochen, und Fürst Galzin, der eben aus Petersburg gekommen, war bei ihm abgestiegen), er hielt es nicht für erniedrigend, dem Stabskapitän Michajlow die Hand zu reichen, was Praßkuchin jedoch sich nicht entschließen konnte zu tun, obgleich er sehr häufig mit Michajlow auf der Bastion zusammengetroffen war, mehr als einmal seinen Wein und Schnaps getrunken hatte und ihm sogar vom Préférence her zwölf und einen halben Rubel schuldete. Da er den Fürsten Galzin noch nicht näher kannte, wollte er vor ihm seine Bekanntschaft mit einem einfachen Stabskapitän der Infanterie nicht zeigen. Er grüßte ihn mit einem leichten Kopfnicken.

Wie Kapitän, sagte Kalugin, wann gehts wieder auf die Bastion? . . . Erinnern sie sich, wie wir uns auf der Schwarzow-Redoute trafen, es ging heiß her?

Ja, es ging heiß her, sagte Michajlow, indem er sich erinnerte, wie er in jener Nacht im Laufgraben der Bastion Kalugin getroffen, der kühn und mutig mit dem Säbel klirrend, vorwärts ging.

Eigentlich sollte ich erst morgen gehen, da aber bei uns ein Offizier krank ist, fuhr Michajlow fort, so . . .

Er wollte sagen, daß die Reihe nicht an ihm sei; da aber der Kommandeur der achten Kompagnie krank und in der Kompagnie nur der Fähnrich übrig sei, hätte er es für seine Pflicht gehalten, sich für die Stelle des Leutnants Nepschißezki zu melden und ginge daher heut' auf die Bastion. Kalugin ließ ihn nicht aussprechen.

Ich fühle, daß es dieser Tage etwas geben wird, sagte er zum Fürsten Galzin.

Wie, wird es heut' nichts geben? fragte schüchtern Michajlow, indem er bald Kalugin, bald Galzin ansah.

Niemand antwortete ihm. Fürst Galzin runzelte nur eigentümlich die Stirn, ließ seinen Blick an seiner Mütze vorbeischweifen und sagte nach einer kurzen Pause:

Ein prächtiges Mädchen, die in dem roten Tuche. Kennen Sie sie nicht, Kapitän?

Nicht weit von meiner Wohnung, die Tochter eines Matrosen, antwortete der Stabskapitän.

Gehen wir, sehen wir sie uns an.

Und Fürst Galzin nahm auf der einen Seite Kalugin, auf der anderen — den Stabskapitän unter den Arm; er war im voraus überzeugt, daß dies dem letzteren ein großes Vergnügen bereiten müsse, was in der Tat zutreffend war.

Der Stabskapitän war abergläubisch und hielt es für eine große Sünde, sich vor einem Kampfe mit Weibern abzugeben: aber in diesem Falle spielte er den Schwerenöter, was ihm Fürst Galzin und Kalugin offenbar nicht glaubten, und was das Mädchen in dem roten Tuch außerordentlich verwunderte, da sie öfter bemerkt hatte, wie der Stabskapitän errötet war, wenn er an ihrem Fenster vorüberging. Praßkuchin ging hinterdrein, stieß den Fürsten Galzin am Arm und machte allerlei Bemerkungen in französischer Sprache; da es aber nicht möglich war, zu Vieren den schmalen Weg zu gehen, war er gezwungen, allein zu gehen und nahm nur in der zweiten Gruppe den berühmten, tapferen Marineoffizier Sserwjagin unter den Arm, der herangekommen war und ein Gespräch mit ihm begonnen hatte, und der auch den Wunsch hatte, sich der Gruppe der Aristokraten anzuschließen. Und der berühmte Held schob mit Freuden seine nervige, ehrenfeste Hand unter den Arm Praßkuchins, der allen, auch Sserwjagin selbst, gut bekannt

war, als ein nicht besonders guter Mensch. Als Praßkuchin dem Fürsten Galzin seine Bekanntschaft mit diesem Marineoffizier erklärte und ihm zuraunte, er sei ein berühmter Held, schenkte Fürst Galzin Sserwjagin doch gar keine Aufmerksamkeit; er war gestern auf der vierten Bastion gewesen, hatte dort in einer Entfernung von zwanzig Schritt eine Bombe krepieren sehen, hielt sich daher für keinen geringeren Helden, als dieser Herr war und meinte, so mancher Ruhm werde für nichts gewonnen.

Dem Stabskapitän Michajlow machte es so viel Vergnügen, in dieser Gesellschaft umherzuschlendern, daß er den lieben Brief aus T. und die düsteren Gedanken, die ihm bei dem bevorstehenden Abgange auf die Bastion überkommen hatte, vergaß. Er blieb so lange in ihrer Gesellschaft, bis sie ausschließlich untereinander zu plaudern begannen und seinen Blicken auswichen und ihm so zu verstehen gaben, daß er gehen könne, und sich schließlich ganz von ihm entfernten. Der Stabskapitän war trotzdem zufrieden und kränkte sich nicht im mindesten über die verdächtig-hoffärtige Art, in der der Junker Baron Pest sich brüstete und die Mütze vor ihm zog, als er an ihm vorüberging; der Junker war nämlich seit der gestrigen Nacht, — die er zum ersten Male in der Blindage der fünften Bastion zugebracht hatte, weshalb er sich für einen Helden hielt, — besonders stolz und selbstbewußt.

IV.

Kaum aber hatte der Stabskapitän die Schwelle seiner Wohnung überschritten, als ihm völlig andere Gedanken in den Sinn kamen. Er sah sein kleines Zimmerchen mit dem unebnen Lehmboden und den schiefen, mit Papier beklebten Fenstern, sein altes Bett mit dem darüber befestigten Teppich, auf dem eine Reiterin abgebildet war und über dem zwei Pistolen aus Tula hingen, die schmutzige, mit einer Kattundecke versehene Lagerstätte des Junkers, der mit ihm zusammenwohnte; er sah seinen Nikita, der

mit verwirrtem, fettigem Haar, sich kratzend, von der Diele aufstand; er sah seinen alten Mantel, seine umgestülpten Stiefel und ein Bündel, aus dem das Ende eines Käses und der Hals einer großen Flasche mit Branntwein, den er sich für den Aufenthalt auf der Bastion besorgt, hervorragten; und plötzlich fiel ihm ein, daß er heut' auf die ganze Nacht mit der Kompagnie in die Schützengräben gehen müsse.

„Gewiß, ich werde heut' sterben müssen, — dachte der Stabskapitän — ich fühle es. Die Hauptsache ist, daß ich nicht zu gehen brauchte, aber mich selbst angeboten habe. Immer fällt der, der sich selber anbietet. Und was fehlt denn diesem verfluchten Nepschißezki? Er ist vielleicht gar nicht krank, und es soll ein anderer für ihn fallen, ja, gewiß fallen. Übrigens aber, wenn ich nicht falle, werde ich sicher vorgeschlagen. Ich habe wohl gemerkt, wie es dem Regimentskommandeur gefiel, als ich sagte: „Gestatten Sie, daß ich gehe, wenn Leutnant Nepschißezki krank ist." Setzt es nicht den Major, so ist mir der Wladimir gewiß. Gehe ich doch schon das dreizehnte Mal auf die Bastion. Ach, dreizehn ist eine böse Zahl. Ich werde bestimmt fallen — ich fühle es, daß ich fallen werde. Aber Einer muß doch gehen, ein Fähnrich kann doch nicht die Kompagnie führen. Und wenn sich etwas ereignen sollte? . . . die Ehre des Regiments, die Ehre der Armee hängt ja davon ab. Meine Pflicht war es, ja, meine heilige Pflicht. Aber ich habe Vorahnungen." Der Stabskapitän vergaß, daß er derartige Vorahnungen mehr und minder stark schon oft gehabt hatte, wenn er auf die Bastion gehen sollte, und wußte nicht, daß dieselbe Vorahnung mehr oder minder stark jeder empfindet, der ins Feuer geht. Beruhigt durch das Pflichtbewußtsein, das bei dem Stabskapitän besonders entwickelt und stark war, setzte er sich an den Tisch und begann einen Abschiedsbrief an seinen Vater zu schreiben. Als er nach zehn Minuten den Brief beendet, stand er mit tränenfeuchten Augen vom Tische auf und

begann, im Geiste alle ihm bekannten Gebete wiederholend, sich umzukleiden. Sein angetrunkener und grober Diener reichte ihm träge seinen neuen Rock (der alte, den der Stabskapitän gewöhnlich anzog, wenn er auf die Bastion ging, war nicht gereinigt).

Weshalb ist der Rock nicht gereinigt? Du willst nur immer schlafen, du! du! rief Michajlow zornig.

Was schlafen? brummte Nikita; den ganzen geschlagenen Tag läuft man umher wie ein Hund, da wird man wohl müde; und dann heißt es: schlaf nicht einmal ein!

Du bist wieder betrunken, sehe ich.

Nicht für Ihr Geld habe ich getrunken, was machen Sie mir Vorwürfe?

Schweig', Tölpel, schrie der Stabskapitän und wollte seinem Diener einen Schlag versetzen. Er war schon vorher erregt gewesen, jetzt war er vollends außer sich und erbittert über die Grobheit Nikitas, den er gern hatte, sogar verwöhnte, und mit dem er bereits zwölf Jahre zusammen lebte.

Tölpel? Tölpel . . . wiederholte der Diener, und weshalb schimpfen Sie mich Tölpel, Herr? In solcher Zeit, wie jetzt, ist es nicht recht, zu schimpfen.

Michajlow erinnerte sich, wohin er zu gehen hatte und schämte sich.

Du bringst einen wirklich um alle Geduld, Nikita, sprach er mit sanfter Stimme, diesen Brief an meinen Vater laß auf dem Tische liegen, rühr' ihn nicht an, fügte er errötend hinzu.

Zu Befehl, Herr, sprach Nikita, den unter dem Einflusse des Weines, den er, wie er sagte, für sein eigenes Geld getrunken hatte, ein Gefühl der Rührung überkam, und der mit dem ersichtlichen Wunsche, in Tränen auszubrechen, mit den Augen zwinkerte.

Der Stabskapitän gelangte glücklich durch die Laufgräben bis zu den Schützengräben, stellte mit Hilfe eines Sappeuroffiziers bereits in vollständiger Dunkelheit die Leute zur Arbeit an und

setzte sich in eine kleine Grube unter der Brustwehr. Es wurde wenig geschossen, nur bisweilen flammten bald bei uns, bald bei „ihm" Blitze auf und beschrieb eine leuchtende Bombenröhre einen feurigen Bogen am dunklen, gestirnten Himmel. Aber alle Bomben fielen weit hinten und rechts von dem Schützengraben nieder, in dessen Grube der Stabskapitän saß. Er trank seinen Schnaps, aß seinen Käse, rauchte seine Zigarette und versuchte, nachdem er sein Gebet verrichtet hatte, ein wenig zu schlafen.

AUS DEM TAGEBUCH DES GEMEINEN IWANOW

VON W. M. GARSCHIN

Am vierten Mai 1877 kam ich in Kischinew an und erfuhr nach einer halben Stunde, daß die 56. Infanteriedivision durch die Stadt ziehe. Da ich mit der Absicht gekommen war, in ein Regiment einzutreten, um den Krieg mitzumachen, so stand ich schon am siebenten Mai um vier Uhr morgens auf der Straße in den grauen Reihen, die sich vor dem Quartier des Obersten des 222. Starobelskschen Infanterieregiments aufgestellt hatten. Ich trug einen grauen Mantel mit roten Achselaufschlägen und blauen Rändern, sowie eine Mütze mit blauem Rande; auf dem Rücken einen Tornister, am Gürtel — Patronentaschen, in den Händen — ein schweres Gewehr.

Die Musik rauschte: man brachte die Fahnen aus der Wohnung des Oberst heraus. Ein Kommando ertönte; das Regiment präsentierte lautlos das Gewehr. Dann erhob sich ein fürchterliches Geschrei; der Oberst gab ein Kommando, nach ihm der Bataillonschef, die Kompagniechefs und die Unteroffiziere. Die Folge von alledem war eine verwirrte und mir völlig unverständliche Be-

wegung der grauen Mäntel, die damit endete, daß das Regiment sich in eine lange Kolonne ausdehnte und gleichmäßig unter den Klängen der Regimentsmusik, die einen lustigen Marsch spielte, dahinzog. Auch ich marschierte mit und versuchte mit meinem Nebenmann gleichen Schritt und Front mit meinem Nachbar zu halten. Der Tornister zog mich nach hinten, die schweren Patronentaschen nach vorne, das Gewehr hüpfte von der Schulter herunter, der Kragen des grauen Mantels rieb mir den Hals; aber trotz all dieser kleinen Unannehmlichkeiten stimmten die Musik, die taktmäßige, schwere Bewegung der Kolonne, der frühe frische Morgen, der Anblick von Bajonettspitzen, der sonnverbrannten und strengen Gesichter die Seele fest und ruhig. Unter den Haustüren drängten sich trotz des frühen Morgens die Menschen; aus den Fenstern blickten halbangekleidete Gestalten. Wir gingen eine lange gerade Straße am Markte vorbei, wo schon die Moldauer auf ihren Ochsenfuhrwerken ankamen; die Straße zog sich einen Berg hinan und stieß auf den städtischen Friedhof. Der Morgen war trübe und kalt, ein wenig Regen sickerte hernieder; die Bäume des Friedhofs waren im Nebel sichtbar; hinter dem nassen Tore und der Umzäunung schauten die Spitzen der Denksteine hervor. Wir umgingen den Friedhof und ließen ihn rechts liegen. Und mir war es, als ob er uns durch den Nebel verwundert anschaue. „Warum geht ihr Tausende tausend Werst, um auf fremden Feldern zu sterben, wenn man auch hier sterben kann, ruhig sterben und sich unter meine hölzernen Kreuze und steinernen Fliesen betten? Bleibt hier!"

Aber wir blieben nicht. Uns trieb eine unbekannte, geheime Gewalt: es gibt keine stärkere Gewalt im Menschenleben. Jeder einzelne würde nach Hause gegangen sein, aber die ganze Masse schritt vorwärts, unter dem Zwange der Disziplin, nicht mit dem Bewußtsein einer gerechten Sache, nicht mit dem Gefühl des Hasses gegen den unbekannten Feind, nicht aus Furcht vor der

Strafe, sondern dem Unergründeten und Unbekannten folgend, das die Menschheit noch lange zum blutigen Kampfe — der Hauptursache alles möglichen Menschen-Unglücks und -Leidens — führen wird.

Hinter dem Friedhofe breitete sich ein weites tiefes Tal aus, das in Nebel gehüllt, unseren Augen entschwand. Der Regen wurde stärker; hie und da, weit, weit in der Ferne ließen die Wolken auseinanderweichend einen Sonnenstrahl durch; dann glänzten die schrägen und geraden Regenstreifen wie Silber. —

Die grünen Abhänge des Tales entlang krochen die Nebelmassen; mitten darin konnte man lang ausgestreckte Kolonnen von Soldaten, die vor uns marschierten, unterscheiden. Zuweilen glänzten hie und da die Bajonette; ein Geschütz, wenn es von der Sonne gestreift wurde, leuchtete einige Zeit wie ein heller kleiner Stern und erlosch. Zuweilen zuckten die Wolken zusammen; es wurde dunkler; der Regen fiel dichter. Eine Stunde nach dem Ausmarsche fühlte ich, wie ein Strahl kalten Wassers über meinen Rücken hinablief. —

Der erste Tagesmarsch war nicht groß: von Kischinew bis zum Dorfe Gaureni, im ganzen achtzehn Werst. Aber ich war nicht gewohnt, fünfundzwanzig bis dreißig Pfund Gepäck zu tragen und so konnte ich mich zuerst, nachdem ich mich ins Quartier geschleppt hatte, nicht einmal hinsetzen; ich lehnte mich mit dem Tornister gegen die Wand und stand so ungefähr zehn Minuten in voller Armatur und mit dem Gewehr in den Händen. Ein Soldat, der gerade zur Küche ging, um das Mittagbrot zu holen, erbarmte sich meiner und nahm auch mein Kesselchen mit; aber als er zurückkam, fand er mich in tiefem Schlafe liegend. Ich erwachte erst um vier Uhr morgens von den unerträglich schrillen Tönen des Hornes, das den Generalmarsch blies, und nach fünf Minuten marschierte ich von neuem auf einem schmutzigen, lehmigen Wege unter feinem Regen, der wie durch ein Sieb niederfiel. Vor mir

bewegte sich irgend jemandes grauer Rücken mit einem daraufgeschnallten braunen Tornister aus Kalbsleder, einem klirrenden eisernen Kesselchen und einem Gewehr auf der Schulter; neben und hinter mir gingen ebensolche große Gestalten. In den ersten Tagen konnte ich sie nicht voneinander unterscheiden. Das 222. Infanterieregiment, in das ich geraten war, bestand meistenteils aus Bauern aus dem Wjatkaschen und Kostromaschen Gouvernement. Lauter breite Gesichter mit starken Backenknochen, die von der Kälte gebräunt waren; graue kleine Augen, hellblonde Haare und Bärte. Einiger Namen erinnerte ich mich wohl, aber wem sie gehörten — wußte ich nicht. Nach zwei Wochen konnte ich nicht mehr begreifen, wie ich meine zwei Nebenmänner hatte verwechseln können: den einen, der neben mir ging und den andern neben dem Besitzer des grauen Rückens, den ich stets vor mir hatte. Ich nannte sie ohne Unterschied Fedorow und Schitkow, irrte mich stets, und dabei waren sie einander ganz und gar nicht ähnlich.

Fedorow, der Gefreite, war ein junger Kerl, ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt, von mittlerem Wuchs, schlank, sogar elegant gebaut. Er hatte ein regelmäßiges, wie gemeißeltes Gesicht mit sehr hübsch geformter Nase und Lippe sowie einem Kinn, das mit einem hellblonden krausen Bärtchen bedeckt war, und er hatte lustige blaue Augen. Wenn man rief: „die Sänger voran!" war er der Vorsänger unserer Kompagnie und sang rein mit einem Tenor, der bei hohen Tönen in ein Falsett umschlug: . . .

„Den Zaren ru-ft man in den Senat! . . ."

Er stammte aus dem Wladimirschen Gouvernement, war aber als Kind nach Petersburg gekommen. Was selten vorkommt, hatte ihn die „Bildung" dort nicht verdorben, sondern bloß abgeschliffen, indem sie ihn unter anderem gelehrt hatte, Zeitungen zu lesen und allerhand gedrechselte Worte zu gebrauchen.

— Gewiß, Wladimir Michalowitsch, — sagte er zu mir — ich kann mehr Einsicht haben, als Onkel Schitkow, da Petersburg

seinen Einfluß auf mich ausgeübt hat. In Petersburg herrscht Zivilisation, bei ihnen im Dorfe aber bloß Unwissenheit und Wildheit. Aber da er ein älterer Mann ist, der vieles durchgemacht und allerhand Schicksalsschläge erlebt hat, sozusagen, so kann ich ihn zum Beispiel nicht anbrüllen. Er ist vierzig Jahre alt, ich aber stehe erst im dreiundzwanzigsten, obgleich ich Gefreiter bin.

Onkel Schitkow war ein stämmiger Bauer von ungewöhnlicher Kraft, stets düster. Sein Gesicht war dunkel, mit hervorstehenden Backenknochen, er hatte kleine Augen, die unter der Stirn hervorblickten. Er lächelte nie und sprach selten. Von Beruf war er Zimmermann und bereits mit unbeschränkter Frist beurlaubt, als man unsere Armee mobil machte. Bis zu seinem endgültigen Abschied hatte er nur noch einige Monate; der Krieg begann und Schitkow ging mit ins Feld; zu Hause ließ er eine Frau und fünf Kinder. Trotz seines wenig freundlichen Äußeren und seiner steten Düsterheit, hatte er etwas anziehendes, gutes und starkes an sich. Jetzt erscheint es mir völlig unbegreiflich, wie ich diese beiden Nebenmänner verwechseln konnte, aber in den ersten zwei Tagen erschienen sie mir beide gleich; grau, bepackt, ermattet und durchnäßt.

Die ganze erste Hälfte des Mai regnete es ununterbrochen und wir marschierten ohne Zelte. Der endlose lehmige Weg wechselte fast auf jeder Werst einmal zwischen Tal und Hügel. Es war ein schweres Marschieren. An den Füßen Klumpen von Schmutz, der graue Himmel hing tief herab und säete ohne Unterlaß einen feinen Regen. Und er nimmt kein Ende; es ist keine Hoffnung, wann man in das Nachtquartier kommt, zum Trocknen und zum Erwärmen! die Rumänen ließen uns nicht in die Häuser; sie hätten auch keinen Platz für solch eine Menschenmasse gehabt. Wir durchzogen die Stadt oder das Dorf und lagerten uns irgendwo auf einer Wiese.

— Halt! ... Die Gewehre zusammengestellt!

Und nachdem man die heiße Suppe gegessen hatte, mußte man

sich direkt in den Schmutz legen. Von unten Wasser, von oben Wasser; der ganze Körper ist naß. Man zittert, hüllt sich in den Mantel ein, fängt allmählich an, in der feuchten Wärme, die sich entwickelt, warm zu werden und schläft fest ein, bis der von allen verfluchte Generalmarsch ertönt. Von neuem die graue Kolonne, grauer Himmel, schmutziger Weg und trostlose, nasse Hügel und Täler. Die Leute hatten es schwer.

— Alle Himmelschleusen haben sich geöffnet, — seufzte unser Unteroffizier Karpow, ein alter Soldat, der den Feldzug nach Chiwa mitgemacht hat. — Wir werden naß, ohn' Unterlaß.

— Wir werden auch wieder trocken, Wasili Karpytsch! Die liebe Sonne wird herniederblicken und uns alle trocknen. Der Marsch ist lang: wir haben Zeit auszutrocknen und naß zu werden, bis wir hinkommen. Michailytsch! — wendet sich ein Nebenmann zu mir — ist es noch weit bis zur Donau?

— Drei Wochen werden noch hingehen.

— Drei Wochen? Und zwei marschieren wir schon...

— Wir kommen in des Teufels Küche — brummte Onkel Schitkow.

— Was brummst du da, alter Teufel? Machst die Leute unzufrieden! In des Teufels Küche? Warum sagst du so was?

— Gehen wir etwa zu Tanz und Spiel hin? — knurrt Schitkow zur Antwort.

— Nicht zu Tanz und Spiel, aber wir müssen unsere Pflicht erfüllen!... Was hast du gesagt, als du den Eid ablegtest? „Ohne mein Leben zu schonen!..." Nun! Alter Dummkopf! Sieh dich vor!

— Was habe ich denn gesagt, Wasili Karpytsch? Gehe ich denn nicht! Muß man sterben, so muß es ... einerlei ...

— Also! Was redest du denn noch! ...

* * *

Ich mochte nicht schlafen; ich stand auf und begann im feuchten Grase zwischen unserem Bataillon und der Artillerie herumzuirren.

Eine dunkle Gestalt holte mich mit dem Säbel rasselnd ein; an dem Rasseln erkannte ich, daß es ein Offizier war und ich machte Front. Der Offizier trat zu mir: ich erkannte, daß es Wenzel war.

— Sie können nicht schlafen, Wladimir Michailytsch? — fragte er mit seiner weichen und leisen Stimme. — Nein ich kann es nicht, Herr Kapitän.

— Ich heiße Peter Nikolajewitsch . . . Ich kann auch nicht schlafen . . . Saß und saß da bei Ihrem Kommandeur; wurde mir langweilig; sie fingen an Karten zu spielen und haben sich betrunken . . . Ach, was für eine Nacht!

Er ging neben mir; als wir bis ans Ende der Linie gelangt waren, kehrten wir um und gingen einigemal schweigend auf und ab. Wenzel begann zuerst: — Sagen Sie mir, zogen Sie in den Krieg auf eigenen Wunsch?

— Ja.

— Was zog Sie denn?

— Wie soll ich Ihnen das sagen? — antwortete ich, da ich mich nicht auf Einzelheiten einlassen mochte.

— Am meisten, selbstverständlich, das Verlangen, meine Kräfte zu erproben, die Welt zu sehen,

— Und wahrscheinlich das Volk in seinem Vertreter — dem Soldaten — zu studieren? — fragte Wenzel. Es war dunkel und ich sah seinen Gesichtsausdruck nicht, hörte aber aus der Stimme die Ironie heraus.

— Wie kann man hier Studien machen? Wo bleiben die Beobachtungen, wenn man bloß daran denkt, wie man sich bis zum Quartier schleppt und schlafen kann.

— Nein, Scherz bei Seite. Sagen Sie mir, warum wollen Sie nicht zu Ihrem Chef übersiedeln. Schätzen Sie denn die Meinung dieser Bauern?

— Gewiß schätze ich sie, wie überhaupt die Meinung aller, wenn ich keine Ursache habe, sie zu mißachten.

— Ich habe keinen Grund, Ihnen nicht zu glauben. Ja, übrigens ist ja solch eine Strömung jetzt im Schwunge. Auch die Literatur — auch die erhebt den Bauern zu einer Perle der Schöpfung.

— Wer spricht von Perlen der Schöpfung, Peter Nikolajewitsch. Wenn man ihn bloß als Menschen anerkennen würde, das wäre schon gut.

— Ach bitte, lassen Sie die kläglichen Worte! Wer erkennt ihn nicht als Menschen an? Ein Mensch? — Nun, mag er ein Mensch sein; was für einer? — das ist die Frage . . . Wollen wir von etwas anderem sprechen.

Wir kamen nun tatsächlich ins Gespräch; Wenzel hatte anscheinend sehr viel gelesen und, wie Saikin gesagt hatte, kannte er auch fremde Sprachen. Die Bemerkung des Kapitäns, daß er „Gedichte ochse" ergab sich auch als richtig; wir redeten von den Franzosen und Wenzel, nachdem er auf die Naturalisten geschimpft hatte, ging zu den vierziger und dreißiger Jahren über und trug sogar mit Gefühl „Die Dezembernacht" von Alfred de Musset vor. Er trug gut vor: schlicht, ausdrucksvoll und mit guter französischer Aussprache. Nachdem er geendet hatte, schwieg er eine Weile und fügte hinzu:

— Ja, das ist gut, aber alle Franzosen zusammen taugen nichts gegen zehn Zeilen von Schiller, Goethe und Shakespeare.

Bevor er die Kompagnie erhielt, verwaltete Wenzel die Regimentsbibliothek und verfolgte fleißig die russische Literatur. Als er von derselben sprach, verurteilte er den „Bauernkultus" sehr streng, wie er sich ausdrückte. Bei dieser Bemerkung wandte sich das Gespräch zu dem früheren Gegenstand. Wenzel stritt heftig.

— Als ich, fast noch ein Knabe, in das Regiment trat, dachte ich nicht das, was ich Ihnen jetzt sage. Ich gab mir Mühe, mit Worten etwas zu erreichen, ich versuchte, einen sittlichen Einfluß auszuüben. Aber es verging ein Jahr und sie hatten alle Sehnen aus mir herausgezogen. Alles, was von den sogenannten guten

Büchern geblieben war, erwies sich im Zusammenstoß mit der Wirklichkeit als sentimentaler Unsinn. Und jetzt meine ich, daß das einzige Mittel, verstanden zu werden — das ist!

Er machte mit der Hand eine Bewegung. Es war so dunkel, daß ich ihn nicht verstand.

— Was ist es denn, Peter Nikolajewitsch?

— Die Faust! — schnitt er ab. — Jedoch, leben Sie wohl, es ist Zeit zum Schlafen!

Ich machte meine Honneurs und wanderte nach meinem Zelt. Ich war traurig und erbittert. Im Zelte schienen schon alle zu schlafen; aber nach etwa zwei Minuten, als ich mich hingelegt hatte, fragte mich Fedorow, der neben mir schlief, leise:

— Michailytsch, schlafen Sie?

— Nein, ich schlafe nicht!

— Sie sind mit Wenzel spazieren gegangen?

— Ja, mit Wenzel.

— Wie ist er denn gegen Sie? Ruhig?

— Ruhig, sogar freundlich.

— Siehst du! Ja, wenn einer ein feiner Herr ist, wie du, mit dem geht er anders um, als mit uns.

— Ja, was ist denn? Ist er denn sehr schlimm?

— Oh-oh-oh ... schrecklich! In der zweiten Schützenkompagnie knacken alle Backenknochen. Die reine Bestie!

Und er schlief sofort ein, so daß ich als Antwort auf meine nächste Frage bloß seinen gleichmäßigen und ruhigen Atem hörte. Ich hüllte mich fester in den Mantel; in meinem Kopfe verwirrte sich alles und verschwand in einem festen Schlafe.

Auf den Regen folgte Hitze. Um diese Zeit kamen wir von der Landstraße, wo die Füße in dem aufgeweichten Boden stecken blieben, auf die große Heerstraße, die von Jassy nach Bukarest führt. Unser erster Tagesmarsch auf dieser Straße, von Tekutscha bis Berlada wird immer im Gedächtnis aller derer bleiben, die

ihn mitgemacht haben. Es waren 35 Grad im Schatten: die Marschroute war achtundvierzig Werst. Es war still: ein feiner Kalkstaub, der von vielen tausend Füßen aufgewirbelt wurde, stand über der Straße: er kroch in die Nase und den Mund, puderte die Haare, so daß man ihre Farbe nicht erkennen konnte: vermischt mit Schweiß bedeckte er die Gesichter mit Schmutz und hatte alle in Neger verwandelt. Wir marschierten dazumal aus einem unbekannten Grunde nicht in Hemden, sondern in Uniformröcken. Die Sonne erhitzte das schwarze Tuch und brannte unerträglich auf die Köpfe durch die schwarzen Mützen: die Füße fühlten durch die Sohlen hindurch den glühenden Boden der Straße.

Den Leuten verging der Atem. Zum Unglück waren die Brunnen selten und meistenteils war so wenig Wasser darin, daß der Kopf unserer Kolonne — es marschierte eine ganze Division — das ganze Wasser ausschöpfte und wir erhielten nach einem fürchterlichen Drängen und Stoßen am Brunnen nur eine lehmige Flüssigkeit, mehr Schmutz, als Wasser. Wenn auch das nicht reichte, fielen die Leute um. An diesem Tage sind aus unserem Bataillon allein ungefähr neunzig Menschen auf dem Wege liegen geblieben. Drei starben am Sonnenstich.

Ich ertrug diese Tortur im Vergleich zu den anderen leicht. Vielleicht deshalb, weil unser Regiment meistenteils von Leuten aus nordischen Gouvernements gebürtig, zusammengesetzt war: ich aber war von Kindheit auf an die Steppenhitze gewöhnt: vielleicht jedoch lag hier ein anderer Grund vor. Ich hatte Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß die einfachen Soldaten sich überhaupt die physischen Qualen mehr zu Herzen nehmen, als die Soldaten aus den sogenannten privilegierten Klassen (ich rede nur von denen, die freiwillig in den Krieg gezogen waren). — Für sie, die einfachen Soldaten, waren die physischen Leiden ein wahrer Kummer, fähig, sie wehmütig zu stimmen und überhaupt die Seele zu martern. Diejenigen aber, die mit Bewußtsein in den Krieg gingen, waren

seelisch ruhiger, obgleich sie physisch sicher nicht weniger litten, sondern stärker als die Soldaten aus dem einfachen Stande — infolge einer zarten Erziehung, verhältnismäßiger körperlicher Schwäche und dergleichen mehr. — Ihre geistige Welt konnte nicht durch blutig geschundene Füße, unerträgliche Hitze und tötliche Müdigkeit getrübt werden. Nie fühlte ich solch eine vollkommene seelische Ruhe, solch Frieden mit mir selbst, und solch sanftes Hineinfinden in das Leben, wie damals, als ich diese Leiden duldete und auszog, Menschen zu töten. Wild und sonderbar kann dies alles erscheinen, ich schreibe jedoch die reine Wahrheit.

Wie dem auch sei, wenn auch die anderen auf dem Wege hinstürzten, war ich immer noch bei Besinnung. In Tekutscha hatte ich eine ungeheure Kürbisflasche, die wenigstens vier Liter enthielt, auf den Weg mitgenommen. Auf dem Marsche mußte ich sie mehr als einmal mit Wasser füllen; die Hälfte davon hatte ich selbst getrunken, die andere unter Kameraden verteilt. Da geht einer, hält sich mit allen Kräften aufrecht, die Hitze aber nimmt überhand; die Beine knicken ein, der Körper schwankt, wie bei einem Betrunkenen, hin und her, unter der Schicht von Schmutz und Staub sieht man, wie das Gesicht dunkelrot wird; die Hand krampft sich um das Gewehr. Ein Schluck Wasser belebt ihn auf einige Minuten, aber schrecklich fällt der Mann bewußtlos auf die staubige und harte Straße hin. „Diensthabender!" schreien einige heisere Stimmen. Die Pflicht des Diensthabenden ist, den Hingestürzten zur Seite zu schleppen und ihm Hilfe zu leisten; aber auch der Diensthabende ist fast in eben solchem Zustande.

Die Gräben an der Straße sind mit liegenden Menschen bedeckt... Fedorow und Schitkow gehen neben mir, und obgleich sie anscheinend leiden, halten sie sich doch tapfer. Die Hitze hat auf sie eine mit ihren Charakteren eigenartig übereinstimmende Wirkung ausgeübt, jedoch in entgegengesetzter Richtung: Fedorow schweigt

und seufzt nur ab und zu schwer, wobei er kläglich mit seinen schönen, jetzt aber vom Staub entzündeten Augen aufschaut; Onkel Schitkow schimpft und raisonniert.

— Schau, da fällt einer . . . . Du wirst mich mit dem Bajonett treffen, zum Teu-fel! — schreit er ärgerlich und weicht dem Gewehr des hingefallenen Soldaten aus, das ihm mit der Spitze fast ins Auge gekommen wäre. — Herrgott! Himmlische Königin! Wofür strafst du uns? Wenn nicht dieser Schinder da wäre, ich würde selbst hinfallen. —

Wer ist ein Schinder, Onkel? — frage ich.

— Njemzew, der Stabskapitän. Heute ist er der Diensthabende; er geht hinter uns. Besser ist es, man geht schon, sonst prügelt er einen . . . . daß man keinen heilen Fleck mehr am Leibe hat. Ich wußte schon, daß die Soldaten den Namen „Wenzel" in „Njemzew" verwandelt hatten. Es klang so ähnlich und war doch russisch. („Njemzew" heißt im Russischen — der Deutsche, es ist die Pluralform. Anm. d. Übers.)

Ich trat aus dem Glied. Zur Seite der Straße war es ein wenig leichter zu gehen; es war da nicht ein solcher Staub und kein solches Drängen. Es gingen viele abseits vom Wege; an diesem unglückseligen Tag sorgt niemand um die Aufrechthaltung einer regelrechten Marschordnung. Allmählich blieb ich hinter meiner Kompagnie zurück und kam an das Ende der Kolonne.

Wenzel holte mich ein. Er war abgehetzt und sein Atem ging schwer. Dabei war er sehr aufgeregt.

— Wie gefällt Ihnen das? — fragte er mit heiserer Stimme. — Gehen wir an der Seite. Ich bin vollständig abgehetzt. —

Ist Ihnen Wasser gefällig?

Er tat gierig einige große Züge aus meiner Riesenflasche.

— Danke. Es ist mir leichter geworden. Na, das ist ein Tag!

Eine Weile gingen wir schweigend nebeneinander her.

— Nebenbei gefragt, — sagte er, — Sie sind nicht zu Iwan Platonytsch gezogen?

— Nein, ich bin nicht hingezogen.

— Das ist dumm. Entschuldigen Sie meine Offenherzigkeit. Auf Wiedersehen; ich muß an das Ende des Zuges. Es fallen viel zu viel von diesen zarten Geschöpfen hin.

Als ich einige Schritte getan hatte und den Kopf zurückwandte, sah ich, daß Wenzel sich über einen hingestürzten Soldaten gebeugt hatte und ihn an der Schulter zerrte.

— Steh auf, Kanaille! Steh auf!

Ich erkannte meinen gebildeten Gesellschafter nicht wieder. Die gröbsten Schimpfworte strömten in einer nicht endenwollenden Flut von seinen Lippen. Der Soldat war fast bewußtlos und sah den wütenden Offizier mit einem trostlosen Ausdruck an. Seine Lippen flüsterten etwas.

Steh auf! Sofort steh auf! Ah! du willst nicht? Ich will dich lehren! da, da, da!

Wenzel ergriff seinen Säbel und versetzte dem Unglücklichen mit der metallenen Scheide einen Schlag nach dem anderen auf die von Tornister und Gewehr geschundenen Schultern! Ich konnte das nicht ruhig mit ansehen und trat zu ihm.

— Peter Nikolajewitsch!

— Steh auf! . . . — Die Hand mit dem Säbel hob sich noch einmal zum Schlage. Ich hatte Zeit, ihn festzuhalten.

— Um Gotteswillen, Peter Nikolajewitsch, lassen Sie ihn. Er wandte mir das wütende Gesicht zu. Mit den hervorstehenden Augen und dem krampfhaft verzerrten Munde bot er einen schrecklichen Anblick. Mit einer raschen Bewegung riß er seine Hand

aus der meinigen. Ich dachte, er würde sich, rasend über meine Frechheit, gleich einem Gewitter auf mich stürzen (einen Offizier an der Hand festzuhalten, war tatsächlich eine ungeheure Dreistigkeit), aber er faßte sich.

— Hören Sie, machen Sie so etwas nie wieder, Iwanow! Wenn irgend ein Grobian, wie Tschurow oder Timofeew, an meiner Stelle gewesen wäre, Sie würden Ihren Scherz teuer gebüßt haben. Sie müssen nicht vergessen, daß Sie Gemeiner sind und daß man Sie wegen einer solchen Sache ohne viele Worte zu verlieren — erschießen kann!

Einerlei. Ich kann das nicht ansehen, ohne dazwischenzutreten.

— Das macht Ihrem zarten Empfinden Ehre. Aber Sie wenden es nicht an der rechten Stelle an. Wie soll man denn anders verfahren mit diesen ... Sein Gesicht drückte Verachtung, ja geradezu Haß aus. — Von diesen Dutzenden von Kerls, die wie Weiber hinfallen, sind vielleicht nur einige Mann tatsächlich ermattet. Ich tue es nicht aus Grausamkeit — die kenne ich nicht; man muß die Disziplin aufrecht erhalten. Wenn sich mit ihnen reden ließe, würde ich nur das Wort brauchen, aber das ist für die da nichts. Sie empfinden bloß physischen Schmerz.

Ich hörte ihn nicht bis zu Ende an und eilte fort, meine schon weit voraus marschierte Kompagnie einzuholen. Ich traf auf Fedorow und Schitkow, als man unser Bataillon von der Chaussee seitwärts auf ein Feld führte und Befehl gab, Halt zu machen.

— Was haben Sie mit Stabskapitän Wenzel gesprochen, Michailytsch? — fragte mich Fedorow, als ich ermattet neben ihm hinfiel, nachdem ich mir kaum Zeit genommen hatte, das Gewehr hinzustellen. — „Gesprochen"! — brummte Schitkow. — Ist das eine Unterhaltung? Er hat ihn an der Hand gefaßt. Ach, Herr Iwanow, nehmen Sie sich vor Njemzew in Acht! Lassen Sie sich nicht dadurch irre machen, daß er sich gern mit Ihnen unterhält. Er richtet Sie eines Tages mir nichts dir nichts zu Grunde!

Einmal auf einer Rast kam ein Kosak mit einer wichtigen Nachricht an die Vorgesetzten herangejagt. Man ließ uns aufstehen und ohne Tornister und ohne Waffen, bloß in weißen Hemden in Reih und Glied treten. Niemand von uns wußte, warum das geschah. Die Offiziere besahen die Mannschaften; Wenzel schrie und schimpfte, wie gewöhnlich, zerrte an den schlecht umgeschnallten Gürteln und befahl mit Püffen und Stößen die Hemden in Ordnung zu bringen. Darauf führte man uns an den Eisenbahndamm und in ziemlich langer Reihe dehnte sich das Regiment in zwei Gliedern den Bahndamm entlang aus. Eine Werst weit zog sich die weiße Linie der Hemden hin.

— Kinder! — schrie der Major. — Unser Zar fährt vorüber!

Und wir begannen den Zaren zu erwarten. Unsere Division war ziemlich abgelegen, da sie sowohl von Petersburg wie von Moskau weit entfernt stand. Von den Soldaten hatte vielleicht nur der zehnte Teil den Zar gesehen und alle erwarteten den kaiserlichen Zug voll Ungeduld. Es verging eine halbe Stunde; der Zug kam nicht. Man erlaubte den Leuten sich zu setzen. Es entwickelten sich Unterhaltungen und Gespräche.

— Wird er anhalten? — fragte jemand.

— Da kannst du lange warten! Jedes Regiments wegen anhalten! Er wird aus dem Fenster zu uns herüberschauen — das ist genug!

— Und wir werden nicht unterscheiden können, wer es denn eigentlich war, Brüder; denn mit ihm reisen doch viele Generäle.

— Ich werde ihn erkennen. Ich habe ihn auf dem Ghodynschen Felde im vorigen Jahre so nahe gesehen.

Und der Soldat streckte die Hand aus, um zu zeigen, wie nah er den Kaiser gesehen hatte.

Endlich nach zweistündigem Warten erschien in der Ferne ein Rauchwölkchen. Das Regiment erhob sich und stellte sich auf. Zuerst kam der Zug mit der Dienerschaft und der Küche. Die

Köche und Kochjungen blickten in weißen Kappen aus den Fenstern und lachten über irgend etwas. Ungefähr zweihundert Klafter hinterher kam der kaiserliche Zug; der Lokomotivführer, als er das aufgestellte Regiment sah, verlangsamte die Geschwindigkeit und die Wagen zogen, langsam rasselnd, an unseren Augen, die gierig auf die Fenster blickten, vorbei. Aber sie waren alle verhängt; ein Kosak und ein Offizier, die auf der Plattform des letzten Wagens standen, waren die einzigen Menschen im Zuge, die wir gesehen hatten. Wir schauten dem immer schneller und schneller dahineilenden Zuge nach, standen noch etwa drei Minuten und gingen zum Biwak zurück. Die Soldaten waren enttäuscht und äußerten ihre Betrübnis.

DER MORD IN RUSSLAND

VON RENÉ SCHICKELE

In Kiew hatten sie einem Mann den Prozeß gemacht, nicht, weil er im Verdacht stand, einen Mord begangen zu haben, nicht einmal, weil er ein Jude war, der im Verdacht stand, einen Mord begangen zu haben, sondern weil die Juden im Verdacht stehen, religiöse Morde zu begehen.

Wäre dem Staatsanwalt der Nachweis gelungen, daß es Ritualmorde gegeben hat, so wäre Beilis verloren gewesen.

So erklärt sich die verblüffende Frage, die der Staatsanwalt an einen Sachverständigen stellte, warum das Judentum der ganzen Welt in Aufregung gerate, wenn ein Jude eines Ritualmordes beschuldigt werde.

Denn das Christentum, nicht wahr, geriete keineswegs in Aufregung, wenn in irgend einem barbarischen Land ein Christ beschuldigt würde, einen Mord begangen zu haben, den seine Religion ihm vorschrieb.

Der wilde Stamm, dem solches einfiele, würde nur durch eine Auswahl christlicher Bajonette schnell und gründlich eines bessern belehrt. Das ist der einzige Unterschied zwischen dem Fall Beilis und dem des mutmaßlichen christlichen Märtyrers.

Vom selben Tiefgang war die andere Frage, ob die Juden die hingerichteten jüdischen „Fanatiker" als Heilige betrachteten.

Der Moskauer Oberrabiner antwortete sehr schön, die Juden kennten keine Verehrung der toten Gebeine, wohl aber eine Verehrung der Seele ihrer zahlreichen Märtyrer.

Hinter dem Knochensplitter eines christlichen Heiligen her zieht der Zar mit ganz Rußland in mystischer Prozession! Vielleicht ist das der Grund, weshalb sie die jüdischen Märtyrer für höllische Nachahmungen der christlichen Originale, für ein fratzenhaftes Possenspiel des Teufels halten? Selbst die Heiligen gelten nur soviel, wie die Anzahl Bajonette die sie für sich haben.

Die armen Heiligen!

Beim vorläufig letzten „Kreuzzug", dem Schweine- und Lämmerkreuzzug, sprangen sie, mit Kirchenglocken und Kanonen, in gemeinsamer Prozession gegen die Ungläubigen los. Sie segneten gemeinsame Märtyrer. Ein wahrhaft erhebendes Schauspiel. Der Himmel füllte sich mit Seelen, die aus gespaltenen Schädeln und geschlitzten Eingeweiden kamen.

Plötzlich aber entbrannten sie, die Heiligen in der Prozession, mit ihren Wunden und Aureolen in erbittertem Wettbewerb und begannen, seltsamerweise ohne weiteren Schaden für ihre Erztugenden, sich gegenseitig zu metzeln. Und natürlich wurden die gemeinsamen Märtyrer von gestern ebenso schnell zu heiligen Feinden und die unsterblichen Träger des Haß- und Rachegedankens. Im Namen Christi.

So sind die Menschen. Sie wollen, daß ihre Lügen gleich bis zum Himmel stinken. . .

Wie gut, wie menschenrein hebt sich aus der blutigen Sumpfluft dieser weltlichen Verwirrungen das Bild der jüdischen „Fanatiker", das ein geist- und phantasieloser Teufel von Staatsanwalt gegen einen kleinen, gleichgültigen Juden heraufbeschwor. Ihr Märtyrium war ohne Glanz. Ihr Name lebt nicht im Echo der Orgeln und Litaneien. Sie zitterten,

todängstliche Kreaturen, einsam und ihrer ganzen Qual bewußt, vor dem Feuer, das zu Gottes Ehre Menschen fraß, wie Strohbündel, und ließen sich fressen. Sie bäumten sich schreiend vor dem Schwert im Weihwedel und ließen sich schinden.

Welch ein Held, Ihr Massenfeiglinge, ist doch dieser Beilis, von welcher Kraft des Duldens, verglichen mit den trunkenen, hypnotisierten Horden, die mit Kreuz und Fahne gegen Konstantinopel zogen. . . Ich kenne in den schönsten Legenden nicht viel, was mich mehr ergriffen hätte als die Worte, die des Beilis Frau zum Staatsanwalt sagte: Er solle sich jetzt einen anderen Juden suchen, ihr Mann habe lange genug im Gefängnis gesessen. . .

Sie wußte, ebensogut wie der Staatsanwalt, der auf der Suche nach einem Ritualmord in den Jahrtausenden umhertorkelte, daß es nicht um Beilis ging, sondern gegen die Juden, und deshalb meinte sie, es brauchte nicht immer gerade ihr Mann zu sein, der herhielt, man könnte vielleicht abwechseln und die Last verteilen. . . Denn sie, die russischen Juden, seien nun einmal da, um zu leiden.

Wenn Tolstoi noch lebte, wäre er vielleicht gekommen und hätte sich statt eines Juden angeboten. Er, der ein Christ war.

Er, der ein Christ sein wollte... und es doch erst ganz sein durfte, als der Ruf des Todes ihn wie ein Eissturm packte und auf die Landstraße warf.

Und noch ein Gedanke verließ mich nicht, während ich diesen Prozeß verfolgte, in dem halbtierische Mönche, erklärte Verbrecher und die bezahlten und freiwilligen Fahnenträger einer dumpfen Wüterei vorüberzogen.

Zeigte man ihnen ein Bild mit dem gekreuzigten Beilis, keinen ihrer Öldrucke, sondern ein lebenswahres Bild, auf dem nicht ein siegfriedschöner Jüngling aus Israel, kein prächtiger, blonder Russe, sondern der nackte, mit einem schmierigen Lendentuch umgürtete armselige Beilis stürbe, ein ausatmender Kadaver, dem der schwarze Zwicker schief auf der Nase säße, und der nichts wäre als die Verkörperung letzter Ohnmacht — sie schrien über eine Gotteslästerung!

Die Lust, zu verfolgen und zu töten ergriffe sie!

Steine flögen!

Viel Volk stände da, johlend und mit den Armen fuchtelnd, und zwei, drei kluge Menschen wüschen ihre Hände in Unschuld und „ließen", in Gottes Namen, wie man dann sagt, „der Angelegenheit ihren Lauf".

Als ich klein war, verprügelten wir unseren Schulfreund Moritz, weil er Christus getötet habe: wir waren vier gegen einen, und er wehrte sich nicht. Ich habe seitdem oft gefürchtet, er könnte von diesen frühen Erlebnissen eine bittere Verachtung für regierende Heilige und deren edle Ritter behalten haben, die in der Überzahl unmenschlichen Mut mit übermenschlicher Dummheit verbinden.

Diese Art Russen, böse Barbarenkinder, wachsen offenbar nie oder nur schwer aus den Kinderschuhen. Aber wenn sie wenigstens Christen wären und sich erinnerten, was man sie gelehrt hat, so wüßten sie, daß Christus, durch ihre Schuld, täglich hundertmal für sie sterben muß, um sie von ihren Sünden loszukaufen, und daß, wenn Christi Menschenleib über der Erde aufgerichtet wäre, sie im Blute waten würden, das ihretwegen ununterbrochen aus seiner Herzwunde strömt.

Wenn sie wenigstens Christen sein wollten.

Sie sind nur Hunnen.

* * *

In einem Berliner Verlag ist, in russischer Sprache, ein Werk über den „letzten Selbstherrscher Rußlands" erschienen, ein Buch, groß, dick, schwer, wie eine alte Bibel, mit vielen Photographien.

Die ganze russische Revolution ist da in Momentaufnahmen zu sehen.

Manchmal sind es Hunderte und Tausende, in die Kosaken hineinreiten, oder die wie eine einzige große Schmerzensgrimasse aus dem Rauch von Gewehrsalven auftauchen.

Aber man sieht auch zwei, drei, vier zusammengeschlagene Jünglinge, die der Photograph malerisch gegen eine Mauer lehnte, um die elenden, zerrissenen, aus verglasten Augen starrenden Menschenpuppen ordentlich aufnehmen zu können.

Anderswo brennt ein Dorf und Soldaten mit aufgepflanzten Seitengewehren stehen da und wachen darüber, daß niemand zu löschen versuche.

Des weiteren bewundert man Transporte nach Sibirien, einwandfreie und andere mit Ausreißern, die wie Wild abgeschossen werden. Von dem einen sieht man nur noch die Füße wie die Griffe eines Pflugs aus einem Graben ragen, der andere, der ein Stück weiter kam, springt gerade mit gestreckten Armen in die Höhe, bevor er tot auf das Gesicht fällt.

Ein Gefängnisloch voll Ratten und Gewürm, ein zitternder Knäuel — vorn ein Kleeblatt von großen Hunden. Aber die Ratten und das Gewürm sind Frauen und Männer und die Hunde Soldaten in weiten Mänteln

Es gibt keine Art der Menschentötung und Unterdrückung, die sich in diesem luxuriös gedruckten Buch nicht in einer sauberen Photogravüre vorfände. Dazwischen Aufnahmen vom Zaren und seiner Familie, erstaunlich intime Bilder, Familienbilder, Amateuraufnahmen, die sich gewiß nicht so leicht verschaffen ließen.

Ich weiß nicht, wie dieses Erbauungsbuch für Sadisten zustande gekommen ist, und warum es, in russischer Sprache, mit einer Widmung an den Zaren, gerade in einem Berliner Verlag erscheinen mußte. . . Aber als ich bei einem russischen Freund darin blätterte, fiel mir der Attila aus Strindbergs „Historischen Miniaturen" ein, der, allein auf einer kleinen Bühne sitzend, reglos den grausamen Ausschweifungen seiner Hunnen zusieht, den Kopf halb abgewandt, den Becher mit Wein in den gefalteten Händen. Sein Rang verbietet ihm, wie die anderen zu wüten, mit den Händen, bis an die Ellenbogen, in Blut und Wein und Schreien. Er darf nur den Anblick genießen.

Er ist der König.

GROSSE MÄNNER IN KRIEGSZEITEN

Th. Fontane an Mathilde v. Rohr. Berlin, den 26. August 1870.

Welche Siege, welche Verluste! Lepel, der gestern eine Stunde bei uns war, sagte sehr richtig: noch zwei solcher Siege und — wir sind ruiniert. Menschen gibt es noch, auch noch Generäle, aber keine Offiziere. Alles, was überhaupt im Feuer war, ist tot oder verwundet. Die halben, mitunter dreiviertel Offizierkorps fehlen überall; Fähnriche und Feldwebel führen die Kompagnien. Glückt es uns nicht, die Besatzung von Metz zu baldiger Kapitulation zu zwingen, so sind diese drei Siege doch vielleicht zu teuer bezahlt worden. Wir müssen's abwarten. Das Franzregiment, wenn Lepel recht hat, besteht nur noch aus sechs kombinierten Kompagnien, das 2. Garderegiment und das Regiment Augusta haben vielleicht noch mehr gelitten. Aus der heutigen Zeitung ersah ich, daß auch das Regiment Alexander scharf mit vor war. Daß das 1. Garderegiment furchtbar zerschossen ist (es heißt 26 Offiziere Verlust), werden Sie gehört haben; ebenso die armen Vierundzwanziger; das Bataillon Havelberg ist ohne Offizier. Alle diese Verluste verschwinden wieder vor denen der 5. Division (Frankfurt a. O.) und der beiden Gardedragonerregimenter. Doch wozu weiter aufzählen! Erfreuen wir uns an der einen großen Tatsache, daß wir wenigstens gesiegt haben und daß wir auf Feindesland stehen. Ein Zweites wiegt kaum minder schwer: heiter und singend ziehen Tag und Nacht immer neue Tausende hinaus, um die entstehenden Lücken zu füllen. Ohne einen gewissen Leichtsinn wäre es jetzt gar nicht auszuhalten. . . . Th. Fontane.

Th. Fontane an die Familie. Besançon, de 18. October 1870.

On me dit ce moment officiellement, qu'il est necessaire d'escaminer mon affaire dans une interrogation et que cette interrogation n'aura pas lieu plutôt qu'à fin de cette semaine ou à commencement de la prochaine.

C'est très triste. Je vous prie de m'écrire quelques mots, mais doux, pas en passion. Je crois, il est possible de recevoir des lettres, naturellement après un controle par des autorités.

Professeur Lazarus, des ambassadeurs et des amis ont-ils fait quelques pas dans ma faveur?

Dieu vous benisse. Toujours votre

Th. Fontane.

Th. Fontane an Rudolf v. Decker. Besançon, den 26. Oktober 1870.

Hochzuverehrender Herr v. Decker.

Sie werden bereits in Erfahrung gebracht haben, daß ich heute vor drei Wochen in Domrémy „unter dem Verdacht der Spionage" verhaftet worden bin. Meine Passion „pour le Pucelle" ist mir teuer zu stehn gekommen. Vor drei Tagen hat mich das Kriegsgericht völlig freigesprochen. Gleichzeitig indes hat man sich entschieden, daß es, in Erwägung meiner vielen Beziehungen zu Militärs, geraten sei, mich bis zum Schluß des Krieges als prisonier de guerre im Lande zu behalten. Roche-sur-Yon in der Vendée ist mir als Aufenthaltsort angewiesen worden. . . .

Th. Fontane.

Th. Fontane an Rudolf v. Decker.

Château, Isle d'Oléron (Dép. Charonte inferieure).

(Undatiert c. 8. November 1870.)

Hochgeehrter Herr v. Decker.

. . . Depuis hier je suis ici sur l'isle d'Oléron dans l'Atlantique entre la Rochelle et Bordeaux. Je serai ici très diligent et j'espère que ma captivité aura une bonne influence sur la substance de mon histoire de 1870. Je gagnerai des couleurs fraiches pour ma palette, . . .

Th. Fontane.

Gottfried Keller an Emil Kuh. Zürich, den 3. April 1871.

Die widerwärtigen Dinge, von denen ich am Eingang sprach, haben Sie seither ja auch in Ihrer Nähe erlebt, die Störungen deutscher Friedensfeste. So schändlich die Sache nach außen aussieht und mich selbst berührte (ich wohnte der Feier in Zürich nebst anderen Schweizern selbst bei), so ist die Erscheinung bei uns doch mehr eine pathologisch zu nehmende, als eine aus den ungeheuern Ereignissen und der allgemeinen Völkeraufregung hervorgehende Erscheinung anzusehen.

Für das zu Hause sitzende Volk, das nicht gereift ist und nicht Literatur treibt, ist die Bedeutung deutscher Nation fast ein terra incognita gewesen, während jeder Gassenjunge ein Kenner Frankreichs, ja selbst ein halber Franzose zu sein glaubt, eben vermöge des französischen Weltlärms selbst. Die Erscheinung der 80 000 Rothosen (der internierten Bourbaki-Armee) hat dann den Unsinn reif gemacht, zugleich aber auch den Grund zur Besserung gelegt. G. Keller.

Gustave Flaubert an George Sand. Frühjahr 1871.

Für den Moment ist Paris vollständig epileptisch. Das ist das Ergebnis der Kongestion infolge der Belagerung. Frankreich lebt übrigens seit einigen Jahren in einem außerordentlichen Geisteszustand. Die Erfolge der Laterne und Troppmann waren die klaren Symptome. Dieser Wahnsinn ist die Folge einer zu großen Dummheit, und diese Dummheit kommt von übertriebener Prahlsucht, denn infolge des Lügens war man idiotisch geworden. Man hatte alle Begriffe von Gut und Böse verloren, von Schön und Häßlich. Besinnen Sie sich auf die Kritik der letzten Jahre. Welchen Unterschied machte sie zwischen dem Erhabenen und dem Lächerlichen? Welche Respektlosigkeit! welche Unwissenheit! welches Durcheinander! „Gekocht oder gebraten, dasselbe!“ und zugleich, welche Servilität gegen die Meinung des Tages, das Modegericht!

Alles war falsch! ein falscher Realismus, ein falsches Heer, ein falscher Kredit und sogar falsche Dirnen! Man nannte sie „Marquisen“, ebenso, wie sich die großen Damen „Schweinchen“ schimpften. Die Mädchen, die in der Tradition der Sophie Arnould blieben, wie Lagier, flößten

Grauen ein. Sie haben Saint-Victors Achtungsbezeugungen vor der Paiva nicht gesehen. Und diese Falschheit (die vielleicht eine Folge der Romantik, der Herrschaft der Leidenschaft über die Form und der Inspiration über die Regel ist), zeigte sich vor allem in der Art zu urteilen. Man rühmte eine Schauspielerin, nicht als Schauspielerin, sondern als gute Familienmutter! Man verlangte von der Kunst, daß sie moralisch, von der Philosophie, daß sie klar, vom Laster, daß es dezent sei, und von der Wissenschaft, daß sie sich in den Bereich des Volkes stellte.

Gustave Flaubert.

Gustave Flaubert an George Sand. Croisset, Mittwochabend, 6. Sept. 1871.

Sie machen sich keine Vorstellung vor der Angst der Pariser. „In sechs Monaten, mein Herr, wird überall die Kommune errichtet sein."

Ich glaube nicht an einen nahen Zusammenbruch, weil nichts, was prophezeit wird, eintritt. Der Arbeiterbund wird vielleicht schließlich triumphieren, aber nicht, wie er es hofft, nicht, wie man fürchtet. Ah! wie ich des unvornehmen Arbeiters müde bin, des albernen Bürgers, des stumpfsinnigen Bauern und des verhaßten Geistlichen!

Deshalb vergrabe ich mich, so sehr ich es kann, ins Altertum. Gegenwärtig lasse ich alle Götter im Moment des Todeskampfes reden. Der Untertitel meines Schmökers könnte heißen: Der Gipfel des Wahnsinns. Und der Druck weicht in meinem Geist immer weiter zurück. Wozu veröffentlichen? Wer kümmert sich denn jetzt um die Kunst? Ich mache Literatur für mich, wie ein Bürger in seiner Dachstube Serviettenringe dreht.

Sie werden mir sagen, es sei besser, man wäre nützlich. Aber wie es sein? Wie sich Gehör verschaffen? Gustave Flaubert.

Adolph Menzel an Dr. Puhlmann. Berlin, 15. Nov. 1870.

Geliebter Alter, Heldenbärtiger!

Mit wahrem Schamgefühl schrieb ich jetzt oben das Datum, — nach 2 Monaten auf Deinen herrlichen Brief aus dem Ach und Krach

heraus wo Weltgeschichte gemacht wird — jetzt erst einen Dankgruß! Man wäre nicht zu entschuldigen, hätten wir in dieser Zeit nicht, zwar keinen Feldzug, aber Wohnzug durchgemacht in ein neues Haus (Potsdamerstr. 7, nahe dem Tor), jetzt noch alle 2—3 Tage die Schimmelvorräte hinter den Möbeln geräumt etc.: auch überhaupt jetzt erst in Ordnung gekommen, des täglichen Gelaufes und Getöses der Handwerker ein Ende. D. h. davon ist immer noch mein Atelier ausgenommen, was noch zum Teil wüste Höhle ist. Dies letztere war ja eben der Karnickel. Diese Frage mußte endlich zum Bruch kommen. Jetzt habe ich's wenigstens im Hause (eine Treppe höher). Genug aber davon, nur erklärungshalber: wie muß Euereinem, in Eurem ungeheuren Allesmüssen und Nichthaben als Menschen-Konsum solch Reden j e t z t vorkommen von den Mäusegeschäften und Gebresten der Menschlein. Und doch nun gerade (das folgende unleserlich gemacht), Germania braucht noch viel gute Maler etc.: — gar nicht der vielen mediokren Schlachtbilder wegen — (wie oben) so ein beispielloses Ding, wie unsere Armee darf nicht ihr Bestes allein bleiben (wie oben). Auch darf dem Feind (was sie alle draußen sind), wenn er erschrocken (wie oben) an uns nach Manko's herumschnüffelt kein Vorwand bleiben, sich zu trösten: „es sind eben die kimbrischen Goliathe ins heutige übersetzt". Aber unverantwortlich Dich mit solcher Salbaderei aufzuhalten. Verzeihe, nur dies: Erhalte der Himmel Deine Unverwüstlichkeit! daß man sich mal glücklich wiedersieht!

Adolph.

Wäre denn dort bei Euch nicht irgend eine alte Lichtklappe von Photograph aufzutreiben, der Dich in Deiner Schöne für uns konterfeite?

Berlin, 1. April 71.

Geliebter Alter!

Gleichviel wo Dich nun diese Zeilen noch antreffen mögen, schon auf roter Erde marschierend oder noch wie „Gott in Frankreich" lebend — genug sie sollen Dir unsere Gefühle sagen zum morgigen Tage! Die

Gott loben und preisen in Dir solch Prachtstück von Unverwüstlichkeit geschaffen zu haben, solche Augen! mit solchen Fäusten eine Schönschrift, Briefe — als hättest Du Dein Potsdamer Zylinder-Bureau samt Marmorvasen, silberner Kaffeetasse und Ölbilder drumher mit zu Feld genommen. Sei bedankt für Deine Feld-Episteln, weißer Jüngling, Barba blanca venerabilis!

Ad vocem Barba; so berückend schön Du Dich photographiert ausnimmst, so möchte ich doch diese seltene Szenierung Deines Antlitzes noch hier mit dem Pinsel zu verewigen suchen, erhöre also meinen Wunsch, diesen Deinen Schmuck bis zu Hause noch zu konservieren, und mich dann mit einer Zeile es wissen zu lassen. Feire noch X Geburtstage nun aber keinen mehr in Feindes Land, auch nicht wenns die belle France wäre.

Mit Kolding, und jetzt irgend einem *Le* oder *La* so und so sei es genug. In den Lorbeeren watet Ihr auch bis über die Knöchel, was soll Euch noch passieren!? Gott erhalte Dich d. h. gesund bis Du Dich wieder umärmeln kannst mit

Deinem Adolph.

H. v. Treitschke an Gustav Freytag. Freiburg, 12. Juni 1866.

Lieber, verehrter Freund,

ich bin ein schlechter Korrespondent, aber in so ernster Zeit, umgeben von lauter bis zum Wahnsinn fanatisirten Gegnern, fühle ich jetzt oft lebhaft das Bedürfnis mit den alten Freunden zu reden. — Die Unsicherheit und Unklarheit der Lage hat auch sehr lebhaft in mein Leben hinübergespielt. — Ich habe ein paar schwere Tage hinter mir. Bismarck wollte mich in sein Hauptquartier haben; ich sollte die Kriegsmanifeste schreiben, für die deutsche Politik der Regierung arbeiten u. s. f. Eine Berliner Professur, das alte Ziel meiner Wünsche, war mir sicher; die Proklamationen gegen Österreich und für das deutsche Parlament konnte ich mit bestem Gewissen schreiben. Kurz, die Versuchung war sehr groß, um so lockender, da der Aufenthalt hier sich allmählich

kaum mehr ertragen läßt. Selbst Roggenbach, jetzt wieder durch und durch Preuße, wagte nicht abzuraten. Aber ich mußte ablehnen; ich konnte nicht mich einer Politik verpfänden, deren letzte Ziele nur Ein Mann kennt, deren Sünden zu bessern ich keine Macht besitze: ich konnte nicht um eines sehr zweifelhaften Erfolges willen meinen ehrlichen Namen aufs Spiel setzen. Nach meiner politischen Moral soll man allerdings auch seinen guten Ruf dem Vaterlande zum Opfer bringen — aber auch nur dem Vaterlande, also nur, wenn man im Besitze der Macht ist und hoffen kann, durch Schritte, die der Menge ruchlos scheinen, den Staat wirklich zu fördern. Ich stehe anders: in dem Augenblicke, da ich den Ruf eines unabhängigen Mannes verliere, geht meiner Feder jede Kraft verloren . . .

Treitschke.

H. v. Treitschke an Graf Bismarck. Freiburg i. B., 14. Juni 1866.

Hochgeehrter Herr Graf!

Ew. Exzellenz sage ich meinen verbindlichsten Dank für Ihr vertrauensvolles Schreiben. Der Bundesreformplan, den Sie mir mitteilen, erscheint mir im großen und ganzen als ein Meisterwerk. Er ist so gemäßigt, daß man hoffen darf, nach zwei gewonnenen Schlachten die deutschen Höfe dafür zu stimmen, und schneidet doch tief ein in die schlimmsten Schäden der deutschen Zustände. Kurz, läßt er sich durchsetzen, so ist der Weg betreten, der zu einer besseren Zukunft für Deutschland führen muß.

Wenn es mir trotzdem nicht möglich ist, den Entwurf eines Manifestes zur Befürwortung dieses heilsamen Planes zu schreiben, so spreche ich diese Weigerung nur mit tiefem Schmerze aus.

Ich sehe nur zwei mögliche Wege vor mir. Entweder ich trete einfach in die Dienste des k. Cabinetts. Dies ist mir unmöglich aus den Gründen, die ich Ew. Exzellenz neulich anführte. Oder ich bleibe völlig selbständig und unterstütze oder bekämpfe in der Presse nach meiner Überzeugung den Gang der preußischen Politik.

Einen möglichen Mittelweg vermag ich nicht zu finden. Eine Staatsschrift für das preuß. Cabinett entwerfen kann ein badischer Staatsdiener offenbar nicht. Ja, selbst wenn ich dieses Bedenken überwinden wollte, so bleibt noch eine andere Unmöglichkeit. Ein Manifest darf keine subjektiven Meinungen enthalten; schon der erste Entwurf desselben muß von einem Manne ausgehen, der die Pläne des Cabinetts bis in das Einzelne kennt, also, der Natur der Sache nach, von einem Manne, der mit zur Regierung gehört. Es ist sehr wünschenswert, daß das Manifest warm und eindringlich geschrieben sei; ungleich wichtiger bleibt doch was darin gesagt wird. Und fragten mich Ew. Exzellenz, was gesagt werden müsse, so kann ich immer nur antworten: das Mißtrauen der Nation gegen die k. Regierung ist leider grenzenlos; um es zu mildern gibt es schlechterdings nur ein Mittel — die Herstellung der verfassungsmäßigen Rechte des Landtags. Ist dies Mittel unanwendbar (und ich weiß nur zu wohl, daß die Verblendung der Fortschrittspartei eine Versöhnung unendlich erschwert), so wird auch ein schön und groß geschriebenes Manifest in der Masse der Nation keinen Widerhall finden. Die Zahl der wirklich politischen Männer, welche sich über den Parteistandpunkt zu erheben vermögen, ist in Deutschland verschwindend gering. Worte sind dann machtlos; nur von siegreichen Schlachten können wir dann noch eine Umstimmung der Nation erwarten ...

Es schmerzt mich tief, daß ich augenblicklich so blutwenig für die gute Sache tun kann. Aber vielleicht kommt eine Zeit, da ich als unbedingt selbständiger Mann, der seine Hände nie gebunden hat, Preußens deutsche Politik wirksamer unterstützen kann als ich es heute durch directe Theilnahme vermöchte. H. v. Treitschke.

H. v. Treitschke an Karl Mathy. Freiburg, 17. Juni 1866.

Verehrter Herr Staatsrat!

... Ich sehe nur zwei mögliche Ausgänge dieses Krieges. Entweder, was der Himmel verhüte, wir werden geschlagen. Dann beginnt in Preußen eine ähnliche Epoche innerer Erstarkung wie nach 1807, und grade in

einer solchen Zeit könnte ich als Lehrer nützlich wirken. Oder wir siegen. Dann erhält das neue Deutschland ein Parlament, und es eröffnet sich ein weites Feld für eine segensreiche publizistische Tätigkeit. Für den Augenblick freilich vermag das Wort nichts; jetzt müssen die Kanonen reden. Unser Freund Baumgarten überschätzt mich und die Bedeutung eines außerhalb der Parteien stehenden Mannes, wenn er glaubt, ich könne jetzt schon durch Schriften oder Vorträge in Berlin irgend etwas nützen. Doch allerdings kann binnen Kurzem ein Zeitpunkt kommen, wo das Wort eines unabhängigen Mannes wieder etwas bedeutet; und für diesen Fall muß ich in Berlin sein.

Gf. Bismarck hat in den letzten 4 Wochen zu meiner größten Überraschung zweimal den Versuch gemacht, mich für sein Hauptquartier zu gewinnen (was ich Ihnen natürlich nur im Vertrauen mitteile). Ich habe beide Male abgelehnt...

Treitschke.

DIE ENGLÄNDER IN ANTWERPEN

BRIEF EINER ANTWERPENERIN

Antwerpen, 15. Oktober 1914.

Ja, liebste Freundin, wir haben entsetzliche Stunden durchlebt, Stunden unsagbarster Angst und Sorgen. Aber wir haben immer auf Gott und seine Gerechtigkeit vertraut. — Wir wußten Antwerpen verloren seit Donnerstag, dem 1. Oktober. Waelhem, Wavre und Lierre waren gefallen, die Kanonen donnerten die ganze Nacht und Freitag früh bin ich noch rasch an die holländische Grenze gefahren, um meinen Brief an Sie aufzugeben. Spät am Abend kehrte ich zurück und fand die Meinen sehr besorgt. Was sich in meiner Seele zugetragen hatte, weiß

ich nicht, aber ich war ganz ruhig geworden, ich fürchtete nichts mehr. Am Samstag sind dann all unsere Verwundeten fortgeschafft worden, und Winston Churchill ist angekommen, um unserm Stab seine Befehle zu erteilen; dieser hätte sich sonst ergeben. Ja, liebe Freundin, das listige und selbstische England hat uns die Stadt noch acht Tage zu halten gezwungen, wo wir alle wußten, daß das Spiel für uns verloren war. Sonntag sind dann einige englische Truppen eingezogen, die uns wieder etwas Mut einflößten — mir nicht, ich versichere Sie — aber dem Volke. Große Begeisterung bei ihrem Durchzug.

Montag, den 5. Oktober gibt man uns neue Verwundete und Dienstag und Mittwoch kamen stets frische Ambulanzen, die wieder untergebracht werden mußten in größter Eile. Dabei Tag und Nacht der Kanonendonner, aber seit Dienstag leerte sich die Stadt wie durch ein Wunder, alles floh. Um 11½ Uhr in der Mittwochnacht fingen dann die Granaten eine nach der andern an, auf die Stadt zu fallen. Wir sind in unsere Keller hinuntergestiegen und sind dort bis Freitag früh geblieben.

Ihnen das Getöse und das Gepfeife zu beschreiben, ist ein Ding der Unmöglichkeit. — Wir waren im gedeckten Innenhof des Hauses, um Säcke mit Erde zu füllen, die vor die Kellerfenster gelegt werden sollten, als zwanzig langgezogene, heulende, pfeifende Töne über unseren Köpfen die Luft durchschnitten, und jedesmal glaubte man sich von einem Geschosse getroffen. Wir hatten Wasser in jedem Zimmer und wenn eine Bombe in unserer Nähe niederfiel, lief mein Mann und die wenigen übrig gebliebenen Dienstboten hin, um den Schaden zu kontrollieren und zu löschen, wenn es nötig war. — Gott hat uns und unsere Straße geschont; elf Granaten sind vor unserem Hause eingeschlagen und nur die Fenster sind eingedrückt gewesen. Jeden Tag gegen 7 Uhr trat eine Pause bis gegen 9 Uhr ein, und die wenigen Menschen, die in der Stadt verblieben waren, krochen aus ihren Höhlen hervor, liefen durch die Straßen und jeder fremde Mensch, den man traf, erschien wie ein lieber Freund, weil er das gleiche Los zu tragen hatte. Und um 8 Uhr wieder fing es von vorne an. Zwischen den Granaten sah man unsere armen belgischen Soldaten, teilweise schwer verwundet, nach der Schelde flüchten. Dieser Anblick war herzzerreißend!

Unsere Forts antworteten nur noch schwach am Donnerstag nachmittag, und ein englischer Autobus vor unserer Türe sagte mir, der Feind stände am inneren Fortgürtel.

Das Bombardement hat bis Freitag früh 9³/₄ Uhr angedauert. Feuerbrünste waren an verschiedenen Stellen ausgebrochen, aber kein öffentliches Gebäude hat wirklichen Schaden genommen. Um 9³/₄ Uhr sind dann die deutschen Parlamentäre in die Stadt gekommen und haben keine Militärautorität mehr vorgefunden, mit der sie hätten verhandeln können. Alles war geflohen, nur der Bürgermeister, der Gouverneur der Provinz Antwerpen und die Schöffen waren geblieben. Debros und Franck waren mit der weißen Fahne in die feindliche Linie gefahren. Aber da sie einen anderen Weg genommen hatten, haben sie sich gegenseitig verfehlt und die deutschen Parlamentäre haben nun nicht glauben wollen, daß unsere Militärbehörde uns im Stich gelassen hatte. Um 10³/₄ Uhr sind die deutschen Truppen in die Stadt eingerückt, eine Blume am Gewehr; es war imposant und traurig für uns zugleich. Alles war geschlossen und nur wenige Menschen auf der Straße.

Ich konnte nicht in meinen vier Wänden bleiben und bin hinaus auf die Straße ohne Hut und Mantel, — dort habe ich den ganzen Freitag und Samstag die Deutschen vorbeimarschieren sehen. In jedem Soldaten glaubte ich ein bekanntes oder befreundetes Gesicht wiederzufinden, ich dachte an Ihren Sohn, an meines Sohnes Freunde im deutschen Heere, und war glücklich in der Einbildung, sie hier lebend vor mir zu sehen. — Aber es war nur eine flüchtige Vision und die hallenden Schritte und die Klänge der Musik riefen mich rasch wieder in die Wirklichkeit zurück.

Bis 2¹/₂ Uhr Freitag nachmittags war alles ruhig gewesen, als plötzlich die Luft wieder vom Donner der Kanonen und Gewehre erzitterte. Unsere Nordforts, und es waren noch elf, die keine Kapitulationsordre bekommen hatten, eröffneten das Feuer von neuem. Die Deutschen haben ihre Geschütze an den Quais aufgestellt, und über die Schelde hinweg das Fort St. Anne beschossen, sie wollten damit auch den belgischen Rückzug abschneiden. — Der Feind konnte nun an Verrat glauben, und die Stadt selbst strafen, denn es war für ihn kaum

glaubhaft, daß die Militärbehörde ohne Ordre zu hinterlassen, geflohen sei. Da ist dann die Zivilbehörde aufs Rathaus gegangen, um mit dem Sieger zu unterhandeln. Diese Sitzung dauerte bis tief in die Nacht. Die Bedingungen folgende: da keine Militärbehörde mehr vorhanden, muß die Zivilbehörde die Forts zur Übergabe zwingen. Die Vertreter der Stadt mit je einem deutschen Parlamentär sollten Samstag früh zu den Forts hinausfahren. Wenn bis mittags 12 Uhr die Forts sich nicht übergeben hätten, würden die Deutschen sich wieder vor die Stadt aufstellen und sie bis zur völligen Zerstörung bombardieren. — Liebste Freundin, die wenigen Menschen, die um diese Verhandlung wußten, haben unsagbar gelitten, furchtbare Stunden durchlebt, — und doch war mir auch da nicht bange. Nächsten Morgen, Samstags, um 6 Uhr früh, wie die Unterhändler abfahren wollten, erschien plötzlich der belgische General bei General von Schütz. Wo er herkam, hat niemals jemand erfahren, aber er war da! Die allgemeine Kapitulation ist dann unterzeichnet worden und die deutsche Fahne auf der Kathedrale gehißt. — Nun ist alles getan und alles ist ruhig geworden, — die Deutschen sind sehr liebenswürdig und versuchen uns das Leben angenehm zu machen. Der Sitz der Kommandantur mit Baron Bodenhausen ist im Rathaus und Marinesoldaten bewachen die Stadt. — Privatbesitz ist äußerst geschont worden und zwei sehr freundliche Offiziere waren zweimal bei uns, um sich nach dem Stand der Dinge zu erkundigen und etwaige Beschwerden entgegenzunehmen.

Am Montag bin ich dann mit einem Wagen und einem der letzten übriggebliebenen Pferde durch die Tore der Stadt auf unser Landgut gefahren. Ich war die erste Antwerperin, die sich mit einem Passierschein herauswagte. Wenn Sie das menschenleere, verlassene Land und die Wenigen gesehen hätten, die sich schüchtern aus ihren Behausungen wagten, das Herz hätte Ihnen geblutet! Seit Donnerstag abend war überall in den Dörfern verbreitet worden: die deutsche Vorhut steht vor den Toren der Stadt, sie plündert, raubt und mordet! Und entsetzt und sinnlos vor Angst floh die Bevölkerung nach Holland. — In . . . . war der Bürgermeister, die Schöffen, die Ärzte, Priester, Nonnen und alle Bewohner geflohen. — Nur fünfzehn

Leute allein waren übrig, darunter . . ., sie haben die deutsche Behörde empfangen. — Und da also das tolle Werk der Presse, dieser infamen Hetzer, die die Verantwortung an allem tragen; ich höre, daß die Jingopresse in London von unserer Stadt Grauenhaftes erzählt. Natürlich muß man die Menschheit wahnsinnig machen, sonst ginge ja gar nichts. Es ist empörend, wenn man diese Hauptschuldigen doch zur Rechenschaft ziehen wollte, aber die Menschheit läßt sichs wehrlos gefallen!

Wir haben immer auf die Anständigkeit der Deutschen vertraut, mich hat keiner glauben machen können, daß die Deutschen Bestialitäten begangen haben sollten, ohne dazu gereizt worden zu sein. — Ich glaube sogar an die Franktireurs, und ich muß Ihnen gestehen, daß, wenn die Deutschen vor Wochen hier eingerückt wären, hätte sich mancher Franktireur in unserm nächsten Bekanntenkreis gefunden. — Aber die Zerstörung Löwens war nicht nötig, da hätte man die Schuldigen allein füsilieren und strafen sollen. Um allem vorzubeugen, haben wir vor und beim Einzug der Deutschen eine Propaganda für Ruhe und Einvernehmen mit den Siegern in den Straßen der Stadt gemacht und unsere Stimmen sind erhört worden. Ich habe nie anders gedacht, als daß fremde Verwundete in Deutschland genau wie die Ihrigen verpflegt werden? Hier in Antwerpen hat ein deutscher Offizier beim Besuche der Militärverwaltung im hiesigen Lazarett erklärt, er wolle vor allem laut seine und seiner Kameraden Dankbarkeit für die gute Pflege proklamieren und dem gesamten Personal ist von der Behörde gedankt worden.

Glauben Sie, ich könne annehmen, das deutsche Volk, das ich stets gekannt und geliebt habe, könne über Nacht zu lauter Mördern geworden sein? Nein, nie haben wir das geglaubt, und wir haben dieses Vertrauen bewiesen, indem wir in der Stadt geblieben sind. Die, die geblieben sind, können ihren Kopf jetzt stolz erheben und denen ins Auge sehen, die so viel schimpften und drohten, um in der Stunde der Gefahr sich kopflos aus dem Kampf in eine ruhigere Gegend zu retten. — Ja, meine ganze Familie ist auf ihrem Posten geblieben und ich bin stolz auf das Blut, das in meinen Adern rollt. — Die ersten Wochen des Krieges habe ich geglaubt sterben zu müssen; Tag und Nacht fand ich keine Ruhe. —

aber langsam hat meine wunde Seele Frieden gefunden und ich fühlte mich stark und erhaben über all den Häßlichkeiten und Niedrigkeiten der Menschen. —

Von meinem Jungen nichts seit Wochen; ist er gefallen? vielleicht für unsere Verbündeten, die ich hasse, gefallen! Sein Herzblut für sein Vaterland, unser heißgeliebtes Belgien lassen, ja, aber für die Andern, nein, das wäre entsetzlich. Ich werde irre vor Wut, wenn ich daran denke, was haben die Verbündeten für uns getan, nichts, nichts — nichts wie Versprechungen und Schmeicheleien. Sie haben als Herren hier regiert und befohlen und uns bleiben nur unsere Augen zum Weinen für unser Land. Wer gibt uns unsere Söhne wieder?

BRIEFE AUS RUSSLAND

Die folgenden Briefe stammen von jungen seit vielen Jahren in Rußland lebenden deutschen Industriellen.

..... 29. Juli 1914.

... Vorigen Montag (27. 7.) ging es los — wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam früh morgens die Nachricht, daß die Einfahrt in die Düna durch Minen gesperrt wurde, daß Militär mobil macht, und dann kamen die Sensationsnachrichten Schlag auf Schlag.

..... 6. August 1914.

... innere Lage ist eine verzweifelte geworden. Man hat uns eine Zeitlang hingehalten, — jeden Versuch, nach Deutschland zu kommen, vereitelt ... und jetzt sind wir alle gefangen genommen und sind alle mit Ausnahme der Frauen und Kinder ins Innere Rußlands ausgewiesen — verbannt worden. Jeder kriegt einfach den Befehl, Rußland sofort zu verlassen und zwar auf eigene Kosten. Geld hat niemand mehr von uns, die Banken zahlen keinen Heller, wir sind alle Bettler geworden ....

..... 21. September 1914.

Die Zeit jetzt ist sehr schlimm für uns Alle ... Ich habe alles mögliche versucht, um herauszukommen, aber alles ohne Erfolg. ... meine Verhaftung — ich rasierte mich gerade — — saßen dann den ganzen Tag im Polizeigefängnis — fürchterlichster Schmutz — — abends „Triumphzug" durch die Stadt — (1½ Stunden) unter Polizeieskorte zum Zentralgefängnis. Jeder trug seine Habe selbst, bei den meisten war diese aber sehr gering — man ließ uns keine Zeit, Sachen zu packen .... mußten im Hof im strömenden Regen lange bleiben. Wurden dann einzeln aufgerufen und abgeführt.

Zentralgefängnis, 6./19. Sept. 1914. Sonnabend.

... Womit soll ich nur den Anfang machen? Nachdem mir alles bis dahin gut gegangen, haben sie mich am vergangenen Donnerstag Mittag als Kriegsgefangenen abgeliefert. Worauf es zurückzuführen ist, daß man mich auch geholt hat, ist schwer zu sagen. Einmal heißt es, daß überhaupt alle unter 45 Jahren sich befindlichen inhaftiert werden müßten, dann hatte ich gehört, daß die Arbeiter mich angezeigt haben, weil ich es auch nicht anders haben sollte, wie die anderen Deutschen. Mir ist es auch so recht. Wir haben ein jeder seine Legebritsche (Bett) mit Decken. Da ich gleichsam stehenden Fußes verhaftet wurde, konnte ich nur wenig packen. Meinen Koffer hatte ich seit der Mobilmachung gepackt, aber nicht mehr ganz in Ordnung. Bei meiner Verhaftung wurde ich stets von einem Akalodischnik begleitet, bis ich meinen Koffer gepackt und mich zurückgemeldet hatte. Wir sind zu 28 Mann im Zimmer, bis heute habe ich nichts von Wanzen etc. verspürt. — Wir sitzen hinter vergitterten Fenstern und Türen, letztere sind am Tage auf; wir können auf dem halben Korridor spazieren gehen. Gestern war gemeinsames Baden. Zwischen 6 und 7 Uhr wird aufgestanden, gemeinsam in einer Waschrinne gewaschen, dann Kaffee getrunken und dann sitzt man rum ... was aus uns werden wird, ist noch nicht bestimmt; weil wir nur zirka 40 Mann noch bleiben werden, kann es sein, daß wir noch eine Zeitlang hier bleiben. Wir rechnen damit oder müssen annehmen, daß man uns auch verschicken wird ... wohin man kommt, ist ganz unbestimmt; es kann sein Wologda, Wjatka, Kestroma. ... Eben kommt Dr. F., auch ein Gefangener, der aber Dienst tut und uns Mitteilungen macht. Es ist beschlossen, daß keiner hier bleiben wird, selbst die Kranken müssen mit und wir müssen damit rechnen, daß wir jede Minute abziehen werden. Es soll nach Kasan gehen, es kann jede Minute der Befehl zur Abreise gegeben werden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog, Leopoldstraße 10, München / Druck von J. Schön, München.

DAS FORUM

1. Jahrgang *November 1914* *Heft 8*

ANATOLE FRANCE, DIE FRANZÖSISCHE GESELLSCHAFT UND DER KRIEG

VON WILHELM HAUSENSTEIN

Wenn wir der allzu originellen Anregung des Leipziger Dichters Karl Hans Strobl folgen wollten, der uns empfahl, bis auf Weiteres die schöne Literatur der mit uns im Kriegszustand befindlichen Mächte zu boykottieren, so würden wir uns die besten Zensuren vorenthalten, die jemals gegen die Verzeichnungen im Naturell und in der Kultur unserer Widersacher vorgetragen worden sind. Das Urteil der einen Nation über die andere ist nie entscheidend, weil es immer durch die notwendige Subjektivität der urteilenden Nation bedingt ist. Deutschland konnte nur durch Schiller, Kleist und Seume, Rußland nur durch Dostojewski und durch Tolstoi, England nur durch Swift, Thackeray und Shaw, Frankreich nur durch Balzac, Zola und Anatole France widerlegt werden, soweit der Gedanke und das Wort eine Widerlegung zu bedeuten vermögen. Nur da hebt sich das Urteil über die Dinge, wo eine Nation ihre eigenen liebenden Bezweifler aus sich heraussetzt.

Das ist so wahr, daß umgekehrt die Dichter zumeist peinlich irren, wenn sie meinen, fremde Nationen zu richten. Aber sie richten dennoch: richten in Bausch und Bogen, verdammen grundsätzlich. Sie meinen nicht Einzelnes, untersuchen nicht Einzelnes. Dichter, wie sie sind, verwerfen sie ein Ganzes, leugnen sie un-

kritisch das kulturelle Gewissen einer feindlichen Volksgesamtheit. Hier handelt es sich um das Problem einer Geistesverfassung.

Die Schmähungen, die Maeterlinck zu Tag brachte, sind Neurasthenie. Die Aufforderung, die Deutschen, die nach England kämen, zu lynchen, stellt — wenn sie wirklich erfolgte — dem erfindungsreichen Schriftsteller Wells das Zeugnis einer gewöhnlichen Seele aus: es könnte uns nicht in Erstaunen setzen, denn was bei ihm als Dichtung erschien, war jederzeit nur phantastisches Technikerhirn und trockene Genossenschaftsethik. Hier liegen also besondere Ursachen vor.

Allein selbst der bezaubernd normale Anatole France hat uns neuerdings kurzhin als Barbaren traktiert. Auch dafür mag es — abgesehen von den wilden Meldungen der französischen Presse, von denen man nicht weiter zu reden braucht, weil sie nicht die letzte, allgemeine psychologische Erklärung bringen — zunächst freilich Ursachen geben, die in der Besonderheit des Mannes wurzeln. Man sagt, sein Sozialismus, sein Wissen um den Menschen, seine Weltbürgerlichkeit hätten triviale Ausbrüche hemmen müssen. Sein Sozialismus und seine Weltbürgerlichkeit fußten jedoch nie im eigentlichen Leben unserer Zeit. Nicht etwa, daß sie trieblos wären; das wäre wahrhaftig zu viel gesagt. Aber die kulturellen Instinkte dieses Franzosen sind die sublimierteste Form von Renaissance, der letzte Saft des Humanismus und der Aufklärung. Sie sind die dem zwanzigsten Jahrhundert angepaßte Überlieferung des sechzehnten und des achtzehnten: ein Sozialismus, eine Weltbürgerlichkeit, eine Menschlichkeit, die von Erasmus und von Voltaire empfunden sein könnten. Die politische Weltanschauung des Anatole France war immer so sehr durch Überlieferung bestimmt, daß die Formen ihrer menschlichen und künstlerischen Äußerung mit einer Unmittelbarkeit, die beinahe nur von klassischen Philologen verstanden werden kann, bis zu Sokrates, bis zu den Sophisten und bis zu Lucian zurückreichen. Dieser Philosoph ist, wiewohl

er in Marx, im Syndikalismus, im Parteiwesen, in der Proletarierseele von heute so gut Bescheid weiß wie im Gallien Cäsars oder in der patristischen Literatur oder im Paris der Regentschaft, eine letzte, edelste Verfeinerung rein geistesgeschichtlicher Überlieferungen. Diese Weltanschauung ist mit Plato und mit Cicero oder Seneca nicht minder verwandt als mit der sozialistischen Nationalökonomie; ja diese Nationalökonomie selbst ist ihr ein Gegenstand klassisch gefärbter Neigungen.

Anatole France ist ein historischer Geist. Er ist der letzte Ausläufer der Antike. Er ist erzkonservativ. Von hier ab geht nun seine persönliche Bedingtheit in jenes Allgemeinere über, von dem die Rede war: kein Dichter hat heute schon ein Urteil außerhalb seiner Nation. France ist als Humanist notwendig mit der lateinischen Kultur, oder was gewissermaßen dasselbe ist, mit Frankreich identisch. Frankreich, das Land des Poussin, des Ingres, des Degas, ist die bedeutsamste Darstellung der lateinischen Überlieferung. Dies will etwas heißen. So wächst bei France Persönliches ins Allgemeine und Allgemeines in ungewöhnliches Maß. Es ist natürlich, daß dies Kapitel Altertum, das sich im Sozialismus und in der Dichtung des Anatole France gesammelt hat, kein Verständnis für den Ausbruch einer so neuen und so elementaren, so unantiken und so ungeheuer stoffreichen Tatsache haben kann, wie das neue Deutschland es ist.

Es ist aber auch natürlich, daß Anatole France, in dem der lateinische Geist sich zum letzten Raffinement spitzte, Frankreich durchschaut wie kein zweiter seit Voltaire. Sein Sozialismus ist zwar im Grund nichts als die köstlichste Angelegenheit der lateinischen Syntax seines Geistes, seine berühmte Trocaderorede für den Frieden, seine letzte Friedensdemonstration nichts als eine Bekundung oder besser eine Form, die ihren geistigen Adel von der zum Höchsten getriebenen rhetorisch-abstrakten Logik einer antik gedachten Rednertribüne empfing: einer jener Tribünen, auf denen jeder Redner die letzten Ziele der Menschheit in klarem Stil humani-

stisch erwog. Aber gerade gegenüber Frankreich ist diese unendlich spirituelle Form der Kritik und diese höchst konventionelle Idealität so angebracht wie nur möglich.

Anatole France hat sein Frankreich mindestens dreimal auf dem Altar seiner so französischen Gesinnung und seines so französischen Stils geopfert: in der „Insel der Pinguine", in dem Revolutionsroman „Die Götter dürsten" und in dem erst vor wenigen Monaten, am Vorabend des Krieges, erschienenen unerhörten Romanblasphem „Die Revolution der Engel".

Die „Insel der Pinguine" tötet heiter das Frankreich der Dreyfusaffaire. Dieser Roman ist das Satyrspiel nach Zolas j'accuse. Rein stofflich ist dieser Roman für die offiziellen „Dingeriche" der dritten französischen Republik vernichtend. Aber das Stoffliche ist — hier steht die Schranke — in diesem Roman positiv eigentlich gar nicht vorhanden, weil es lucianisch in Fabel verwandelt worden ist und weil die Fabel durch den abstrakten Formwert des Romans beinahe die Rückwirkung auf das Gegenständliche verliert. Zwar liest man die unglaublichsten Thesen, aus denen der Prokurator der Republik nach dem Zusammenhang des Ganzen ebensoviele Anklagen drehen konnte, wenn er nur ein wenig das Ancien Régime in der dritten Republik verehrte, nur ein wenig an den Dolus glaubte und nur ein wenig Talent besaß, in Kunstwerken den Schlüsselroman zu erblicken. Indes, alle diese Thesen, die doch so greifbar sind, lösen sich vom Stoff und gehen in die Form ein.

Einige Leitmotive.

Die dritte Republik und das Geld:

„In jedem Polizeistaat ist der Reichtum ein heiliges Gut, in der Demokratie das einzige."

Die dritte Republik und der Adel:

„Nichts stellen Demokratien so hoch wie den Geburtsadel."

Die dritte Republik und die Reinheit der politischen Tugend:

„Die Diener der Republik bereichern sich in ihren Ämtern nicht so sehr, wie man glaubt. Seit der Souverain nicht mehr da ist, um Gunst auszuteilen, nimmt jeder nach Kräften, und seine Beute wird, da sie durch den Unterschleif der anderen beschränkt wird, auf mäßigen Betrag herabgesetzt. Das ist die Ursache jener Sittenstrenge, die man an den Häuptern der Republik wahrnimmt."

Die dritte Republik und die Reformen:

„Das Ministerium Visire bekannte sich zu einer einwandfreien, antiklerikalen, doch den Glauben respektierenden Gesinnung. Es war neuerungssüchtig mit Maß. Paul Visire" (id es Deschanel) „und seine Mitarbeiter wollten Reformen, und um diesen nicht zu schaden, beantragten sie sie gar nicht. Denn sie waren richtige Politiker und wußten, daß man Reformen, wenn man sie beantragt, bloß kompromittiert. Diese Regierung wurde gut aufgenommen, beschwichtigte die anständigen Leute und bewirkte ein Steigen der Rente."

Eine Satire kann kaum deutlicher sein; aber indem sie sich zur Arabeske entwickelt, wird sie pikant; indem sie pikant wird, macht sie sich sachlich unwirksam. Und hier beginnt das Geheimnis ihres so gallischen Wesens. Diese Satire ist höchst formal. Sie will — so französisch ist sie — gar nicht im Stoff wirken. Darum ist sie im tiefsten Grund mit diesem Stoff versöhnt. Insofern ist France vor allem Franzose. Darum konnte France eines Tages beinahe Chauvin werden. Er war jederzeit integer vitae scelerisque purus. Aber wenn er auf Korruption hinzeigte, so tat er es eigentlich immer ohne den Willen zur gegenständlichen Wirkung. Diese Korruption war ein Gegenstand der satirischen Humanistenform. Seine Bücher wurden ein Lob der Narrheit. Er ist zu menschlich und zu französisch, um es anders zu meinen.

Wenn man nur obenhin weiß, daß France Sozialist ist, wundert man sich wohl, daß sein Revolutionsroman ein Roman gegen die große Revolution ist, soweit bei diesem formalen Geist von „für"

und „gegen" die Rede sein kann. Der Naive wundert sich ein wenig darüber, daß ausgerechnet hier die Männer von 1789, 1792 und 1793 als die Vorläufer der ehrenwerten Liquidatoren aus der Zeit des antiklerikalen Blocks und der Kongregationsgesetze nachgewiesen werden, daß die Politik der Revolutionäre, soweit das Menschliche zur Wirkung kommt, ausgerechnet hier als eine krasse erotische und als eine krasse finanzielle Spekulation erscheint und daß France, der zwar Robespierre heimlich liebt, immerhin die meisten Sympathien für den Citoyen Brotteaux (ci devant „Brotteaux des Ilettes") empfindet, der die ballettfrohe Kultur der Aera Louis Seize verkörpert. Aber diese Satire ist erstens sozialistisch, das heißt antibürgerlich. Zweitens freilich ist sie französisch; das heißt unverbindlich, unbuchstäblich, immateriell. Nicht das Wort, nicht die Bezeichnung macht den Sinn, sondern die Vibration zwischen den Zeilen, die selbst den schärfsten Angriff wieder auf ein im höchsten Sinn Gefälliges zurückführt, das Zweideutige, das aus der scheinbar so eindeutigen lateinischen Eposform züngelt.

Der neueste Roman gilt der seit einigen Saisons neukatholischen Republik der Chauvins, der Camelots du Roi und des frommen Chic, in der jede wahre Französin darnach trachtet, so faszinierend und so devot zu sein wie die Maintenon. France erzählt die Geschichte einer französischen Familie von 1789 bis 1914. Gründer des Hauses: Romain Bussart, Bauer in Esparvieu. Qualifikation: „Der Biedermann hatte das Vermögen der Familie geschaffen, indem er konfiszierte Kirchengüter kaufte". Von David gemalt. Das ist die Generation der Revolution. Der Sohn des Alten: Baron Emile Bussart d'Esparvieu, napoleonischer Präfekt, in der Restauration Kirchenvorsteher. Von Gérard gemalt. Die dritte Generation Alexandre Bussart d'Esparvieu, Vizepräsident des Conseils der Julimonarchie, Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, Verfasser eines dreibändigen, leider unvollendeten „Essays über die bürgerlichen und religiösen Institutionen".

der Völker", Theoretiker der liberalen Monarchie. Vierte Generation: Fulgence-Adolphe (Bussart) d'Esparvieu, Senator im zweiten Kaiserreich, großer Terrainspekulant in der Zeit der Straßentracierungen Haussmanns, Verfasser einer Broschüre zugunsten der weltlichen Macht der Päpste. Fünfte Generation: Marc-Alexandre d'Esparvieu, „ein guter Redner, der daher in der Armee Carriere machte" (er widmet als Oberst sein Regiment dem heiligen Herzen); René d'Esparvieu, liberaler Republikaner, aber ausgesprochener Feind des jakobinischen Atheismus und Gönner des Abbé Patouille; Gaëtan, ein Voltairianer, Spezialist für die französische Kunst des achtzehnten Jahrhunderts, überhaupt etwas Libertin. Sechste Generation: Maurice d'Esparvieu, Sohn Renés, Lyzeist, der in den Armen der Bonne der Mama mit vierzehn Jahren seine Unschuld verliert, Student der Rechte, Garçon, Advokat ohne Praxis, so konventionell galant wie konventionell religiös und konventionell bourbonistisch; soll nach dem Willen seines Vaters Syndikus einer Gewerkschaft christlicher Bleiarbeiter werden. Er verabscheut die Einkommensteuer und andere kommunistische Umtriebe.

Maurice ist der Held des Romans; der irdische wenigstens, da der Roman auch einen himmlischen Helden hat. Der himmlische Held ist der Schutzengel des jungen Mannes: Arcade. Dieser Engel geht mit der Naivität, die nur Schutzengeln verziehen werden kann, in dem Augenblick aus dem Zustand kondensierter Luft in den einer körperlichen Existenz über, in dem Maurice in seinem kleinen vert-logis mit Madame des Aubels, einer Dame der besten Gesellschaft (Parochie Madeleine), die letzten Dinge tut. Die Überraschten zweifeln an dem Engel: aber er weist sich aus, indem er sein Dasein sehr theologisch-bibliophil aus den Kirchenvätern begründet. Allerdings gibt er dann den Entschluß kund, den Herrn des Himmels, den er den „Demiurgen Jaldabaoth" nennt, zu stürzen, um eine bessere Gesellschaftsordnung im Himmel einzuführen; die grundsätzliche Möglickeit dieses Plans beweist er, indem er Stellen aus

den Vätern anführt, die von den möglichen Sünden der Engel reden. Die Argumente gegen Jaldabaoth zieht er aus Lamarck, Darwin und dem Monismus. Er konstruiert vor den erstaunten Augen der stark degagierten Dame einen himmlischen Klassenstaat: sich selbst bezeichnet er als den Vertrauensmann der Schutzengel, die eine Art paradiesischen Proletariats darstellen. Die Moral dieser lästerlichen Parabel ist klar. Anatole France läßt verstehen, daß die Überlieferungen der Renaissance, der Aufklärung und des naturwissenschaftlichen neunzehnten Jahrhunderts von der goldenen Jugend der dritten Republik preisgegeben werden und daß die Schutzengel genötigt sind, die Schätze der Enzyklopädie, die kostbaren Zweifel Voltaires, die unsterblichen Grundsätze von 1789, den Marxismus und mehr als den Marxismus zu verteidigen. Minder indolent als die offizielle Jugend der dritten Republik gehen sie dazu über, diese revolutionären Überlieferungen zu praktizieren. Sie sprengen den Himmel des „hinter der Technik zurückgebliebenen Jaldabaoth" mit „Elektrophoren" — nicht ohne daß ihnen ein französischer Bankier jüdischer Herkunft, selber ein gefallener Engel, zur Belebung der elektrochemischen Industrie in Frankreich dazu Geld geliehen hat — und setzen Luzifer auf den Thron, der nun freilich eine keineswegs bessere Herrschaft einrichtet. Übrigens bleibt natürlich nicht aus, daß der höchst französische Schutzengel Maurice mit Madame des Aubels betrügt.

Die unerhörte Betriebsamkeit der Engel, die in den Masken russischer Nihilisten, italienischer Anarchisten, japanischer Sozialisten die kleinen Pariser Restaurants mit der Leidenschaft ihrer pyrotechnischen, sozialen, philosophischen, naturwissenschaftlichen Debatten erfüllen, ist das erregte Gegenbild der chinesischen Erschlaffung, der starren Konvenienz, die das Leben der Jugend der dritten Republik, der Urenkel des Jahres 1789, ausmachen. Sie ist das Gegenstück dieses puppenhaften Maurice und seiner Geliebten, die, halbnackt im Bett sitzend, die Hände vor den polierten Knieen

faltend, als eine neue Manon Lescaut den Grundsatz verkündet, daß es unmöglich sei, ohne Religion anständig zu sein. Sie ist sehr religiös. Die Betriebsamkeit der Engel ist das Gegenstück zum Abbé Patouille. (Man beachte die fürchterliche Freimaurerbosheit dieses Namens, der halb „Dreckpatscher", halb „Tartuffe" bedeutet.) Dieser gute Sancho Pansa sucht für die Erlebnisse seines Beichtkindes Maurice eine natürliche Erklärung, leugnet die Möglichkeit der Inkarnation von Schutzengeln und „überläßt die Leichtgläubigkeit den Freidenkern". Maurice scheint ihm durch den Engel auf dem Heliodorbild des Delacroix in Saint-Sulpice halluziniert zu sein.

Das ist der Kern des Romans. Als Szenerie erscheint Paris und die dritte, seit Combes, seit dem verjährten Block wieder klerikalisierte und feudalisierte Republik. Und wäre es bloß dies: aber gleichwohl ist diese Republik schließlich nichts als „eine Plutokratie unter der Maske des Freistaats", ein „Sparinstitut für Rentner".

Hier ist die Verbindung ihrer Wesenszüge: einem veredelten bürgerlichen Goldsöhnchen, einem geborenen Rentenbezieher vom Schlag des Maurice erspart die Republik heute jeden Justizskandal, selbst wenn er einen Schutzmann erschießt — weil ein solcher Maurice eines Tages vielleicht französischer Gesandter bei der Kurie wird.

So sieht France diese Republik, diese Jugend. Aber freilich: auch hier ist seine Satire so sehr Arabeske, daß sie stofflich eigentlich gar nicht mehr gilt.

Sie soll in jedem Fall nur für den gelten, der die Körner des gallischen Salzes zu finden versteht.

Diese faunische Unverbindlichkeit der Satire und des Blasphems macht den Reiz der Dichtung und die Schwäche ihrer sachlichen Bedeutung. Aber nicht nur sie. Es ist heute noch weniger ein Zweifel als gestern, daß diese Satire an manchem nicht unwesentlichen Erlebnis des neuen Frankreich ahnungslos vorbeigeht.

Es ist gesagt, daß France vor allem den Sozialismus nicht als die grundsätzlich neue Kraft begriff, die er darstellt. Ebensowenig

begriff er, daß in den — wenn m un einmal so sagen soll — neugotischen und neubarocken Bewegungen Fı ankreichs eine nicht zu leugnende zeitgeschichtliche Bedeutung wohnt. Maurice ist schließlich keine Formel für Puvis de Chavannes, Denis, Flandrin, Claudel, Gide, Barrès. Auch hier liegt die Grenze dieser meisterlichen und vernichtenden Kritik: sie ist Renaissance, ist Klassik, ist Humanismus, aber das gegenwärtige Frankreich ist mit dieser Kritik nicht restlos zu treffen, denn die neue Metaphysik seiner Kunst und die neuromantischen Impulse der französischen Politik sind, wie immer man sie bewertet, neben den republikanischen und sozialistischen Impulsen ein Faktor, der irgendwie ins Gewicht fällt und nicht mit einem Scherz über den Kubismus oder mit einer Voltairiade über die Pucelle Jeanne d'Arc erledigt werden kann.

Anatole France ist Klassizist. Seine Sinnlichkeit reicht von Cellini bis zu Fragonard. Er lebt im Stil 1530 und von 1780. Sein Lebensgefühl ist Sozialismus und Weltbürgerlichkeit als style François premier und style Louis Seize. Es versteht sich, daß er für Cimabue und Giotto kein Organ haben kann, und man begreift die Verulkung des Margaritone von Arezzo in den „Pinguinen" aus seinem klassizistisch kühlen Fanatismus für die Griechen, für Rafael und für den Abbé Coignard in der „Bratküche zur Königin Pédauque". Aber dieser klassizistische und daher ein wenig seichte Abbé-Sozialismus ist kein zureichender Maßstab für das moderne Frankreich. Es genügt nicht, wenn der alte Spötter mit den feuchten, leicht femininen Augen auf köstlichen Gängen beweist, daß die Grecos und die Fra Angelicos des alten frommen Restaurators Guinardon pfiffig gefälscht sind und daß dieser wollüstige Greis heimlich auch laszive Baudouins anfertigt. Es beweist schließlich nichts gegen die Tatsächlichkeit einer Restauration in Frankreich. Die rationalistische Skepsis dieses neuen Enzyklopädisten konnte uns verführen, Frankreich zu leicht zu nehmen. Hier sind Probleme. Und mag er einleuchtend beweisen, daß die dritte

Republik, „das öffentliche Ding" nichts ist als ein eigentlich unöffentliches Ding, nichts ist als ein Hebel für tausend Privatinteressen parlamentarisch verbrämter „Dingeriche" (républicains), so müssen wir diese Darstellung, die sehr rationalistisch an tieferen Kausalitäten vorbeigeht, mindestens nicht wörtlich nehmen. France zeigt faulsten Verfall. Aber die Erkenntnis beschwert ihn nicht — und in irgend einem Maß ist sie sachlich unrichtig.

Insofern bleibt diese Satire hinter den Tatsachen zurück. Der lucianische Greis bläst seine Flöte wie sein Nectarius, der Faun schließlich im einsamen Garten, abseits der republikanischen Korruption für die Vögel des Himmels und die Tiere der Erde. Seine Satire wird zur arkadischen Idylle, die sich politisch von einer bestimmten Stunde ab überlebt.

Wir hatten vor einem Vierteljahr vielleicht geglaubt, diese Satire gelte viel wörtlicher. Inzwischen hat sich geoffenbart, daß Frankreich nicht bloß das gepflegte formalistische und sinnlich vegetative Spiel ist, als das es uns wohl erschien, wenn wir Renoir besahen und France lasen, nicht nur dies westliche China, das Land der vollkommenen Konventionalitäten, der stilistischen Verwöhntheiten, sondern auch eine politische, kriegerische und physiologische Tatsache, der unsere Feldherren, unsere Offiziere und unsere Soldaten mit aller menschlichen und militärischen Achtung als einem verzweifelt lebendigen Dasein gegenübertreten und die trotz aller widerwärtig dekadenten Schieberpolitik der Poincaré, Delcassé und Briand noch immer an eine Zukunft glauben darf.

Die Satire des Anatole France hebt sich durch das sublime Behagen ihrer Form zur Hälfte auf. Sie ist also nicht einfach gegenständlich zu nehmen. Sie ist gegenständlich wie ein Märchen. Man glaubt daran und man glaubt nicht daran.

Ist Frankreich ein kindliches und greisenhaftes Spiel, bei dem es auf Wahr und Falsch nicht ankommt — oder ist es trotz aller seiner alten Schönheit und allem seinem jüngsten Unfug nicht

vielmehr eine substanzierte Wirklichkeit? Eine Wirklichkeit mit körperlichen und sittlichen Antrieben? Mit weiterdrängendem Lebensstoff?

Kürzlich brachten die Zeitungen die Meldung, France, der ein Greis von über siebenzig Jahren ist, sei als Kriegsfreiwilliger in das französische Heer eingetreten. Er habe aufgeatmet, als Millerand ja sagte und ihm damit das Odium der Blague ersparte.

Der verwöhnteste aller französischen Körper wird den Kugeln des Schlachtfeldes schwerlich ausgesetzt werden. Aber selbst auf diese Aussicht hin war die Meldung schwerlich Blague. Sie war — dessen dürfen wir einigermaßen gewiß sein — ein lauteres Werben um den Dienst für dies törichte kämpfende Frankreich, vielleicht um den Tod fürs Vaterland: ein lauteres, einfaches Werben wie bei den Unseren.

Was beweist es? Es beweist, daß dieser Geist, der die letzten Arabesken eines überreifen Humanistengeistes dichtete, es noch vermocht hat, zur ursprünglichsten Substanz des Daseins zurückzukehren — zum Krieg.

Anatole France sprach nie von diesem Instinkt. Aber er war heimlich als Möglichkeit in ihm. Jeder echte Gallier seit Vercingetorix war kriegerisch: auch Flaubert.

Der Eintritt des Dichters in das Heer ist nicht die berühmte schöne Geste. Er ist auch nicht der tosende Abschluß eines Lebens, das alles genossen hat. Er ist auch nicht einfach eine Handlung sozialen und nationalen Gemeinschaftsgefühls. Er ist auch nicht der Zusammenbruch einer pazifistischen Weltanschauung. Er ist vielleicht von allem dem etwas. Darüber hinaus aber symbolisiert er, daß der formalste Geist des heutigen Frankreich, für den auch der Sozialismus nur ein Akt der menschlichen Komödie war, noch gärende Substanz enthält, noch Wesen, noch ungebrochene, ungeschliffene Wirklichkeit. Anders als der mathematische Ästhet, der sich höchst einfältig ärgerte, als die Soldaten seine Kreise

störten, stört France, ein idealer Barbar wider sich selbst, die eigenen Kreise — doch ohne ihre dauernde Logik aufzuheben.

Er ist einfach der französische Dichter der Renaissance oder des achtzehnten Jahrhunderts, der das Geistige sagt und unbesorgt um Widersprüche dabei den Degen an der Seite trägt.

Wir sind im furchtbaren Krieg mit Frankreich und wir wissen, daß dieser Krieg nicht die Zeit der Sentimentalitäten sein kann. Allein darum geht es auch schwerlich. Was France wider uns sagte, war die Torheit einer verletzten Beschränktheit. Den Unsinn zählen wir nicht, weil er uns nicht treffen kann. Im übrigen versagen wir Deutsche uns nicht die Ritterlichkeit — doch nein: die Menschlichkeit, um jenen Unsinn unbekümmert, in diesem Krieg und über ihn hinaus die positive und sehr allgemeine Bedeutung eines Geistes zu sehen, der in der Abendröte einer älteren Kultur intimste menschliche Einsicht und feinste Form gab, und in diesem Geist die Vitalität einer feindlichen Nation zu erkennen, die noch Leben, „unvernünftig Leben" hat.

KRIEGSPHILOSOPHIE

VON LUDWIG HATVANY

Der Leutnant ist sehr jung, sehr blond, so unreif, rosig frisch und hübsch, wie nur einer, dem noch nie ein Gefühl je zur Pein und dem noch nie ein Gedanke je zum Schmerz war. Er schwebt im Äroplan über die alte Stadt des fahlen, überreifen Fühlens, über die greise Stadt der übermüden Gedanken.

Und schon fällt die erste Bombe aus der gepflegten, manikürten Hand des kleinen sorglosen Jünglings auf die ewige Stadt der großen Sorge.

Der Schrei des Kulturmenschen: Nein! Nein! Wie darf das sein! Das ist ja unmenschlich! . . . .

* * *

Während die Sieger aus dem Lande des Denkens vor Paris stehen und sich das beängstigende Geschehnis der Zerstörung einer Kultur vollzieht, besteigen die Denker in dem Lande des Siegens — in Berlin und Leipzig — nacheinander das Katheder und stellen sich im vollsten Verantwortungsbewußtsein die Frage:

Ist es möglich, daß das Unmenschliche, menschlich wird? . . . .

Zwischen dem blonden Schopf des ahnungslosen Militärs und dem kahlen Kopf des ahnungsvollen Professors, zwischen dem verheerend-kühnen Tun des einen und dem aufbauend-fleißigen Wirken des andern, soll ein philosophischer, ethischer, metaphysischer, ja sogar vielleicht ein transzendentaler Zusammenhang zur Beschwichtigung des germanischen Gewissens gefunden werden. Der Leutnant soll der Exponent überlegener deutscher Gedanken, die Bomben in seiner Hand sollen die Beweise der Tiefe und Höhe des deutschen Gefühls sein.

Alle berühmten Professoren haben nacheinander gesprochen. Was sie gesprochen, wurde sofort in aller Ehrfurcht von sämtlichen Zeitungen nachgedruckt. Und wir durften uns überzeugen, daß der deutsche Gelehrte ebensowenig zurückscheut vor den schwerst lösbaren Problemen wie der deutsche Soldat vor einer uneinnehmbaren Festung. Leider mußte dieser Ansturm der grauen Strategen des Geistes trotz des nachweisbaren Gebrauches dialektischer Dum-Dum-Geschosse und sophistisch scharf gespitzter, giftiger Pfeile vollkommen scheitern.

Ist es denn nicht einfach zum Lachen, wenn der meistgenannte Historiker zur Deutung dieses europäischsten aller Kriege zwischen den vorgeschrittensten aller Kulturen eben den Vergleich der Hunnenkriege aus dicken Büchern seiner Weltgeschichte herausholt? Und hört es sich nicht wie eine unzeitgemäße Verulkung an, wenn der ruhmvollste Altmeister der Philosophie, seine Greisenstube verlassend, noch einmal die Universität betritt, nur um bei dem verbittertsten Ausbruch dieses Rassen- und Nationalitätskrieges eine Rede mit der unangebrachten Ansprache: „Weltbürger" zu beginnen? Ein Land — so meint er dann weiter — spiegelt sich am besten in seinen Philosophen wieder und nun muß England für die egoistische Lehre eines Bentham büßen. Als ob die Lehre dieses englischen Philosophen, wonach eines jeden erste Pflicht seinen Vorteil zu wissen und im Sinne dieses Vorteils zweckbewußt zu handeln, durch Deutschlands — zu unser aller Wohl — ausgeübte Gewalt schon widerlegt wäre? Mir scheint, ganz im Gegenteil, der englischen Nützlichkeitstheorie, ist erst jetzt — und zwar eben durch Deutschlands siegreiches Tun — ihre glänzendste, praktische Rechtfertigung geworden. Und deshalb steht zu befürchten, daß derselbe würdige Altmeister, sich nicht zu taktvoll in der Wahl jener fatalsten Stunde zeigt, da die stolzesten englischen Schiffe über deutschen Minen in die Luft springen, um den Schatten Carlyles, als des einzigen englischen Idealisten, herauf-

zubeschwören, der noch ein übriges für Deutschlands Machtbestrebungen hätte. „Daß das edle, geduldige, tiefe, fromme und solide, endlich zu einem Reich vereinte Deutschland zur Königin des Kontinents wurde, statt des eingebildeten, großmächtigen, streitsüchtigen, sich immer fabelhaft gebärdenden, unruhigen, überempfindlichen Frankreichs, scheint mir das erfreulichste Geschehnis meines ganzen Lebens zu sein" .... wahrlich so schrieb einst Carlyle während des deutsch-französischen Krieges. Das ist ja alles gewiß sehr schön — und nur zu gut versteht man den deutschen Professor, dessen Herz aufgeht bei so schöner Lektüre. Aber bei näherem Beschauen läßt Carlyles Erklärung nicht so sehr auf seinen Idealismus, als vielmehr auf seine praktisch-englische Überzeugung schließen, daß die kontinentale Macht Deutschlands, zum großen Nutzen Englands, eine Entziehung französischer Kräfte von der See, also notwendig die unumschränkte Seemacht Englands zur Folge haben wird. Deutschland, Königin des Kontinents — England unumschränkte Königin des Weltmeeres und der Welt. Die bloße Möglichkeit eines Wetteifers über die Seemacht, zwischen England und Deutschland vorauszusetzen, lag außerhalb dem Bereiche, selbst der Hypothesen, eines noch so schrullenhaft-hypothesenvollen Engländers wie Carlyle. Und derselbe „Idealist" (!) Carlyle als Zeuge neuester Weltgeschichte, würde als guter Engländer gewiß nicht verfehlt haben, manchen seiner deutschen Anhängern recht unangenehme Enttäuschungen zu bereiten. Vor dieser gesunden Einsicht darf man um so weniger zurückscheuen, als doch jeder blasse Idealismus sofort zu verschwinden hat, wenn bei tatsächlicher Berührung von zwei Machtsphären sich recht reelle Lebenskräfte entgegensprühen. Es ist verlegen und verlogen, eines jüngeren Mannes vollkommen unwürdig — und vielleicht nur jenem verdienten Altmeister verzeihbar — über die Bluttat des purpurnen Sieges und über das unbezwingliche Faustrecht überlegener Kraft um jeden Preis den sternenhimmelblauen, milden — ach, so oft durch-

löcherten — Mantel eines gewesenen deutschen Idealismus breiten zu wollen.

Da lobe ich mir schon jenen anderen Lehrer der Weisheit, der in den pausbackigen Prachtexemplaren der heutigen Deutschen die verwischten Züge des träumerischen Schwärmers von ehedem zu erkennen sucht, obwohl er den Gegensatz der nüchtern-praktischen Formen des äußern Lebens in Deutschland und des mystisch-dunklen Innenlebens der deutschen Seele keineswegs leugnet. Als erste Kulturaufgabe dieses Krieges möchte er vor allem die Überbrückung eben dieses Gegensatzes wissen.

Eine seelische „Überbrückung" die über so viel gesprengte Brücken führt, das ist ja gewiß sehr geistreich, aber bei näherem Beschauen zerfällt diese ganze Geistreicherei in das eitel-frivole Blendwerk einer hohlen Dialektik, die zu erklären scheint, indem sie eigentlich nur verwirrt. — Es ist bedauerlich, daß auch die Exzellenz aus Berlin, der frömmelnde Seelsorger der Wissenschaft, einem Volk, das mit kühnem, freien Blick, Granaten und Bomben Stand halten soll, erst behutsam dialektischen Sand in die Augen streuen will. „Wir sind durch den Krieg frei geworden, von einem Teil unser selbst. . . . ." Da bleibt uns freilich zu fragen, ob ein aufrechter Mann auch wirklich gewillt ist, einem Teil seiner selbst so ohne weiteres zu entsagen? Und ob nicht vielmehr der ganze Kampf geführt wird, weil der Deutsche bislang gehemmt war, sich mit seinen guten und bösen Eigenschaften voll und ganz auszuleben. Und nebenbei noch eine Frage. Warum, meint Seine Exzellenz, der Professor, daß ein Weltkrieg dazu erforderlich war, um eben das Pikante auszurotten? Eine entsetzliche Weltkatastrophe, nur um der frömmelnden Furcht vor der Zote zu dienen? Wem ist der Zotige nicht lieber als der Heuchler?

Mit Recht fühlt der Franzose, daß ihm in diesen Tagen der Schickung keine deutsche Kathederweisheit erklärende und verklärende Worte des Schicksals zu schenken hat.

Die Zeit und die Stunde haben nur das Unmenschliche menschlich, nicht aber auch das Unmögliche möglich gemacht. Mit Worten, Gefühlen und Ideen aus dem Frieden lassen sich keine Gefühle, Ideen und Taten des Krieges rechtfertigen. Die Begriffe: Ethik und Kultur dürfen nicht mehr in ihrem gestrigen friedlichen Sinne gebraucht werden. Es genügt nicht, daß der Denker tapfer ringt wie ein Soldat, er muß sich auch — wie ein Feldherr — der veränderten Situation schnell anpassen. Und der deutsche Gedanke und das deutsche Gefühl haben bisher mit dem Automobiltransport deutscher Truppen nicht Schritt zu halten gewußt.

Im übrigen kein Wunder. In der Überraschung des jäh ausgebrochenen Krieges mußte die sichere Logik zusammenfallen, die bestgefügten Systeme aus den Fugen springen, und der eigene Gedanke verkrüppeln, niedergedrückt durch die große Idee, von der die Menge erfüllt war.

* * *

Bis zum letzten Ende vollführte kühne, ganze Taten verdienen kühne, ganze, bis zum letzten Ende gedachte, unerschrockene Gedanken. Kultur ist: Aufbau und Bewahrung, Schutz und Pflege einer jeden einzelnen Person. Krieg — und diese Tatsache hat man besonders in Kriegszeiten dreist ins Auge zu fassen — der Krieg ist: Zerstörung, Vernichtung, grausame Gleichgültigkeit gegen das Schicksal des Einzelwesens.

Und doch konnte es geschehen, daß inmitten der blühendsten Kultur, auf dem Schloßplatz zu Berlin, der Kaiser zu seinem Volk sprach: „Der Zar hat Euren Kaiser betrogen; wollt Ihr Krieg oder Frieden? ..." Krieg, Krieg, Krieg! war die Antwort aus tausend und abertausend Kehlen. Oft denke ich mir den Mann, der es gewagt hätte, die kaiserliche Frage mit laut tönendem Ruf also zu beantworten: Frieden, o mein Kaiser, Frieden! Dieser friedliche Mann wäre sicherlich an Ort und Stelle als erstes Opfer der Kriegsbegeisterung gefallen. Ist die dynastische Treue,

ist die Vaterlandsliebe für den allgemeinen Kriegsruf eine genügende Erklärung? Ist es zu denken, daß diese vielen Hände, die sich da, vor kaum erst zehn Wochen, in hüteschwenkender Freude emporhoben — wie viele dieser Hände sind heute bereits für ewig starr —, den Tod bejubelten? Oder ist es möglich, daß diese Menschen aus dem Laden, aus dem Amt und aus dem Studierzimmer, die doch sonst in unserer Kultur, für unsere Kultur und durch unsere Kultur lebten, nun auf einmal plötzlich und scheinbar ganz ohne Ursache die Vernichtung dieser Kultur herbeigesehnt haben sollten?

Der Kultur gewiß nicht — unserer Kultur gewiß ja. Hat ja doch Kultur im allgemeinen so wenig mit unserer heutigen Kultur zu tun. Unsere Kultur ist eben nur unsere Art des Aufbaues und der Bewahrung, des Schutzes und der Pflege eines jeden einzelnen, sie ist nur die Summe unserer beschränkten Mittel zur Sicherung des Rechts und zur Verbreitung der Wohlfahrt. Und wäre es nicht verwegen, zu denken, daß unsere Art auch schon zugleich, die einzige, die letzte und die beste aller Arten wäre? Sie ist nur eine vergängliche, unvollkommene Form der Existenzmöglichkeit, wie alle einst dagewesenen und leider auch alle nachfolgenden Kulturen. Trotz dieser Hoffnungslosigkeit aller Zukunftsaussichten erwächst von Zeit zu Zeit, wenn eine veraltende Kulturform schon zu deutliche Beweise ihres unzulänglich-brüchigen Wesens gebracht hat, aus der Not jeder Gegenwart eine durch tragische Lehren der Vergangenheit nicht zu stillende Sehnsucht nach besseren Lebensformen. Da muß denn eine Kultur verschwinden mit ihren Verfassungen, mit ihren Einrichtungen und mit einer großen Zahl ihrer köstlichsten Denkmäler — mit Belgien, mit Rubensbildern und mit der Kathedrale von Reims —, um einer neuen Weltordnung Platz zu machen. Der Krieg ist nichts anderes als die vorübergehende Krisenzeit der vollkommenen Unordnung zwischen zwei Welt-

ordnungen, der Gesetzlosigkeit zwischen zwei Gesetzen, der Entmenschlichung zwischen zwei Menschlichkeiten.

Nur aus dieser Einsicht heraus ist zu verstehen, wenn der mächtigste Kaiser — uns der Inbegriff jeder Ritterlichkeit — kriegsnotgedrungen die Neutralität eines Landes verletzt, wenn Gelehrte, die ihr Leben mit der Entzifferung von Handschriften verbracht haben, eine Bibliothek anzünden, und wenn Ästheten, die sonst Pilgerfahrten für einen Rubens oder für die bloße Verzierung eines einzigen Pfeilers der Kathedrale zu Reims unternommen hätten, nun Bilder und Kirchen vertilgen, wo sie auch ihrem Kriegszug in den Weg stehen. Jene Barbarei, der sich Franzosen und Deutsche gegenseitig beschuldigen, sie ist weder die Eigenheit des Deutschen noch die des Franzosen, oder gar die des armen Wallonen, sondern gleichviel, ob ein Deutscher, ein Franzose oder ein Wallone, sie ist die einzig mögliche Eigenheit des Menschen — jedes Menschen! — der mit einer Mordwaffe in der Hand in die entmenschlichende Kriegsnot des Angriffes oder der Abwehr gedrängt wird.

Aus diesem Grunde muß denn auch jeder Versuch einer Schlichtung der sich widersprechenden, diametral auseinanderliegenden Begriffe von Krieg und Kultur — wie es ja schon das Scheitern der deutschen Denker zur Genüge beweist — notwendig immer und immer wieder mißlingen.

Im Restaurant Brébant zu Paris fand sich am 15. August 1871 eine recht interessante Gesellschaft von Schriftstellern, Gelehrten und Künstlern zusammen. Die Herren standen noch unter dem Eindruck der Belagerung von Paris und ein Zischen von Paradoxen war die Antwort auf preußische Bombensalven. „So muß denn in absehbarer Zukunft entweder Deutschland oder Frankreich vom Erdboden verschwinden" schrie ein ganz besonders temperamentvoller Monsieur in der Gesellschaft. Und schon wußte

Berthelot, der berühmte Chemiker, von den ursprünglichen Ratten Europas zu erzählen, die im XV. und XVI. Jahrhundert von den Feldmäusen aufgefressen wurden, damit denn die Feldmaus zu unserer Zeit von der skandinavischen Ratte vertilgt werde.... Da ergriff nun der skeptische Heilige des Atheismus, der gottlose Priester der Verneinung, der lächelnde Mönch des Epikureismus, Ernst Renan, das Wort und sprach in seiner salbungsvollen Art: Was sind wir? Blinde Kräfte, die ein Werk verrichten, ohne zu ahnen, warum? Wir sind wie Gobelinarbeiter, die von der Kehrseite des Teppichs an einem Muster wirken, das sie nicht einmal ganz übersehen...

Mir scheint, diese vorsichtig-zurückhaltende Philosophie ist nicht nur für Besiegte, sondern einstweilen auch für die Sieger geschaffen. So gewiß die zukünftige Gestaltung Europas sich unter einem führenden Deutschtum zu vollziehen hat, so gewiß ist es auch daß vorerst die lebenden und führenden deutschen Denker, Dichter und Kulturmenschen aus der Epoche vor dieser neuen Gestaltung einer alten, zum Schwinden verurteilten Welt angehören. Nur so ist es zu erklären, daß selbst das bestgemeinte Kommentar zum Text der großen Tagesgeschichte nicht passen will. Kann ja doch ein Kommentator aus der Gattung der Feldmäuse, einen Text, der schon in der Sprache der skandinavischen Ratte abgefaßt ist, nicht einmal recht lesen, geschweige denn verstehen.

Nicht anders war es vor hundert und dreißig Jahren, da die Feldmäuse herankamen, um die feudalen Urratten zu vertilgen — und selbst die vorgeschrittensten Repräsentanten der Demokratie mit ihrer Gefühlswelt und mit ihrer Ideelogie aus dem ançien régime, dem jählings ausgebrochenen Sturm der französischen Revolution verständnislos gegenüberstanden. Condorcet und André Chénier erhoben Protest — für diesen Protest hatten sie zu sterben.

Unsere denkenden Zeitgenossen sind vorsichtiger — aber auch voreiliger — sie wollen nicht sterben, sondern leben, verstehen

und erklären, noch ehe die Zeit der historischen Überblicke herangereift wäre. Politische, moralische, nationale, finanzielle Schlagworte genügen wohl für den Moment, aber selbst die spitzfindigste metaphysische Paraphrasierung solcher Schlagworte darf nicht mit einem wirklichen Aufdecken der tiefsten Ursachen verwechselt werden. Deshalb muß denn auch jeder denkende Mensch an sich die Erfahrung machen, daß nach so viel gutgemeinten Antworten auf unsere quälerischsten Gewissensfragen immer noch Fragen und Fragen, immer wieder neue beunruhigende Fragen auftauchen: Was sind die Unterströmungen dieses Rassenkampfes? Wo und wie spielt sich im Rassenkampf der Kampf der Klassen ab? Bedeutet dieser Krieg das Ende des bewaffneten Friedens? Ist er ein Schritt zum Weltfrieden, oder ...?

Das Schlegelsche Wort von rückwärtsschauenden Propheten müßte heute mehr gelten als je. Denn der eigentliche Sinn und der zureichende Grund dieses nie erhörten, nie für glaubhaft gehaltenen Krieges, der uns Zeitgenossen entschlüpft, wird sich erst in Jahr und Tag aus den Resultaten dieser unerhörten, nie für glaubhaft gehaltenen Weltumwälzung erhellen lassen.

Was man schon heute feststellen kann, ist nur die einzige Tatsache, daß die europäische Menschheit auf eine uns unbekannte Art und wegen unbekannter Ziele vor unseren Augen sich verändert Optimisten möge diese Änderung meinetwegen mit einer Hoffnung auf Besserung erfüllen. Die Pessimisten, die mit Schaudern erfüllt sind ob der übermenschlichen Verantwortung jener Allzuwenigen, die über das Schicksal der Allzuvielen zu entscheiden haben, diese zagen, unverbesserlichen, unbrauchbaren und von der Zeit selbst über Bord geworfenen Pessimisten möge in dem dunklen Schlupfwinkel tatenloser Unfähigkeit der Gedanke trösten, daß die Welt ihre unbekannte Richtung, wenn auch gewiß nicht in der Richtung der Denker über Ereignisse, vielleicht aber auch noch viel weniger nach dem Willen der scheinbaren Lenker dieser Ereignisse nehmen wird.

DIE EHRGEIZIGE
VON HEINRICH MANN

Daß er der Frau des Gemeindesekretärs die schöne Alba Nardini vorzog, mußte der junge Tenor Nello Gennari mit dem Leben büßen. Frau Camuzzi hatte geschickt gehandelt; niemand ahnte, sie sei es gewesen, die Alba auf die Frau des Schneiders eifersüchtig gemacht und sie in solchen Wahnsinn getrieben hatte, daß sie den Geliebten und sich erstach. Ungefährdet hätte sie weiterleben können. Vier Wochen später aber verschwand sie aus der kleinen Stadt.

Von Florenz schrieb sie ihrem Gatten, daß sie den Gedanken nicht länger habe ertragen können, sie solle an seiner Seite altern. Denn er habe keinen Ehrgeiz. Statt sich in die Politik zu werfen, zu handeln, zu steigen, statt seiner Frau, die nach ihnen lechze, die Höhen der Welt zu erschließen, halte er sie nieder, lasse sie verkümmern im Dunstkreis seiner trägen Skepsis; und die Macht in der Stadt behalte ein Marktheld wie der Advokat Belotti. Noch sei sie jung; und so habe sie denn auf eigene Verantwortung den Schritt getan, den er sie nicht habe führen wollen. Als Geliebte des berühmten Künstlers Cavaliere Giordano trete sie in die große Welt ein, der sie sich gewachsen fühle. Mit vollem Bewußtsein habe sie sich ihr Schicksal geschaffen. Camuzzi solle nicht versuchen, sie zu hindern, es wäre unnütz.

Die Wahrheit war, daß sie sich dem alten Giordano nicht aus Ehrgeiz hingegeben hatte, sondern im Dienst ihrer Rache an Nello Gennari und daß sie es schon getan hatte, als er in der kleinen Stadt weilte. Ein ahnungsloses Wort des alten Sängers hätte das Mißverständnis zerreißen können, dem der junge erliegen sollte. Darum behielt Frau Camuzzi ihn bei sich im Zimmer, bis endlich die ganze Operntruppe von dannen war und Nello sich im Hause des Schneiders verborgen hatte, unwissend, daß er nicht bestimmt sei, mit Alba zu fliehen, vielmehr mit ihr zu sterben . . . Nun aber waren sie fort, die Komödianten. Die kleine Stadt, die dank ihnen kurze Zeit ein gesteigertes Lebensgefühl gekannt hatte, fiel zurück in um so grauere Nüchternheit, und Frau Camuzzi hinter ihren verschlossenen Fensterläden litt die Qualen der lebendig Begrabenen.

Sie hatte sich gezeigt, wer sie war und was sie vermochte. Dort oben in der steinigen Erde des Friedhofes lagen zwei, deren Verhängnis, allen unbekannt, sie gewesen war. Im Bewußtsein ihrer entsetzlichen Macht saß sie stundenlang reglos auf ihrem Bett, die Augen in den großen schwarzen Augen, die aus dem Spiegel starrten. Plötzlich aber drückte sie sie ins Kissen, krümmte sich ganz zusammen und erstickte ihr Stöhnen. Denn ihre Macht war Ohnmacht gewesen: sie hatte nicht machen können, daß Nello sie liebte! Jene beiden verhöhnten sie noch aus dem Grabe. Nachts hörte sie ihre Stimmen; sie sprachen von Umarmungen, die sie ihr stahlen. „Nello, ich töte dich!" — „Das hast du schon getan. Was kannst du noch? Ich liebe Alba." Dann, Gesicht und Hals naß von Tränen, erwachte sie, und neben ihr atmete wohlig dieser Mann, dem es gut ging, da er sein Leben lang Gemeindesekretär und ihr Gatte zu sein dachte. Das nicht, das nicht! — und eines Morgens in der Dämmerung bestieg sie drunten am Stadttor ein Wägelchen, weil für solch eine kleine Stadt beides zu groß gewesen war, ihre Tat und ihre Liebe.

Der Gemeindesekretär in seiner tiefen Überzeugung, daß die Welt trotz aller menschlichen Anstrengungen doch immer am selben Fleck bleibe und eigentlich nichts geschehe, war sehr erstaunt, als ihm seine Frau durchging. Er machte die Reise nach Florenz, bestellte sie in ein Café, und sie kam auch, denn sie kannte ihn. Er sagte ihr nichts, was ein maßvoller und klarsichtiger Mann nicht sagen konnte. Er wollte sie an keine Empfindung erinnern, die sie daheim zurückhalten könne. Kinder seien nun einmal nicht da, und für sich selbst bitte er nicht. Aber sie sollte ihre eigenen Chancen erwägen. Die seien nicht groß, denn sie kenne die Welt nicht, sei, was sie sich auch einbilde, eine Kleinstädterin und auch nicht schön genug für das, was sie vorhabe, nicht von der verführerischen, den Mann herabziehenden Schönheit, die solchen Frauen zum Erfolg verhelfe.

„Aber jene haben keinen Verstand, und ich weiß, was ich will. Übrigens bleibt mir keine Wahl, denn bei dir kann ich nicht länger leben."

Der Gatte gab zu, daß man mit dieser Tatsache rechnen müsse. Er halte sie für krank, werde dies zu Hause angeben und ihre Rückkehr innerhalb der nächsten acht Wochen in Aussicht stellen. Sie sei ihm stets willkommen; Gewalt und Skandal lägen nicht in seiner Absicht. Romantische Einflüsse trügen wohl die Schuld an allem, wiederholte er mehrmals; und er nannte sogar den Namen Nello Gennari, wenn auch

ohne unvorsichtige Folgerungen. Er war ein kluger Gatte. Frau Camuzzi, die seiner Einladung nur gefolgt war, weil es nichts zu befürchten gab, haßte ihn, wie er nun fortging, ohne sich aufgeregt zu haben, noch heftiger.

Andererseits war das Zusammenleben mit dem Cavaliere Giordano nicht reich an Reizen. In seinem Hause war der Aufenthalt einer Frau nicht vorgesehen. Die Zimmer glichen Ausstellungen von Porzellan und Goldwaren; unter jeder Vase, jedem Schrein eine Tafel: „Von Seiner Majestät dem Kaiser von Rußland", „Von der Stadt Buenos Aires"; und in seinem Schlafzimmer hingen die alten goldenen Kränze, „Vom Maestro Rossini", „Von Madame Ratazzi", über allen Wänden und bis auf das Bett des alten Sängers; dies Prunkbett, mit rotem Damast zwischen den vergoldeten Schnitzereien, war ein Geschenk der Kaiserin Eugénie. Frau Camuzzi saß des Abends mit ihm im Café, als einzige Frau unter seinen Freunden. Wenn alle andern fort waren, blieben sie beide noch sitzen; der Alte wartete auf den Schlaf, und sie spielten Domino.

Er blies sich auf, so oft er mit ihr durch die Straßen ging. Die Grüße nahm er mit bedeutsamem Lächeln an und auf Glückwünsche entgegnete er:

„Man sieht wohl, der Ruhm ist nicht eitel. Wir berühmten Männer haben vor euch andern dennoch etwas voraus; denn in einem Alter, wo Schönheit und Kraft nicht mehr für uns werben, ist es unser großer Name, der eine Frau von weitem herbeizieht. Dies Geschöpf wäre zugrunde gegangen ohne mich."

Sie hatte es ihm gesagt, und er war überzeugt davon. Geschmeichelt durch die Macht, die ihm, so spät noch, über ein Leben gegeben war, faßte er eine wahre Zuneigung für die junge Frau. Vor dem Schlafengehen, wenn er sie schon auf die Stirn geküßt hatte, behielt er manchmal noch, väterlich und gedemütigt zugleich, ihre Hand in der seinen. Warum hatte er sie nicht früher gekannt, als er einer Frau mehr zu sein vermochte als heute! Freilich würde er damals den Wert einer Liebe wie der ihren vielleicht nicht verstanden haben. Das Leben war grausam, man mußte auf Gott hoffen . . Um so freigebiger kam er allen Wünschen seiner Freundin zuvor. Man begann, wo sie vorüberfuhr, nach dem Namen dieser eleganten Frau zu fragen. Der alte Sänger sah sich nach einer Villa um, die er ihr zu schenken dachte. Denn sein Haus hatte er als Museum seines Ruhmes der Stadt vermacht.

Dies alles aber war nicht geeignet, dem jungen Gino zu gefallen, einem

liebenswürdigen Bummler, der neben dem Spiel und den kleinen Geschenken der Frauen mit nichts so sehr rechnete wie mit der offenen Hand seines Onkels, des Cavaliere Giordano. Die hübsche Intrigantin, die sich bei dem armen Alten eingenistet hatte, mochte ihm, Gino, immerhin süße Augen machen, das hinderte nicht, daß er sich bedroht fühlte. Was wollte sie? Den Alten heiraten? Oder ihn selbst, den gesetzlichen Erben? Manchmal verliebte er sich für einen Abend; und manchmal verfolgte er das Ziel, sie zu verführen und sich von seinem Onkel mit ihr erwischen zu lassen. Frau Camuzzi selbst erlöste ihn aus seinen Zweifeln. Die Erbschaft des Sängers schien ihr nicht bedeutend genug, um ihretwegen die Laufbahn, der sie sich bestimmte, mit einem Skandal zu eröffnen. Eines Nachmittags, als der Alte schlief, rief sie den Neffen in ihr Zimmer. Die roten Vorhänge belebten ihre Haut, ihre Matinee war kleidsam; der junge Mann zeigte sich angeregt, sie hatte Mühe, ihn an den Ernst des Lebens zu erinnern. Ihre Interessen widersprächen sich gar nicht. — Nein, erwiderte er, denn er werde glücklich sein, sie zufrieden zu sehen, sogar auf seine Kosten.

„Das ist eine unvorsichtige Äußerung. Aber es ist, als sei sie nicht getan, denn von mir haben sie nichts zu fürchten, ich werde Florenz bald verlassen haben."

Und auf seine enttäuschten Ausrufe:

„Warum sollten wir nicht offen miteinander reden? Wir kennen uns, weder Sie noch ich halten uns hier im Hause zu unserm Vergnügen auf. Ich bin hergekommen, um durch den Cavaliere mit Leuten bekannt zu werden, die mir nützen könnten; denn ich habe höhere Zwecke, als Sie glauben."

Indes er die Augen aufriß, setzte sie ihm auseinander, daß sie sich überzeugt habe, in Florenz sei weder viel Geld noch große Macht zu erwerben. Die Gesellschaft sei vorurteilsvoll, das politische Treiben belanglos. Er rühme sich doch seiner Bekannten in Rom, aller dieser Journalisten, dieser Deputierten.

„Das bewegte Leben, der weitverzweigte Einfluß, die Intrigen, das ist's, was mich anzieht. Welches Spiel mit Menschen treibt ein Mann wie der Conte Malfigi, und welches Spiel würde erst eine Frau treiben, die ihn in der Hand hätte!"

Der junge Gino lächelte überlegen zu den abenteuerlichen Vorstellungen dieser kleinen Provinzlerin; er öffnete den Mund, um über den Conte

Malfigi etwas zu erzählen, besann sich aber rechtzeitig. Er wollte ihr helfen, bei seinen Verbindungen sei es leicht. Sie möge auf ihn zählen. Und er nahm Abschied, beruhigt über die Zukunft seines Erbes, aber übelwollend gestimmt, weil in den Plänen der interessanten Frau ihm selbst eine so untergeordnete Rolle zugeteilt war.

Schon tags darauf kam er wieder zur selben Stunde und in Begleitung eines schönen, bedeutenden Mannes gegen vierzig. Er stellte vor: Conte Malfigi. Denn es traf sich außerordentlich, der berühmte Politiker und Lebemann war vorübergehend in Florenz. Er erklärte, die Einladung seines jungen Freundes sei ihm ein längst gesuchter Anlaß gewesen, die schöne und ungewöhnliche Frau kennen zu lernen, von der man auch in Rom schon spreche. Er blieb bis kurz vor dem Erwachen des Cavaliere Giordano. Dieselbe Stunde führte ihn das zweite Mal zu Frau Camuzzi, und Gino fehlte. Ihre dritte Zusammenkunft aber verlegten sie bereits in ein möbliertes Hotel außerhalb des Zentrums der Stadt. Der mächtige Mann zeigte sich begeistert von seiner Eroberung; er sei entschlossen, Florenz nur mit ihr zu verlassen. Sie sagte einfach: „Ich liebe dich, ich folge dir." Garantien zu verlangen, verschmähte sie, sie vertraute ihrer Kunst.

In Rom bezogen sie nicht den Palazzo Malfigi, sondern wählten, um sich einige Tage ungestört zu lieben, ein kleines Hotel, wo der Conte unbekannt war. Erst des Abends gingen sie aus, beschränkten sich im Theater auf die Rückplätze der Logen, in den Restaurants auf die separierten Salons und hatten wirklich das Glück, unbeachtet zu bleiben. Der Conte vermied es sogar, sich Geld zu holen. Als er keins mehr hatte, gab Frau Camuzzi das ihrige her. Endlich erklärte er, den Sitzungen der Kammer nicht länger fernbleiben zu können; er wolle sie nun in sein Haus führen. Sie widerstand nur zum Schein; der Liebestraum währte ihr schon zu lange. Wie sie beim Bahnhof vorüber kamen, wunderte er sich, daß sein Wagen nicht da sei. Sie nahmen eine Droschke. Er war bleich und seufzte oft. Plötzlich sagte er:

„Nun ist das Unglück geschehen, ich liebe dich wirklich."

„Ist das ein Unglück?" fragte sie.

Er sagte: „Unter diesen Umständen wohl. Denn ich sollte dich nur zum Scherz lieben, da ich ja gar nicht der Conte Malfigi bin."

Sie sank hart auf das Polster, ihre Augen waren schwarz wie nie, und ihre Lippen lagen weiß aufeinander. Er hatte vollauf Zeit zu

berichten. Er war ein Versicherungsbeamter und mit dem jungen Gino befreundet, der ihn angestiftet und ihn mit Geld versehen hatte.

„Aber jetzt liebe ich dich. Verzeih' mir und bleibe bei mir!"

Sie ließ den Wagen halten und sagte:

„Steigen Sie aus!"

Dann fuhr sie weiter, ohne zu wissen, wohin. Nach Florenz konnte sie nicht zurückkehren; in ihrem Abschiedsbrief an den Cavaliere Giordano stand ein unvorsichtiger Satz mit Bezug auf die Prahlereien des Alten, die sie so oft gedemütigt hatten. Wie sollte sie auch nur den Kutscher bezahlen? Schließlich ließ sie sich zu einem Juwelier fahren und verkaufte einen Ring.

Sie mietete ein Zimmer, das ärmste, billigste, das zu finden war, und in dem Augenblick, da sie es betrat, schwur sie sich, nur gegen den Palazzo Malfigi werde sie es vertauschen. Sie stellte sich diese Aufgabe als Buße ihrer Einfalt. Je schwerer sie war, desto schauerlicher die Wollust der Anspannung. Eine mittellose Frau, nicht mehr ganz neu angezogen, ohne einen einzigen Bekannten in dem gierigen Gewimmel der Hauptstadt — und nahm sich vor, bis in ihre begehrteste Mitte vorzudringen und eine ihrer Herrinnnen zu werden. Sie besuchte das Parlament und ließ sich den Abgeordneten Malfigi zeigen. Es war ein halber Greis von fünfundfünfzig, etwas lächerlich zurechtgestutzt. Er redete auch und machte ein paar Witze über die Priester. Frau Camuzzi mußte an den Advokaten Belotti denken, den großen Freigeist ihrer kleinen Stadt, der den Pfarrer Don Taddeo bekämpfte, aber gleich dem letzten alten Weib an die Evangelina Mancafede glaubte, die Unsichtbare, die aus ihrem dunklen Winkel hinter dem Turm nie hervorkam und dennoch alle Schicksale der Stadt kannte, noch bevor sie eintraten. Die Kammer und ihre Redeschlachten schienen ihr ein vergrößertes Abbild des heimischen Marktplatzes. Wenn zu Hause der Baron Torroni durchaus nicht wollte, daß der Wirt Malandrini zum Stadtverordneten gewählt werde, so fürchtete er von ihm einen Streich, weil er mit seiner Frau etwas gehabt hatte. Und Frau Camuzzi sah sich auf der Tribüne des Parlaments die Damen an, die den Reden der Abgeordneten zuhörten. Welche von ihnen stak hinter dem, was jetzt gesagt wurde? Später einmal würde es hier gewichtige Herren geben, durch deren Mund sie selbst ihren Einfluß spielen ließ und ihre Geschäfte besorgte!

Dann ging sie ins Café Aragno, um von den Journalisten die Kulissengeheimnisse zu erlauschen. Sie saß da mit ihrer Zigarette, unbeteiligt und unnahbar. Die jungen Leute taten vergeblich wichtig voneinander, damit sie hinsähe. Als eines Tages mitten aus dem Rudel hervor ihr Landsmann Savezzo auf sie zukam, begrüßte sie ihn kühl, obwohl sie die ganze Zeit auf ihn gewartet hatte. Er sah noch abgeschabter aus als daheim, aber auch noch verbissener. Er war auf dem Marsch! Die Gesellschaft korrupter Mittelmäßigkeiten hier hielt zusammen gegen ihn und sein Talent, wie zu Hause die Clique der Herren. Aber er würde eindringen und hindurch, hinan! Er erzwang sich Achtung mit Artikeln in den kleinen Revuen, wo die Kommenden drängten und bohrten. Schon war, beim Krach der Allgemeinen Kreditbank, da die Entrüstung im Publikum überhand nahm, eine große Zeitung genötigt gewesen, ihm ihre Spalten zu öffnen, als der Stimme der Jugend.

Er erlangte mit Mühe die Erlaubnis, ihr seine Freunde vorzustellen, mußte aber sofort bemerken, daß mehrere, die schon über Verbindungen verfügten, besser behandelt wurden als er. Eines Abends erschien sie nicht, und auch einer der jungen Leute blieb fort. Am nächsten Tage erwartete Savezzo sie auf der Straße, um ihr eine Szene zu machen. Sie antwortete, sie sei gestern nicht gekommen, weil sie Gelegenheit gehabt habe, eine ihr wichtige Persönlichkeit kennen zu lernen: den Sekretär des Abgeordneten Malfigi. Auch eine Ehre, meinte Savezzo: der Sekretär eines ausgesogenen Lebemannes und erledigten Politikers, den schon keine Frau mehr plündere und kein Finanzmann mehr besteche. Er selbst, Savezzo, habe ihn längst gebrandmarkt. Eine überlebte Figur, nur noch vorhanden, weil die Provinz fortfahre, an die alten Größen zu glauben. Frau Camuzzi antwortete darauf nicht, und Savezzo, der ihr nachspürte, hatte noch oft die schlimmste Eifersucht zu leiden. Denn sie erhörte ihre jungen Kameraden dafür, daß sie sie in eine Gesellschaft einführten, oder nur für eine nützliche Auskunft, an Tagen der Not sogar, um essen zu können. Sie machte ihre härteste Zeit durch. Savezzo knirschte, weil nur er davon nichts hatte. Welch ein Sieg über die hochmütige Sippe daheim, hätte er eine ihrer Frauen in seine Gewalt bekommen! Frau Camuzzi scheute gerade seine Indiskretion. Wenn er ihr sagte: „Wir werden zusammen steigen! Allen diesen Leuten werden wir den Fuß in den Nacken setzen"! so lächelte sie nur. Sie war überzeugt, er werde nicht durchdringen, mit brutaler Empörung sei nichts zu machen. Sich

anschmiegen, sich hineinstehlen in die Welt der großen Diebe, hassen, verführen und betrügen: das war der Weg.

Auch dem Sekretär des Conte Malfigi schlug endlich die Stunde, da Frau Camuzzi ihn glücklich machte; und sie schlug keinen Augenblick früher, als bis er die Bedingung erfülllt und Frau Camuzzi eine Stellung bei seinem Herrn verschafft hatte. Jetzt wohnte sie also im Palazzo Malfigi, und der Abgeordnete diktierte ihr seine Reden, die sie geistreicher niederschrieb als sie waren. Freudig erstaunt über seine Erfolge in der Kammer, ward er aufmerksam auf seine Mitarbeiterin, für deren Eifer es offenbar nur die Erklärung gab, daß sie ihn liebte. So oft er ihr nun diktierte, ließ er jedem andern die Tür verbieten. Er bekundete ihr sein Interesse; und sie widerstand. Sie zeigte sich ihm als Frau von Erziehung und Menschenkenntnis, erworben durch schwere Schicksale; gab ihm Winke über Leute, die ins Haus kamen, und Ratschläge, die sich bewährten. Seine Begriffe von ihr veränderten sich schnell so weit, daß er sie zur Tafel hinzuzog, auch wenn Senatoren und Minister da waren. Die Hausgenossen bekamen Befehl, ihr als einer Dame von Rang zu begegnen. Sie würden ohnedies nichts anderes gewagt haben, denn Frau Camuzzi hatte längst jeden von ihnen in der Hand. Sie kannte die Diebereien der Diener, machte dem Kaplan Komplimente über sein blühendes Aussehen, wenn er die ganze Nacht dort oben im vierten Stock seinen kleinen Freunden ein Gelage gegeben hatte; und was den Haushofmeister betraf, hatte Frau Camuzzi die Vorsicht geübt, Briefe zu öffnen, die er von der bisherigen Geliebten des Conte Malfigi bekam; sonst hätten die beiden ungestört dem armen Conte die Vaterschaft zuschieben können an dem Kind, das erwartet wurde. Am meisten betroffen aber war der Sekretär. Er hielt es kaum mehr für wahr, daß er einmal vertrauliche Beziehungen gehabt haben sollte zu der Frau, die nun das Haus und den Herrn beherrschte und ihm selbst die Mitwisserschaft an dem, was vorging, schon vollständig abgenommen hatte. Er tröstete sich damit, daß die ganze Herrlichkeit auch sonst nicht mehr lange gedauert haben würde; denn so viel konnte er sich sagen, daß das neuerdings so zerfahrene Wesen seines Prinzipals mit dem bevorstehenden Prozeß der Kreditbank zusammenhänge. Sein Name war auf der Liste der Bestochenen, das wußte im Café jeder; und morgen oder übermorgen konnte es in den Zeitungen stehen.

Frau Camuzzi, die noch mehr wußte, ließ den Conte schon seit acht Tagen keine Minute aus dem Auge. Zu seinen Verabredungen folgte sie

ihm heimlich in einem Mietswagen. Zog er sich in sein Arbeitszimmer zurück, blieb sie an der Tür und lauschte. Einmal stöhnte er ungewöhnlich viel, sie hörte ihn Schiebladen öffnen und zustoßen, dann ein merkwürdiges Knacken: da trat sie ein. Malfigi hielt einen Revolver in der Hand. Sie nahm ihn ihm fort und sagte:

„Glauben Sie denn wirklich, daß es so schlimm steht?"

Er deutete nur nach dem Schreibtisch, auf ein neidgelbes Heft des „Morisators". Sie kenne den Artikel, sagte Frau Camuzzi; schon vor seinem Erscheinen habe sie ihn gekannt. Der Verfasser, dieser Savezzo, sei ihr Freund.

„Und sie haben mir nichts gesagt! Sie sind also auch meine Feindin?"

Sie setzte ihm auseinander, daß dieser Savezzo ein Fanatiker sei, vielmehr ein Mensch, der seinen Erfolg auf der Wahrheit zu begründen hoffe, wie die andern auf dem — Entgegenkommen. Mit Geld sei er nicht aus dem Wege zu räumen, Malfigi habe schon genug Geld ausgeteilt.

„Fast mein letztes", und er raufte sich das spärliche Haar. „Auch dem Senator Russo habe ich Geld gegeben, damit seine Zeitung schweigt. Und jetzt klagt uns dieser Mensch gemeinsam an!"

„Aber das ist das Beste, was geschehen konnte, und es hat mich unendlich Mühe gekostet, das Material gegen Russo zu beschaffen."

„Wie? Sie? Sie sind es, die mich umbringt?"

Es dauerte lange, bis sie ihn soweit hatte, daß er ihr zuhörte. Eine Anklage von seiten des Savezzo sei die sicherste Rehabilitierung, die einem Verdächtigen widerfahren könne. Die Presse, die für sein Geld vielleicht nicht immer nach Wunsch gearbeitet haben würde — ihr sei darüber einiges bekannt geworden — jetzt werde sie eine Phalanx des Schweigens bilden gegen den Verräter, der sie selber fortwährend besudle und auch in diesen Angriff einen der Ihren verwickle. Kein Zeuge werde sich noch finden lassen, der vor Gericht die Echtheit der den Abgeordneten und Exminister Malfigi belastenden Schriftstücke zugebe. Sogar die Mühe des Leugnens werde er sich sparen können, denn auch das Gericht werde seinen Namen mit Schweigen verdecken. Schließlich sagte er tiefgerührt:

„Dann wären sie meine Retterin."

„Nicht ich", erwiderte sie langsam, „Ich habe viel zur Madonna gebetet. Auch sie sollen es tun."

„Sie sind also fromm?" Er wollte lachen. Aber sie fragte ihn, ob er

sicher sei, daß dies alles nicht eine Strafe der Madonna sei die er so oft verleugnet habe. Sie erhob die gefalteten Hände.

„Die schöne alte Madonna Ihres berühmten Geschlechts, das sie immer beschützt hat! Wie lange schon wartet sie vergebens auf Sie in der Kapelle dieses Hauses! Sie müssen zu ihr zurückkehren, versprechen Sie es mir, noch heute nacht!"

Er gestand, daß er daran gedacht habe. Denn man könne nie wissen. Auch sein Kaplan habe ihm davon gesprochen.

Das wußte Frau Camuzzi, denn sie selbst hatte es bewirkt.

„Aber erst Ihre schönen Augen bestimmen mich."

Und als alle schliefen, schlich er hinunter. Die Tür der Kapelle kreischte: Malfigi hielt an, er schämte sich, und er ward eigentümlich bedrückt von diesen lange gemiedenen Schatten, aus deren Tiefen es unsicher flimmerte. Vor der Madonna brannte die silberne Lampe wie in seiner Kindheit. Malfigi wollte schon hinknien wie einst, besann sich aber und breitete zuerst sein Taschentuch über die Altarstufe. Dann sah er unschlüssig hinauf in die Augen der Madonna, die groß, schwarz und voll geheimnisvollen Lebens waren. Sie schienen zu wissen, daß sie ihn ansahen, ja, sie schienen Erlaubnis zu nicken ... und da betete der Abgeordnete. Er betete, daß die Zeitungen schweigen und das Gericht sich nicht mit ihm beschäftigen möge. Die Madonna sah ihn an, als sei sie mit allem einverstanden. Hoffnung überflutete sein Herz, er weinte. Wie er sich aber die Augen trocknete, gewahrte er, daß auch im Auge der Madonna ein Tropfen hing: nun fiel er auf den Altar! Malfigi sprang auf, besinnungslos, zum Schreien bereit. Die Wand entlang schlich er nochmals hin. Hatte er sich nicht getäuscht? Nein! Jesus! Die Augen des Bildes waren ihm gefolgt. Da floh er, stolperte hinaus und hielt sich das Herz. Er beruhigte sich; Malfigi empfand Zorn, weil er sich hatte verjagen lassen und einen fast jugendlichen Drang, den Rausch dieses Wunders weiter zu erleben, ihm auf den Grund zu kommen, sei es mit Gefahr des Lebens. Er lauschte noch im Dunkel des Vestibüls: da schwebte eine Gestalt in langem Mantel aus der Kapelle hervor, an ihm vorbei und die Treppe hinan. Er hastete hinterdrein, verlor sie in den Korridoren, irrte umher und suchte. Wie er dann sein Zimmer betrat und Licht machte, sahen aus dem Vorhang am Bett die Augen der Madonna! Er stürzte darauf los, der Vorhang öffnete sich ...

„Du hast mir mein Jugendfeuer zurückgegeben“, sagte eine Stunde später der Conte Malfigi. „Jetzt liebe ich dich wirklich“.

„Dann verstehst du auch“, erwiderte Frau Camuzzi, „warum ich früher noch nicht gewollt habe. Fürchtest du dich jetzt noch vor dem Prozeß?“

„Nein. Durch dich bekommt man Mut.“

„Und bedenke, daß du morgen deinem Kaplan von einem Wunder zu berichten hast. Er wird damit in den Vatikan laufen. Jetzt schützt die Kirche dich. Wollen die freimaurerischen Gerichte dir etwas anhaben, wird es heißen, es sei nur die Rache für deine Bekehrung.“

„Daran dachte ich gar nicht. Wie du rechnen kannst!“

Ihm blieb noch eine Sorge.

„Ich verstehe schon, du hast dem Bilde die Augen ausgeschnitten. Aber wird man es nicht sehen?“

„Wie kannst du denken?“ sagte Frau Camuzzi. „Dem kostbaren alten Bild! Natürlich habe ich eine Kopie genommen.“

Der Abgeordnete Malfigi ward im Prozeß der Kreditbank nicht genannt, vielmehr berief man ihn an die Spitze dieses Finanzinstituts. Im Parlament war er fortan eine Stütze des patriotischen Klerikalismus. Frau Camuzzi, von Würdenträgern der Kirche belobt, mit Hochachtung behandelt von den hochstehenden Persönlichkeiten, die ins Haus kamen, sah ihre politische Laufbahn glänzend eröffnet. Da das Gesetz über die Ehescheidung ernstlich bevorzustehen schien, leistete sie die nützlichsten Dienste dadurch, daß sie liberale Parlamentarier umstimmte. Bei dem einflußreichsten dieser Herren gelangte sie ans Ziel vermittels eines Schäferstündchens, das sie ihm versprach, und von dem sie gleichzeitig seine Gattin benachrichtigte. Die Frau drohte, sie werde die erste sein, die sich scheiden lasse; und da sie das Geld hatte, war der Mann gehalten, das Zustandekommen des Gesetzes zu verhindern.

Dies geschah in Neapel. In der Nacht, bevor Frau Camuzzi wieder abzureisen gedachte, bebte die Erde. Ermüdet von ihrer anstrengenden Mission, schlief Frau Camuzzi noch, als im Hotel schon alles in Aufruhr war. Wie sie endlich hervorkam, fand sie im Gang nur eine hilflos umherhuschende alte Dame, im Nachtkostüm wie sie. Frau Camuzzi ergriff sie und zog sie fort. Aber die Treppe brannte, und aus dem Abgrund zwischen eingestürzten Mauern schlug Qualm. Da kniete Frau Camuzzi hin und betete. Sie betete laut und mit einer Inbrunst, die sie schüttelte. Plötzlich senkte der Boden sich schräg und die beiden Frauen

glitten hinab. Sie langten unten an wie auf Flügeln und unversehrt. Die alte Dame fuhr mit Frau Camuzzi nach Rom; sie war eine unermeßlich reiche Lady. Sie behauptete, nur das Gebet dieser Heiligen habe sie gerettet. „Ja", sagte sie vor dem Conte Malfigi, „als sie betete, ging ein Schein von ihr aus". Und sie schrieb ihrer Retterin einen Scheck über eine Million.

Kurz darauf starb der Gemeindesekretär Camuzzi. Der Abgeordnete Malfigi ward nochmals Minister und heiratete Frau Camuzzi. Der Salon der Contessa Malfigi gehörte ein Jahrzehnt lang und auch noch nach dem Tode des Conte zu den einflußreichsten unter den politischen Salons der Hauptstadt. Den jungen Leuten, die regelmäßig bei ihr dinierten, prophezeite man die Laufbahn des Abgeordneten, denen, die noch weiter bei ihr vordrangen, einen Ministerposten. ihre Herkunft war nicht ganz vergessen; Legenden umrankten sie, und man fand es pikant, ja satanistisch, daß eine ehemalige Kurtisane die neue Generation zur Reaktion und zum Klerikalismus erziehe. Sie hatte Anhänger, ehrgeizige Liebhaber, Verbündete oder Gegner: einen ihr gewachsenen Freund hatte sie nicht. Einmal versuchte sie, sich dem Savezzo zu nähern, der damals auf der Höhe seiner Macht war und in seinem „Jüngsten Gericht" jede Woche die fürchterlichste Musterung unter seinen Zeitgenossen abhielt. Sie erinnerte ihn daran, daß sie eine verwandte Geschichte hätten und zusammen gestiegen seien. Aber er lehnte schroff ab; er wollte mit niemandem gestiegen sein. Sie erreichte nur, daß er in der nächsten Nummer seiner Zeitschrift ihre Vergangenheit entschleierte, einen verjährten Mord durchblicken ließ und sie als Kaffeehausdirnchen erklärte, das sich die Rolle des Weibes von Babylon anmaße. Ihre Frömmigkeit sei erst in zweiter Linie politisches Mittel; vor allem sei sie Betschwester, weil sie vorher den damit korrespondierenden Beruf ausgeübt habe ... Sie zog Vorteil aus dem einmal begangenen Fehler, indem sie, ohne daß er es ahnte, Persönlichkeiten mit ihm in Verbindung setzte, deren Feindschaft sie brauchte.

Enttäuschungen wechselten mit Erfolgen. Kaum, daß das Herz noch stärker klopfte bei einem Sieg oder einer Niederlage. Am raschesten verging ein Tag, an dem man sich rächen konnte! Dieser unbedeutende Fiorio, als Unterpräfekt daheim in der kleinen Stadt auf ewig vergessen, wenn es nicht der Contessa Malfigi eingefallen wäre, ihn zum Präfekten zu machen: er hatte sich erlaubt, sie verraten zu wollen. Sie hatte ihm den Abgeordneten geschickt, den er wählen zu lassen hatte; sie hatte

sogar sichere Leute geschickt, die in ein Fenster der Präfektur schossen, so daß Fiorio die Wahlversammlungen verbieten, den Munizipalrat auflösen und ohne jede Opposition seinen Kandidaten durchbringen konnte. Da, ein Telegramm ihres Schützlings an die Contessa: der Präfekt hatte nicht ihn, sondern seinen eigenen Bruder als Regierungskandidaten aufgestellt. Sie sorgte sofort dafür, daß eine Zeitung, offenbar durch Vertrauensbruch, eine Depesche des Ministers an den Präfekten Fiorio wiedergeben konnte, worin der Minister es mißbilligte, daß der Präfekt aus wahltaktischen Gründen von gedungenen Attentätern in seine Fenster schießen lasse. Angesichts des allgemeinen Entrüstungssturmes wagte der Minister die Depesche, die er nie geschrieben hatte, nicht abzuleugnen: der Präfekt Fiorio ward abgesetzt.

Sie ließ ihre Macht noch höher hinauf fühlen. Der Graf von Benevent, der elegante Vetter des Königs, hatte ein verächtliches Wort über sie gesprochen, und es war ihr zu Ohren gekommen. Sie gab ihm Gelegenheit, sich zu rechtfertigen: obwohl sie ihn albern fand, zeigte sie ihm, daß er ihr gefalle. Er beging die Torheit, ihr offene Feindschaft zu erklären. Ein Jahr später sah sich seine Geliebte, die russische Tänzerin Lorida, in ein weitläufiges, kaum entwirrbares Netz von Verdächtigungen verstrickt, und der Tag kam, da sie als Spionin verhaftet ward. Nach langen Ängsten, die den Prinzen nicht weniger trafen als sie, und bloßgestellt von der ganzen Presse, war sie noch froh, in ihre Heimat abgeschoben zu werden. Der Graf von Benevent ging nach Afrika. Unter den Mitgliedern der Aristokratie, die sich im Bahnhof eingefunden hatten, war die Contessa Malfigi. Sie sagte: „Ich habe ihm das Billett gekauft, ich muß ihn auch einschiffen."

Aber es war bestimmt, daß auch ihr ein Billett gekauft werde. Zum zweitenmal in ihrem Leben verfiel sie der Liebe. Ein junger Mann ward ihr zugeführt: sie erschrak, denn sie glaubte, Nella Genari wiederzusehen, den Geliebten von einst, der durch sie gestorben war. Auch dieser hob so die umflorte Stirn und ließ das weichgelockte Haar so schwanken über seinen Augen, seinem beschatteten Lächeln, als betrauere er die eigene Schönheit. Die Contessa Malfigi zeigte sich sofort und vor aller Welt hingerissen, eifersüchtig, voll unbedachter Triebe. Man sah eine Frau, die keiner kannte. Sie behielt den jungen Mann im Hause, ließ ihn, wenn Leute kamen, nicht von ihrer Seite, nahm ihn in ihrem Wagen mit, aber nicht zum Korso, wo man gesehen wird, sondern auf die alten

Straßen der Trümmer und Einöden. Sie schwur ihm, daß sie ihn groß machen werde, zum Deputierten, zum Minister, zum Ritter des Annunziaten-Ordens. Er solle sie lieben, er solle sie lieben! Und er: „Ich danke dir so sehr, und ich liebe dich.“ Aber sie hörte wohl, es sei nicht wahr und nichts, nichts vermöge sie über ihn; denn er war nicht ehrgeizig. Sie enthüllte ihm ihre Geschäfte, ihre gefährlichen Geheimnisse; ganz ohne Mühe fiel ihm in den Schoß, was sie selbst, als sie zuerst in dies Haus eingedrungen war, mit List und Gewalt an sich gebracht hatte. Er konnte hier der Herr werden, wie sie die Herrin geworden war. „Totò, ich verschaffe dir den Namen eines Conte Malfigi!“ Ach! er glich nicht ihr, er glich jenem Nello. Weich, schwach und träge lag er da, stumm klagend, weil sie ihn nicht mit Geld versah und hinausließ zu seinen jungen Freunden, damit er spiele, lache und sie betrüge, sie, die nur ihn hatte, nur ihn auf der Welt! „Totò, mein Liebling, du bist Sekretär des Ministers Afrano. Liebst du mich?“ Nun sank er ihr wohl in die Arme; aber sie wußte, es war nur, weil er hinaus durfte. Um so fester schloß sie ihn ein. Die Stunden kamen, da sie ihn mißhandelte, und die, in denen sie ihn floh, um zu weinen. Sie beweinte vor dem Spiegel ihr Bild von einst, die Reize, die ungenützt verfallen waren. „Was habe ich gehabt? Ich habe Glück und Unglück verteilt. Ich habe das Zittern von Menschen gefühlt. Man hat mich geliebt, weil ich mächtig war. Das alles war nichts. Man hat mich betrogen!“ Der Nello von einst hatte sie leiden lassen und jene Alba geliebt; und nun lag dieser dort drinnen, blaß, mit dem hilflosen Blick gefangener Tiere, und ahnte nicht einmal ihr Elend.

„Totò!“ rief sie durch die Tür. „Sekretär eines Ministers, das wäre zu wenig für dich. Warte noch, mein süßes Herz, du wirst mehr werden.“

Er antwortete nicht. Sie ging hinein — und fuhr erstickend zurück. Totò hing an der Decke.

Sie war von Sinnen, sie wollte mit ihm ins Grab. Als sie wieder weinen konnte und gerettet war, sagte sie:

„Ich hätte es wissen sollen. Dieser Typus bringt mir Unglück.“

Sie wollte fort, aus allem fort und zurück in ihre kleine Stadt. „Nie hätte ich mich entwurzeln lassen dürfen!“ Man hielt ihr vor, daß damit ihren Feinden gedient, ihren Freunden das Verderben bereitet wäre.

„Wer sind meine Freunde? Der Savezzo hat recht, in dieser harten Welt muß jeder allein und gegen alle stehen. Ich war zu gut. Weh' dem, der ein Herz hat!“

—

AUS KRIEGSBRIEFEN DES CHIRURGEN
ERNST VON BERGMANN

Es kommt dem Arzte selbst wie bitterer Hohn vor, wenn er auf den zerbrochenen Schenkel eine Handvoll Scharpie und ein Heftpflästerchen tut und weiter geht, um über das zerschmetterte Bein eine Leinwandkompresse zu breiten. Die Leistung hat keinen andern Zweck, als dem Kranken zu zeigen, daß ein Arzt in seiner Nähe war. „Wenn nur die Patienten unter Dach und Fach sind, will ich sie schon schienen und lagern", denkt angesichts des strömenden Regens und des ärger blasenden Windes der Assistenzarzt. Der Oberstabsarzt ist aber schon lange fortgeritten, um ein Haus, einen Raum zu erspähen, wohin die Verwundeten gefahren werden sollen. Am Eingang des Dörfchens liegt ein stattliches Schloß: das ist der geeignetste Platz. Die Prunksäle des Marquis werden zu Krankenzimmern hergerichtet, Stroh auf das Parkett, die Polster der Fauteuils und Longuetten werden herausgeschlagen und geben vortreffliche Kopfkissen; die hohen, schmalen Ahnenbilder werden von der Wand genommen und dienen als Tragbahren. Da fahren auch schon die Wagen vor, und im Schloßhof wird es lebendig; es geht den Abend fort und die Nacht und den folgenden Tag, und nun sind die Räume so dicht besetzt, daß die barmherzigen Schwestern kaum Platz haben, sich zwischen den Lagerstätten durchzuwinden.

Es ist wahr, die Grenzen der Chirurgie des Schlachtfeldes sind heutzutage sehr eng gezogen; soll überhaupt der Arzt vor der Gefechtslinie verbinden, so müßte er sich auf die allerflüchtigsten Verbände beschränken. Bei den Massen, die heute ins Feld geführt werden, ist ein Überblicken des Schlachtfeldes für den Arzt unmöglich; die Zahl der Verwundeten, die das nach Quadratmeilen messende Terrain decken, ist in diesem Feldzuge eine seit der Hunnenschlacht in den Katalaunischen Gefilden nicht erreichte. Das eine Korps Alvensleben verlor in der Schlacht bei Mars-la-Tour mehr Leute, als die ganze österreichische Armee in der

blutigen Schlacht von Magenta. Das Gebiet der Schlacht von Sedan umfaßt gegen dreißig Städte und Dörfer. Bei Bazeilles stürmten die Bayern wohl eine halbe Meile vor, um bald darauf ebensoweit sich zurückzuziehen und dann endlich den letzten Vorstoß des Kaiserreichs abzuweisen. Angesichts solcher Verhältnisse besteht die ganze ärztliche Hilfe in der Schlacht in nichts anderm, als im Fortschaffen der Kranken. Der Professor der Chirurgie leistet dabei gerade ebensoviel wie der jüngste Student, der Theologe nicht weniger als der Mediziner. Wenn ein Soldat von der Kugel des Feindes so verletzt wird, daß er sich selbst noch weiter schleppen kann, so sucht er vor allen Dingen aus dem Gefecht zu kommen, denn es ist selbstverständlich, daß, solange er im Kugelregen bleibt, er neuen Verwundungen exponiert ist. Entsetzlich ist die Lage dessen, der mit zerschmettertem Bein am Boden liegt, sich nicht aufraffen, nicht vor- und rückwärts bewegen kann. Viele Tausende sind nicht am ersten Schusse, der sie zu Boden streckte, sondern am dritten und vierten, der sie am Boden traf, zugrunde gegangen. Ich selbst habe einen Hessen aus Fulda behandelt, dem in der Schlacht von Wörth eine Kugel das Fußgelenk zerschmettert hatte, und der, unfähig sich zurückzuziehen, noch von weitern dreizehn Kugeln getroffen wurde! Die furchtbarsten Belege hierfür lieferte die preußische Garde bei St.-Privat. Sie war vorgegangen und hatte dem mörderischen Feuer, das die Franzosen aus den Schießscharten der Dorfmauer gaben, weichen müssen. Hinter Bäumen, Gebüschen und in Gräben suchte sie Deckung, bis es über ihre Köpfe weg der Artillerie gelungen war, die Mauer zusammenzuschießen, und nun mit Hurra die Franzosen in die Bajonette der von der Flanke herrückenden Sachsen getrieben wurden. Aber es dauerte wohl eine Stunde, bis die Artillerie ihre Aufgabe gelöst hatte, und solange lagen auf den offnen Feldern vor dem Dorfe die bei dem ersten Anlaufe Daniedergestreckten. Sah man später in den Hospitälern einen von sechs oder sieben Schüssen Durchbohrten, so wußte man: das war ein Gardist von St.-Privat. Die Herren von der Militärwissenschaft rühmen ja, daß die Geschosse der modernen Gewehre so trefflich am Boden hinfegen, „so glatt rasieren". Wenn irgend möglich, schleppt sich der Verwundete in einen schützenden Graben, hinter einen

Baumstamm, selbst nur in die Furche eines geackerten Feldes. Das Unglück ist erfinderisch. Ist das Bein zerschossen, so setzt sich der Soldat, bringt die Arme nach rückwärts, stützt die Hände auf den Boden und zieht ah ihnen den Körper mit dem verletzten Gliede nach. So im „Spannenmessen“ haben sich in der Wörther Schlacht zahlreiche Schlesier, die, nachdem sie durch die Sauer gegangen waren, beim Sturm die Anhöhen hinauf getroffen wurden, bis ins Flußbett zurückgearbeitet. Sie tauchten ihre blutenden, brennenden Glieder ins kühle Wasser, und als unaufhörlich die Geschosse des Feindes das Flußufer bestrichen, krochen sie bis an den Hals in die deckende Flut.

Die Aufgabe des Arztes auf dem Schlachtfelde scheint nur einzig und allein im Regeln der Arbeiten zu bestehen, die die Sanitätskompagnien zu leisten haben. Der Arzt hat nur zu sortieren. Der kommt dahin, der dorthin, der hat ein zerbrochenes Glied, der muß amputiert werden usw. Von einer Behandlung, einem Verbande sei nicht die Rede! Wer blutet, kann eben verbluten — c'est la guerre! Vielleicht wenn so streng und rücksicktslos verfahren wird, läßt sich schon am zweiten Tage wirkliche ärztliche Hilfe leisten.

* * *

Lüneville macht den Eindruck einer freundlichen, sauberen Stadt, über der das Schloß des entthronten Polenkönigs Stanislas Leszczynski weit sichtbar emporragt. Die Stadt zählt nicht mehr als fünfzehntausend Einwohner, hat eine im überladenen Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts erbaute Kathedrale und sonst keine Sehenswürdigkeiten. Fabriken gibt es nur eine oder zwei, die das überall an den Fenstern ausgestellte Porzellan liefern. Dagegen grenzen dicht an die Stadt weite, aufs Sorgsamste kultivierte Felder. Sie ziehen sich, soweit das Auge reicht, hin in dem sanft hügeligen Terrain an den Ufern der Meurthe und der unter dem Stanislas-Schloß einmündenden Vezouze. Zwischen den Feldern erglänzen die weißen Pachthöfe und Dörfer. Die Gegend ist eine der wohlhabendsten Frankreichs. Welch furchtbare Schläge und Forderungen des Krieges sind über die Stadt ergangen, ohne daß sie wirtschaftlich ruiniert worden wäre! Die ganze deutsche Süd-

armee ist hier durchgegangen, sammelte sich, ehe sie bei Nancy die Mosellinie überschritt, hier an. Tagelang lebte sie ausschließlich von den Requisitionen in Lüneville. Seit dem 12. August hat die Stadt eine Einquartierung von nie weniger als zweitausend Mann und wohlverstanden mit Verpflegung getragen. Endlich hat sie eine Kriegskontribution von einer halben Million Frank zahlen müssen. Trotzdem sind all diese Auflagen und Requisitionen bis auf die Stunde prompt befriedigt. Man sollte glauben, daß die Stadt wie eine Zitrone ausgepreßt, und jede Kleinigkeit, die ein hungriger oder durstiger Reisender begehrt, nicht mit Gold aufzuwiegen sei. Ich habe mich von dem Gegenteil überzeugt. Unser Zugführer eröffnete uns bald nach unsrer Ankunft um neun Uhr abends, daß das Triumvirat, dem gegenwärtig die Schicksale von Lüneville und Umgebung anvertraut waren — Platz- und Etappenkommandant und Liniendirektor der Eisenbahnen — erst am andern Morgen uns Aufschlüsse über die gangbaren Straßen in den Süden geben könne. Da es trotz der vortrefflichen Einrichtung der Eisenbahnwagen mit der Zeit doch unbehaglich wird, Nacht für Nacht im Coupé zu schlafen, beschloß ich, ein Hotel aufzusuchen und dessen Einrichtung auf Kriegsfuß kennen zu lernen. Das Hotel de Gare machte einen etwas wüsten Eindruck. Es war eine Art Alarmhaus für 50 badische Dragoner und etwa ebensoviel bayerische Chevauxlegers, die allzeit am Bahnhof zur Stelle sein mußten. In der großen Schenkstube war Ball. Ein paar sächsische Landwehrsoldaten, offenbar Bergleute aus dem Erzgebirge, spielten auf verstimmten Blechinstrumenten einen Freischützwalzer, und ihre Kameraden aus der Kavallerie tanzten mit den französischen Bauernmädchen so munter, als ob beide Teile noch nie etwas von Krieg und Kriegsgeschrei gehört hätten. . . . .

. . . .

„Erscheint denn in der Stadt gar kein Tageblatt?" „„Jawohl"", hieß es, „„schauen Sie zu, wie inhaltreich"". An der Spitze stehen die Erlasse des deutschen Unterpräfekten, dann ein gewissenhaftes Verzeichnis sämtlicher auf der Mairie erhobenen Requisitionen und endlich die unvermeidlichen Annoncen, das ist alles. Vom Kriege, von Politik keine Silbe. Seit der französische Journalist nicht mehr vom ewigen Ruhme

Frankreichs schreiben kann, schreibt er lieber gar nicht. Auch würden die Bewohner Lünevilles den tatsächlichen Nachrichten aus Metz, Paris und Dijon keinen Geschmack abgewinnen: es macht sich glücklich, von den Gerüchten zu leben, die hier in der Luft schweben und tagtäglich neu entstehen. Sie gehen nie aus und werden in Frankreich nicht ausgehen, auch wenn der Krieg noch lange ins neue Jahr hinüber spielen sollte. Gestern ging der Bürger von Lüneville glückerfüllt zu Bette, denn er hatte im Café de Lyon gehört, daß General Prim an der Spitze von sechsmalhunderttausend spanischen Granden die Preußen bei Raon geschlagen und sofort das nur zwei Meilen entfernte Baccarat besetzt habe. Er kann die Nacht nicht schlafen, früh morgens eilt er triumphierend auf die Chaussee aus dem Süden, er will den herbeiziehenden Spaniern entgegenjubeln. Die Chaussee ist leer, nur fern hinter den Pappeln steht die gewöhnliche sächsische Feldwache. Da kommt ein Wägelchen die Straße gefahren: der wohlbekannte Glashändler aus Baccarat bringt seine Ware zum Markt. „Wann kommen die Spanier?“ „„Spanier! seid Ihr toll, bei uns hausen schon seit zwei Monaten die Württemberger.““ Der Bürger schleicht traurig zurück. Er kann von Glück sagen, wenn er in der Nacht seiner Freude sich ruhig verhielt, denn, sowie die städtischen Einwohner wegen von ihnen verübter Exzesse in der Nacht zur Alarmierung der Truppen Veranlassung geben, muß die Stadt am andern Tage tausend Frank Strafe zahlen. Am Tage holt der unglückliche Patriot die verscherzte Nachtruhe ein, dann treibt es ihn abends wieder ins Café. Das ist schon überfüllt, denn jeder flüstert dem andern die Nachricht ins Ohr von der großen Schlacht bei Versailles. Paris ist befreit, gerettet, und Notredame bis an die höchste Spitze illuminiert. Man umarmt sich mit Tränen der Freude und fragt allen Ernstes, ob man nicht die deutsche Patrouille, die die Polizeistunde meldet, zum Fenster hinaus in die Meurthe schmeißen soll. Am andern Tage marschiert auf dem Schloßplatz die gesamte militärische Besatzung Lünevilles auf. Die Trommeln wirbeln, die Hörner blasen. Aha! nun ziehen sie ab, die Mörder, die Diebe! Nein, sie bleiben ruhig stehen und präsentieren das Gewehr, denn es wird eine Meldung des Königs vorgelesen, die Nachricht von der Ernennung des Kronprinzen und des

Prinzen Friedrich Karl zu Feldmarschällen der russischen Armee. Das Hurra der deutschen Soldaten entmutigt den Bürger doch nur bis zum Abend, dann tröstet er sich an der Nachricht vom großen Seesieg zwischen Potsdam und Berlin!

Man muß mit eigenen Augen solche Dinge gesehen, mit eigenen Ohren gehört haben, um sie nicht für Übertreibungen zu halten. Nein, was ich erzählt, wiederholt sich in viel tollerer Weise täglich in allen Städten Frankreichs. Welch entsetzliches Elend ist dadurch über tausende französischer Familien gekommen! In Gray verbreitet sich am Tage der Einnahme von Dijon durch General Beyer das Gerücht, Garibaldi habe die Deutschen geschlagen; der Maire holt die versteckten Waffen heraus und fällt mit den vornehmsten Männern der Stadt über die Wache vor dem Hotel de Ville her. Die harmlose Schildwache wird getötet, aber einen Augenblick darauf sind auch die Mörder von den herbeieilenden Soldaten gepackt und eine Stunde später gerichtet. An den frischen Sandhaufen, der die Erschossenen deckt, klagen und jammern ihre Witwen und Waisen! Wenn wir die gelehrtesten Männer Frankreichs von denselben grotesken Wahngebilden ergriffen sehen wie das dümmste Hökerweib, wenn wir sehen, daß Staatsmänner, hochgestellte Beamte, Bischöfe und Barone Dinge glauben, deren Unmöglichkeit jeder lettische Parochialschüler klar einsieht, wird man da nicht gezwungen, anzunehmen, daß die ganze französische Nation krank, schon geisteskrank ist? Die Aufgabe der Psychologen ist, diese Krankheit zu erklären: sie kann nur mit den epidemischen Geisteskrankheiten im Mittelalter, z. B. der über ganz Mitteleuropa sich verbreitenden Tanzwut, in Parallele gestellt werden. . . . .

. . . .

Mit welcher Bewunderung habe ich z. B. in den „Annales d'hygiène publique" den Bericht über die Grundsätze gelesen, nach denen die Militärhospitäler Frankreichs eingerichtet wären. Da war, was Ventilation, was Heizung, was Reinigung, was die Betten, den Heilapparat betraf, so vollkommen gemäß den neuesten Errungenschaften der Wissenschaft eingerichtet, daß ich sehnlichst im Herzen den Wunsch nährte, einmal eine solche Musteranstalt zu Gesicht zu bekommen. „Ists möglich,

träum' ich?" mußte ich mich fragen, als der Chefarzt der Hospitäler in Lüneville, ein preußischer Oberstabsarzt, mich ins stehende französische Kriegsspital führte. Zwei Riesenflügel des Stanislas-Schlosses dienen drei französischen Kavallerieregimentern für gewöhnlich zur Kaserne. Das Souterrain ist der Stall, in jedem Flügel etwa für tausend Pferde eingerichtet. Aus den Ställen führen Stiegen in die über ihnen gelegenen Säle für die Soldaten. Die Bestimmung jedes Saals ist mit großen Lettern über der Eingangstür angebracht. An einem Ende der Flügel tritt man aus dem Korridor in etwa vier aufeinander folgende Zimmer, „Salles pour les blessés" steht darüber. Es sind Zimmer, von denen nur eins direkt auf den Korridor hinausführt, mit kleinen vergitterten Fenstern dicht unter der Decke, niedrig, dumpf und luftlos. In den Räumen, in denen kaum vier Menschen Luft finden, stehen sechzehn Betten. Es haben seit Jahren soviel hier gestanden, denn an der Wand in diese hineingetüncht steht: „seize lits". Ja noch mehr, durch diese vier Zimmer hindurch müssen alle einkasernierten Soldaten den Weg machen, wenn sie die dicht an das letzte Gemach anstoßende einzige Kloake des Hauses erreichen wollen. „Ich zeige dieses Hospital jedem Kollegen, der mich besucht", sagte der preußische Oberstabsarzt, „damit es recht bekannt werde, mit welch einer sauberen Genossenschaft wir Krieg führen." Selbstverständlich wurden, sowie die deutschen Armeen Lüneville besetzten, alle in dieser Pesthöhle liegenden Kranken in die deutschen Hospitäler übergeführt. Die Kaserne zu Lüneville aber wird zu den elegantesten Frankreichs gerechnet! Ich nehme zahllose Beleidigungen zurück, die ich gegen das Dorpater Zentralhospital in Wort und Schrift geschleudert: ich tat es, weil ich die Hospitäler der grande nation, des ersten Volks der Welt, die „caserne illustre de Lunéville" nicht kannte!

Die deutschen Hospitäler sind im Hauptgebäude des Schlosses untergebracht. Die Ausstattung der dreihundert Betten hat teils die Stadt besorgen müssen, teils hat sie das Berliner Zentralkomitee geliefert. Sie befriedigt in jeder Beziehung. Die meisten Kranken, die hier lagen, litten an Typhus und Ruhr. Kaum zwei Dutzend Leichtverwundeter gab es. Sie bewohnten die Gelasse, in denen König Stanislas mit der Marquise de Boufflers zu scherzen pflegte, und in denen noch einige Tage vor

Wörth und Reichshofen der Kaiser Napoleon geruht hatte. Das Bett der Kaiserin Eugenie war einem jungen Fähnrich eingeräumt, dem bei Nompatelize eine Kugel durch den Arm gegangen war, und der wegen seines bevorzugten Platzes für die Karten und Dominosteine zur täglichen Unterhaltung der Kameraden sorgen mußte. Keiner der Herren wollte nach Deutschland zurückgebracht werden, sie hofften alle noch den Pariser Einzug mitzumachen. Die Stimmung unter den Soldaten war neuen Kämpfen weniger geneigt: sie nahmen mit Vergnügen meinen Vorschlag zur Heimkehr an.

Aus der lesenswerten Lebensdarstellung Ernsts v. Bergmann, die Arend Buchholtz im Verlag von F. C. W. Vogel Leipzig 1913 herausgab.

RUSSEN ÜBER RUSSEN

SEWASTOPOL VON TOLSTOI

Fürst Galzin, Oberstleutnant Neferdow, und Praßkuchin, den niemand gerufen hatte, mit dem niemand sprach, der sich aber immer zu ihnen hielt, verließen alle drei den Boulevard, um bei Kalugin Tee zu trinken.

Nun, du hast mir noch nicht zu Ende erzählt von Wasjka Mendel, sprach Kalugin; er hatte den Mantel abgelegt, saß am Fenster auf einem weichen, bequemen Sessel und knöpfte den Kragen seines weißen, gestärkten Oberhemdes auf, — wie hat er sich verheiratet?

Zum Kranklachen, Kamerad! . . . Je vous dis, il y avait un temps, on ne parlait que de ça à Pétersbourg, sagte Fürst Galzin lachend, erhob sich von dem Klavier, vor dem er saß, und setzte sich auf das Fenster, neben Kalugins Fenster, einfach zum Kranklachen. Ich kenne die Geschichte schon ganz genau . . .

Und er begann lustig, witzig und lebendig eine Liebesgeschichte zu erzählen, die wir hier übergehen, weil sie für uns nicht interessant ist. Aber merkwürdig war's, daß nicht bloß Fürst Galzin,

sondern alle diese Herren, die sich's hier bequem gemacht hatten, der eine im Fenster, der andere mit übergeschlagenen Beinen, der dritte am Klavier, ganz andere Menschen zu sein schienen, als auf dem Boulevard: frei von der lächerlichen Aufgeblasenheit und Dünkelhaftigkeit, die sie den Infanterie-Offizieren gegenüber hatten; hier waren sie unter sich, gaben sich natürlich und waren, besonders Kalugin und Fürst Galzin, höchst liebenswürdige, heitere und gute Jungen. Es war die Rede von Petersburger Kameraden und Bekannten.

Was macht Maslowski?

Welcher: der von den Leib-Ulanen oder von der Garde-Kavallerie?

Ich kenne sie beide. Den Gardisten habe ich noch als Knaben gekannt, wie er eben aus der Schule kam. Nicht wahr, der ältere ist Rittmeister?

O, schon lange!

Geht er noch immer mit seinem Zigeunermädel.

Nein, die hat er laufen lassen . . . oder so ähnlich.

Dann setzte sich Fürst Galzin an das Klavier und sang prächtig ein Zigeunerlied. Praßkuchin, obwohl von niemand gebeten, begann ihn zu begleiten, und so gut, daß man ihn bat, in der Begleitung fortzufahren, was er auch sehr gern tat.

Ein Diener trat ins Zimmer; er brachte Tee, Sahne und Brezeln auf einem silbernen Präsentierteller.

Reiche dem Fürsten! sagte Kalugin.

Es ist doch eigentümlich, daran zu denken, sagte Galzin, indem er ein Glas nahm und ans Fenster ging, daß wir hier in der belagerten Stadt „Klaviergesang", Tee mit Sahne und eine solche Wohnung haben, wie ich sie wirklich in Petersburg haben möchte.

Ja, wenn auch das noch fehlte, entgegnete der mit allem unzufriedene alte Oberstleutnant, so wäre diese beständige Erwartung einfach unerträglich, — zu sehen, wie jeden Tag die Menschen

fallen und fallen, ohne daß man ein Ende absieht, — wenn man dabei noch im Schmutz leben müßte und keine Bequemlichkeit hätte! . . .

Und was sollen unsere Infanterieoffiziere sagen, rief Kalugin, die auf den Bastionen mit den Soldaten in den Blindagen liegen und Soldatensuppe essen? — was sollen die sagen?

Die? Die wechseln allerdings acht Tage lang nicht die Wäsche, aber das sind auch Helden, bewunderungswürdige Menschen.

In diesem Augenblick kam ein Infanterieoffizier ins Zimmer.

Ich . . . ich habe Befehl . . . kann ich als Bote des Generals N. den Gen . . . Seine Exzellenz sprechen, fragte er schüchtern und grüßte.

Kalugin erhob sich; aber ohne den Gruß des Offiziers zu erwidern, fragte er ihn mit beleidigender Höflichkeit und einem erzwungenen offiziellen Lächeln, ob es „Ihnen" nicht beliebte zu warten, dann wandte er sich, ohne ihm die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, an Galzin, sprach mit ihm französisch, so daß der arme Offizier, der mitten im Zimmer stehen geblieben war, absolut nicht wußte, was er mit seiner Person machen sollte.

In einer äußerst dringenden Angelegenheit, sagte der Offizier nach einem minutenlangen Schweigen.

Ich bitte Sie, mit mir zu kommen, sagte Kalugin, zog den Mantel an, und begleitete den Offizier zur Tür.

Oh bien, messieurs, je crois, que cela chauffera cette nuit! sagte Kalugin, als er vom General zurückgekommen war.

Wie? Was? Ein Ausfall? begannen alle zu fragen.

Ich weiß nicht, Sie werden selber sehen, antwortete Kalugin mit einem geheimnisvollen Lächeln.

Mein Kommandeur ist auf der Bastion, darum muß ich auch wohl hingehen, sagte Praßkuchin und legte den Säbel an.

Aber niemand antwortete ihm, er mußte selber wissen, ob er zu gehen habe oder nicht.

Praßkuchin und Neferdow gingen hinaus, um sich auf ihre Plätze zu begeben.

Leben Sie wohl, meine Herren! Auf Wiedersehen, meine Herren! Wir werden uns heute Nacht noch wiedersehen! schrie Kalugin aus dem Fenster, als Praßkuchin und Neferdow über ihre Kosakensättel gebeugt, den Weg entlang trabten. Das Getrabe der Kosakenpferde verklang bald in der dunklen Straße.

Non, dites moi, est-ce qu'il y aura véritablement quelque chose cette nuit? sagte Galzin, während er mit Kalugin im Fenster lag und die Bomben betrachteten, die über den Bastionen aufstiegen.

Dir kann ichs erzählen. Siehst du, . . . du bist ja auf den Bastionen gewesen? — (Galzin machte ein Zeichen der Zustimmung, obgleich er nur einmal auf der vierten Bastion gewesen war.) — Dort, unserer Lunette gegenüber war ein Laufgraben . . . und Kalugin, der kein Fachmann war, trotzdem aber seine strategischen Ansichten für sehr richtig hielt, begann, ein wenig verwirrt und die technischen Ausdrücke verdrehend, den Stand unserer und der feindlichen Werke und den Plan des beabsichtigten Unternehmens zu schildern.

Aber um die Schützengräben beginnt es zu knallen. Oho! Ist das eine von uns oder von „ihm"? Da platzt sie, riefen sie, indem sie vom Fenster aus, die feurigen, in der Luft sich kreuzenden Linien der Bomben, die den dunkelblauen Himmel auf einen Augenblick erleuchtenden Blitze der Schüsse und den weißen Pulverrauch betrachteten und den Tönen des immer stärker werdenden Schießens lauschten.

Quel charmant coup d'oeil, a? sagte Kalugin, indem er die Aufmerksamkeit seines Gastes auf dies wirklich schöne Schauspiel lenkte. Weißt du, bisweilen kann man einen Stern nicht von einer Bombe unterscheiden.

Ja, ich dachte soeben, daß das ein Stern sei; aber er fällt . . sieh, sie ist geplatzt. Und dieser große Stern . . . wie heißt er? — sieht ganz wie eine Bombe aus.

Weißt du, ich habe mich so an diese Bomben gewöhnt, daß mir in Rußland, ich bin davon überzeugt, in einer Sternennacht alles als Bomben erscheinen wird, — so gewöhnt man sich daran.

Soll ich aber nicht lieber diesen Ausfall mitmachen? sagte Fürst Galzin nach einem minutenlangen Schweigen.

Laß nur gut sein, Kamerad, und denk' nicht daran; ich lasse dich auch nicht fort, antwortete Kalugin, du kommst schon noch zurecht, Kamerad!

Im Ernst? . . . Du meinst also ich brauche nicht zu gehen — wie?

In diesem Augenblick ließ sich in der Richtung, nach der die Herren sahen, auf das Kanonengebrüll, schreckliches Gewehrgeknatter hören, und Tausende von kleinen Feuern, die ununterbrochen aufflammten, blitzten auf der ganzen Linie.

So ist's, wenn's richtig losgeht! sagte Kalugin. Solches Gewehrfeuer kann ich nicht kaltblütig anhören: weißt du, es erschüttert einem gewissermaßen die Seele. Horch, das Urra! fügte er hinzu, indem er auf den entfernten, gedehnten Ton von Hunderten von Stimmen: „a—a, aa," die von der Bastion her zu ihm drangen, horchte.

Wessen Urra ist das — das ihrige oder das unsere?

Ich weiß nicht; aber das Handgemenge ist schon losgegangen, denn das Feuer schweigt.

In diesem Augenblick kam ein Offizier, von einem Kosaken begleitet, unter das Fenster an die Außentreppe gesprengt und stieg vom Pferde.

Woher?

Von der Bastion. Ich muß zum General!

Gehen wir. Nun, was gibts?

Wir haben die Schützengräben angegriffen . . . genommen . . . die Franzosen haben zahllose Reserven herangeführt . . . haben die Unsrigen angegriffen . . . wir hatten nur zwei Bataillone,

sprach atemlos und nach Worten ringend, nach der Tür gewandt, derselbe Offizier, der am Abend dagewesen war.

Haben wir die Schützengräben geräumt? fragte Galzin.

Nein, antwortete ärgerlich der Offizier, ein Bataillon kam noch zur rechten Zeit, — wir haben sie zurückgeschlagen; aber der Regimentskommandeur ist tot, viele Offiziere — es ist Befehl gegeben, um Verstärkung zu bitten.

Mit diesen Worten ging er, von Kalugin begleitet, zum General, wohin wir ihm nicht mehr folgen wollen.

Schon nach fünf Minuten saß Kalukin auf einem Kosakenpferde und wieder in der eigentümlichen quasi-kosakischen Weise, in der, wie ich beobachtet habe, alle Adjutanten etwas Besonderes, Anmutiges sehen, und ritt im Trabe nach der Bastion, um einige Befehle zu überbringen und Nachrichten über das endgültige Resultat des Treffens abzuwarten; Fürst Galzin begab sich unter dem Eindruck der peinigenden Erregung, welche die nahen Anzeichen eines Treffens auf einen Zuschauer zu machen pflegen, der nicht daran teilnimmt, auf die Straße, um hier ziellos hin und herzugehen.

Sewastopol, im August 1855.

. . . .

Ist dies schon Sewastopol? fragte der jüngere Bruder, als sie oben angekommen waren.

Und vor ihnen lag die Bucht mit den Masten der Schiffe, das Meer mit der entfernten feindlichen Flotte, die weißen Strandbatterien, die Kasernen, Wasserleitungen, die Docks, die Gebäude der Stadt und weißblaue Rauchwolken, die ununterbrochen auf den gelben Höhen aufstiegen, die die Stadt umgaben; der Himmel war blau, und die Sonne, deren Glanz sich im Westen abspiegelte, senkte sich mit rosafarbenen Strahlen zum Horizont des dunklen Meeres nieder.

Wolodja sah ohne das geringste Schaudern diesen Ort der Schrecken, an dem er so viel gedacht hatte; er betrachtete vielmehr mit ästhetischem Genuß und dem heroischen Gefühl des Selbstbewußtseins, daß ja auch er in einer halben Stunde dort sein würde, dieses wahrhaft reizvoll-originelle Schauspiel, und betrachtete es mit gespannter Aufmerksamkeit bis zu dem Augenblick, wo sie auf die Nordseite zu dem Train des Regiments seines Bruders gekommen waren; hier mußten sie genau den Standort des Regiments und der Batterie erfahren.

Der Offizier, der den Train kommandierte, wohnte in der Nähe des sogenannten neuen Städtchens — hölzerner, durch Matrosenfamilien errichteter Baracken — in einem Zelt, das mit einer ziemlich großen, aus grünen, noch nicht ganz vertrockneten Eichenzweigen errichteten Hütte verbunden war.

Die Brüder trafen den Offizier vor einem schmutzigen Tische, auf dem ein Glas kalten Tees, ein Brett mit Schnaps, mit Kaviarkörnchen und Brotkrümeln stand, bloß mit einem gelblichschmutzigen Hemde bekleidet; er zählte an einem großen Rechenbrett einen ungeheuren Haufen Banknoten. Ehe wir aber von der Persönlichkeit des Offiziers und seiner Unterhaltung etwas sagen, müssen wir uns genauer das Innere seiner Hütte ansehen und uns ein wenig mit seiner Lebensweise und seiner Beschäftigung bekannt machen. Die neue Hütte war so groß, so dicht geflochten und so gut gebaut, mit Tischen und Bänken versehen, die mit Rasen bedeckt waren, wie man sie nur für Generale und Regimentskommandeure macht; die Seitenwände und die Decke waren, damit die Blätter nicht herunterfallen, mit drei Teppichen behängt, die zwar sehr häßlich, aber neu und jedenfalls teuer waren. Auf dem eisernen Bett, das unter dem Hauptteppich stand, auf dem eine Reiterin abgebildet war, lag eine hellrote Plüschdecke, ein schmutziges zerrissenes Kissen und ein Schuppenpelz. Auf dem Tisch stand ein Spiegel in einem Silberrahmen; eine silberne,

schrecklich schmutzige Bürste, ein zerbrochener, mit öligen Haaren besetzter Hornkamm, ein silberner Leuchter, eine Likörflasche mit einer riesigen goldenen roten Marke, eine goldene Uhr mit dem Bilde Peters des Großen, zwei goldene Federn, ein Körbchen mit Kapseln, eine Brotrinde, ein auseinandergeworfenes altes Kartenspiel und unter dem Bette allerlei leere und volle Flaschen. Dieser Offizier hatte den Train des Regiments und die Verpflegung der Pferde unter sich. Mit ihm zusammen wohnte sein Busenfreund, der Kommissionär, der sich mit den Geschäften befaßte, er schlief in dem Augenblick, wo die Brüder eintraten, in der Hütte, der Train-Offizier aber zählte Kronsgelder, da das Ende des Monats vor der Tür stand. Die Erscheinung des Train-Offiziers war sehr schön und kriegerisch; eine hohe Gestalt, ein tüchtiger Schnauzbart, adelige Stattlichkeit. Unangenehm war an ihm nur sein schweißiges, aufgedunsenes Gesicht, das kaum die kleinen grauen Augen sehen ließ (als ob es ganz mit Porter begossen wäre), und die außerordentliche Unsauberkeit, von dem dünnen, öligen Haar bis zu den großen nackten Füßen, die er in Hermelinpantoffeln trug.

Ist das Geld! Ist das Geld! sagte Koselzow I. als er in die Hütte trat und mit unwillkürlicher Gier die Augen auf den Haufen Banknoten richtete. Wenn Sie mir nur die Hälfte borgen wollten, Wassilij Michajlytsch!

Der Train-Offizier machte beim Anblick der Gäste einen krummen Rücken und grüßte sie, ohne aufzustehen, indem er das Geld zusammenstrich.

Ach, wenn das mein wäre! . . . Es ist Kronsgeld, mein Lieber! Wen bringen Sie mit? fragte er, indem er das Geld in eine neben ihm stehende Schatulle legte und Wolodja ansah.

Das ist mein Bruder, er ist von der Kriegsschule hierher gekommen. Wir wollen von Ihnen erfahren, wo das Regiment steht.

Setzen Sie sich, meine Herren, sagte er, erhob sich und ging,

ohne den Gästen Aufmerksamkeit zu schenken, ins Zelt. Wollen Sie nicht etwas trinken? vielleicht Porter? fragte er im Zelt.

Kann nicht schaden, Wassilij Michajlytsch!

Wolodja war überrascht von der Würde des Train-Offiziers, seinem ungezwungenen Wesen und von der Achtung, die sein Bruder ihm entgegenbrachte.

„Das muß ein vortrefflicher Offizier sein, den alle hochschätzen: gewiß einfach, aber gastfrei und tapfer", dachte er und setzte sich bescheiden und schüchtern auf das Sofa.

Wo steht denn unser Regiment? fragte von neuem der ältere Bruder?

Wie?

Er wiederholte die Frage.

Heut ist Seifer bei mir gewesen; er sagte, es ist auf die fünfte Bastion gezogen.

Bestimmt?

Wenn ich es sage, es ist jedenfalls bestimmt; übrigens der Teufel weiß! es kommt ihm auf eine Lüge nicht an. Wie ist's, werden Sie Porter trinken? sagte der Train-Offizier, immer aus dem Zelte heraus.

Ich trinke, sagte Koselzow.

Trinken Sie mit, Ossip Ignatjewitsch! fuhr die Stimme im Zelte fort, jedenfalls zu den schlafenden Kommissionär gewandt. Sie haben genug geschlafen, — es ist bald fünf Uhr.

Was lassen Sie mich nicht in Ruh! . . . Ich schlafe nicht, antwortete eine faule, dünne Stimme.

Nun, so stehen Sie auf! Ich langweile mich ohne Sie.

Und der Train-Offizier ging zu den Gästen.

Gib von dem Porter von Ssimferopol! schrie er.

Der Bursche kam, wie es Wolodja schien, mit Stolz in die Hütte, holte den Porter unter der Bank hervor, und stieß dabei Wolodja.

Die Flasche Porter war bereits ausgetrunken, und das Gespräch

dauerte noch in der früheren Weise fort, als die Vorhänge des Zeltes auseinandergeschlagen wurden, und ein kleiner frischer Mann in einem blauen Schlafrock mit Quasten und in einer Dienstmütze mit rotem Rand und Kokarde aus ihm hervortrat. Er drehte sich beim Eintreten seinen kleinen schwarzen Schnurrbart und beantwortete, indem er immer nach einem Punkt des Teppichs starrte, mit einer kaum bemerklichen Bewegung der Schultern den Gruß der Offiziere.

Laßt mich auch ein Gläschen trinken! sagte er, indem er sich an den Tisch setzte. Sie kommen wohl aus Petersburg, junger Mann? sagte er, sich freundlich zu Wolodja wendend.

Ja, ich gehe nach Sewastopol.

Haben Sie selber darum gebeten?

Ja.

Ich begreife nicht, was Sie davon haben, meine Herren! fuhr der Kommissionär fort. Ich würde jetzt, glaube ich, gern zu Fuß nach Petersburg gehen, wenn man mich fortließe. Ich habe, bei Gott, dies verfluchte Leben satt!

Was fehlt Ihnen hier? fragte der ältere Koselzow, sich zu ihm wendend: wenn Sie hier kein gutes Leben führen!

Der Kommissionär sah ihn an und wandte sich ab.

Diese Gefahren, Entbehrungen, man kann nichts bekommen ... fuhr er fort, zu Wolodja gewandt. Und was Sie davon haben, begreife ich entschieden nicht, meine Herren! Wenn Sie noch irgend welche Vorteile davon hätten, aber so! Ist es etwa gut, in Ihren Jahren, plötzlich fürs ganze Leben zum Krüppel zu werden?

Der eine macht Geschäfte, der andere dient der Ehre halber ... mischte sich im Tone des Unwillens der ältere Koselzow wieder ein.

Schöne Ehre, wenn man nichts zu essen hat, sagte der Kommissionär mit verächtlichem Lachen, zu dem Train-Offizier gewandt, der auch darüber lachte.

AUS DEM TAGEBUCH DES GEMEINEN IWANOW

VON W. M. GARSCHIN

. . . .

Von der Zukunft sprach man selten und nicht gern. Warum man in den Krieg zog — wußte man nur dunkel, trotzdem man ein halbes Jahr lang unweit von Kischinew, zum Feldzuge bereit, gestanden hatte; in dieser Zeit hätte man den Leuten die Bedeutung des vorbereiteten Krieges erklären können, aber wahrscheinlich hielt man es für unnütz. Ich entsinne mich, wie mich einmal ein Soldat fragte:

— Was, Wladimir Michailytsch, kommen wir bald nach Buchara?

Ich meinte zuerst, ich hätte mich verhört, aber als er die Frage wiederholte, antwortete ich, daß Buchara jenseits von zwei Meeren liege, daß es bis dahin ungefähr viertausend Werst seien und daß wir kaum jemals dorthin kommen würden.

— Nein, Michailytsch, was Sie da jetzt sagen, das stimmt nicht. Mir hat es der Schreiber gesagt. Wir kommen über die Donau, sagte er, und da ist sofort Buchara.

— Ja, dann nicht Buchara, sondern Bulgarien! — rief ich aus.

— Na, Buchara und Bulgaria, wie Sie es nennen wollen, ist das etwa nicht ein und dasselbe?

Und er schwieg, anscheinend unzufrieden. Wir wußten bloß, daß wir auszogen, den Türken zu schlagen, weil er viel Blut vergossen habe und man wollte den Türken strafen, jedoch nicht so sehr dieses unbekannten, vergossenen Blutes wegen als vielmehr dafür, daß er solch eine Menge Leute beunruhigt hatte, daß man seinetwegen einen schweren Feldzug mitmachen mußte („das wievielte tausend Werst schleppen wir uns schon bis zu ihm, dem verfluchten"), daß die zum Landsturm gehörigen Soldaten Haus und Familie verlassen mußten, und daß alle zusammen irgend wo-

hin den Kugeln und Geschossen entgegengehen mußten. Der Türke erschien wie ein Aufständischer, ein Empörer, den man bezähmen und knechten mußte. Viel mehr, als mit dem Kriege, beschäftigten wir uns mit unseren Familien-, Bataillons- und Kompagnieangelegenheiten. In unserer Kompagnie war alles still und ruhig; bei den Schützen wurden die Dinge immer schlechter und schlechter. Wenzel beherrschte sich nicht; die verhaltene Empörung gegen ihn wurde immer stärker und wuchs nach einem Vorfall, dessen ich mich noch jetzt, nach fünf Jahren, nicht ohne starke Erregung erinnern kann, bis zum lodernden Haß.

Wir hatten eben eine Stadt passiert und waren auf eine Wiese gekommen, wo sich schon das erste Regiment, das vor uns marschierte, gelagert hatte. Das Plätzchen war schön; auf der einen Seite ein Fluß, auf der anderen — ein alter schöner Eichenhain, wahrscheinlich der Lustgarten der Stadtbewohner. Es war ein prächtiger warmer Abend; die Sonne ging unter. Das Regiment machte Halt; man stellte die Gewehre zusammen. Ich begann mit Schitkow das Zelt aufzuspannen; wir hatten die Stangen aufgestellt; ich hielt das eine Ende der Leinwand, Schitkow aber trieb mit einem Knüttel Pflöcke in die Erde.

— Halt fester, fester, Michailytsch' — (schon seit einigen Tagen duzte er mich). — So, so!

Da auf einmal erklangen hinter uns merkwürdige gleichmäßige klatschende Töne. Ich wandte mich um. Die Schützen standen in Front. Wenzel schrie irgend etwas mit heiserer Stimme und schlug einen Soldaten ins Gesicht. Totenbleich, das Gewehr bei Fuß, wagte der Soldat nicht den Schlägen auszuweichen und zitterte am ganzen Körper. Wenzel krümmte sich mit seinem mageren kleinen Körper bei den Schlägen, die er selbst austeilte, indem er mit beiden Händen bald von der rechten, bald von der linken Seite zuhieb. Alle ringsum schwiegen; man hörte bloß das Klatschen und das heisere unterdrückte Geschrei des rasenden Kommandeurs.

Es wurde mir schwarz vor den Augen: ich machte eine Bewegung. Schitkow verstand sie und riß aus aller Kraft an der Leinwand.

— Halt fest, du Teufel, brauch deine Hände! — schrie er und schimpfte mich mit den gemeinsten Ausdrücken. — Sind dir die Hände abgedorrt? Wo stierst du hin? Was hast du da zu gaffen?

Die Schläge ertönten weiter. Von der Oberlippe und dem Kinn floß Blut. Endlich fiel er hin. Wenzel wandte sich ab, warf einen Blick auf die ganze Kompagnie und schrie:

— Wenn noch jemand sich untersteht, in der Front zu rauchen, so verprügle ich die Kanaille noch toller. Hebt ihn auf, wascht ihm die Fratze ab und legt ihn ins Zelt. Da kann er sich erholen. Gewehre zusammenstellen! — befahl er der Kompagnie. Seine Hände zitterten, waren rot, geschwollen und voll Blut. Er nahm das Taschentuch heraus, wischte die Hände ab und ging fort von den Soldaten, die die Gewehre in Pyramiden stellten und in drückendem Schweigen verharrten. Einige Mann gaben sich, dumpf mit einander sprechend, mit dem Geschlagenen ab und hoben ihn auf. Wenzel schritt mit nervösen, müden Schritten von dannen, er war bleich, seine Augen glänzten; an den spielenden Muskeln sah man, wie er die Zähne zusammenpreßt. Er ging an uns vorbei und als er meinem unverwandten Blick begegnete, lächelte er unnatürlich spöttisch bloß mit den dünnen Lippen, flüsterte irgend etwas und ging weiter.

— Blutsauger! — sagte Schitkow mit Haß in der Stimme. — Du aber bist gut, Herr!... Warum hinkriechen? Willst du erschossen werden? Warte, man wird auch für ihn ein Mittel finden.

— Werden sie sich beschweren? — fragte ich — und bei wem?

— Nein, nicht beschweren. Wir werden schon mal eine Schlacht mitmachen.

Und er brummte irgend etwas vor sich hin. Ich fürchtete mich, ihn richtig zu verstehen. Fedorow, der schon bei den Schützen

gewesen war und sich erkundigt hatte, was vorgefallen wäre, kehrte zu uns zurück.

— Dir nichts mir nichts quält er die Leute, — sagte er. — Auf dem Marsche hat dieser Soldat, Matjuschkin, eine Zigarette geraucht. Als wir stehen blieben — stellte er das Gewehr bei Fuß, die Zigarette aber behielt er in den Fingern; wahrscheinlich hatte er sie zu seinem Unglück vergessen. Wenzel merkte es.

— Eine Bestie! — fügte er traurig hinzu und legte sich in das bereits aufgerichtete Zelt. — Und die Zigarette war doch ausgegangen; wahrscheinlich hat der arme Kerl sie vergessen!

Aus „Attalea princeps" (Inselverlag, Leipzig).

KRIEGSAUSBRUCH
VON LULU ALBERT LAZARD

Die Züge fahren nicht, das Land wird weit
Und unbezwingbar wie das Firmament.
Ein Menschenknäul auf einem engen Fleck
Steht da und starrt sich an und klafft vor Schreck.
Sie nehmen langsam an einander Maß,
Ob gegenseitig man den Feind erkennt,
Sie nehmen langsam an dem Worte Maß

Und messens nicht und stehn noch unbereit —.
Die immer selben Sterne lächeln — — Krieg?

Da in den Taumel tobt ein letzter Zug,
Und die Betroffnen stürzen sich hinein,
Als gälts der ew'gen Seele letztes Heil
Und warten drin wie Gegenstände steil
Und sind von Angst und Stein.
Wer könnte sagen, was das wirklich ist,
Was sich in der behexten Schlange krampft
Die schwärzlich dampft und rast und rast und dampft . .

Und zögernd greift die Morgendämmerung
Mit fahlen Fingern über der Gesichter
Weiße Zerstörung und Belagerung,
Daraus der Augen aufgescheuchte Lichter
Sich so lang glutend in die Himmel bohren
Bis die antworten, mit aufflammender Gebärde.
Leuchtgelbe Bänder schmetternd von dem Rand der Erde,
Drommetentönen gleich ins Schicksalsschwarz hinauf —
Auftakt zum Ungeheueren — Krieg.

Das göttergleiche Land hat es vernommen und bäumt sich auf.
In Krämpfen kreißt das Kornfeld, Luft und See
Und tausend kleine Irrsinnsteufel tollen und hüpfen drauf
Grell feldein, und in die Lüfte hohnlacht weh
Orgelnd der Wahnsinn: Krieg.

Die zauberhohen ehrwürdigen Bäume, die viel Geschichte schon verstehnd beschattet,
Sie pfeilen sich gesträubten Zweigs gen Himmel,
Der sich heut gänzlich ohne Güte wölbt.
In ihrem Schatten stehn, obzwar ermattet,
Aufrecht am Weg zwei staunliche Gestalten:
Oh herrlicher Kadaver Wissenschaft,
Noch von der herrlicheren Kunst gehalten,
Schon seid ihr hohl und weinet ohne Kraft
Aus euren ausgestochnen Augen — Krieg.

Man kann euch nichtmehr sehn. Vorbei — seht
Ihr wohin? Zur Tat! Schon zieht sie uns entgegen
Und wirft die Fahnen hoch und klingt und ist
Und gießt sich hügelauf und hügelab
Und tritt wie Hochflut aus gebahnten Wegen
Und wächst viel höher wie der Tag, viel weiter wie
Das Land und der Gedanke —
Und zwinget alles zitternd in die Knie
Und donnert: Krieg.

Was steht ihr noch, ihr heiligen Kathedralen?
Brecht ein mit alledem, was heilig war
Dem jetzt verlassnen Geist.
Der will sich stürzen in das wunderbar
Verwandte Meer, sich in der Lüfte Strahlen
Ausbreiten — doch dort wie da und überall
Ist — Krieg.

Wo bleibt dem Göttlichen, dem so verdrängten,
Nun, wo er strahlen könnte, eine Stelle?
Oh dreimal weh, in allerengste Zelle
Ist seine unerhörte Kraft gepreßt.
Hält sich versteckt, mit eignen Händen fest.
Das alles tat die Tat. Die Trommelfelle ränkten
Und rissen von ihren Schwingungen,
Die zetern: Krieg.

Du eingepreßter Geist, bald brich nun los
Und tatenübertönend steh und sei!
Dann wird er bleich der Krieg und blind und bloß
Und schwindet wie Gespenst bei Hahnenschrei.
Doch jetzt ist Krieg.

SACHE ODER FLOSKEL?

Wilhelm Hausenstein schreibt mir:

..... Ich habe die Kundgebung Worringers im „Zeitecho" mit einem gelinden Entsetzen gelesen. Nicht daß ich jetzt etwas Besonderes gerade gegen Worringer hätte. Ich schätze ihn heute nicht weniger als gestern und bin überzeugt, daß er uns auch künftig Bücher schenken wird, deren Wert nicht bloß in einer sicheren Beherrschung des Fachlichen, sondern auch (und vielleicht am meisten) in der schönen menschlichen Initiative des künstlerischen, des sittlichen und des religiösen Fühlens, in dem schönen menschlichen Antrieb auch der verstandesmäßigen Unterscheidungen liegt.

Mein Entsetzen gilt dem, was an Worringers Äußerungen eine peinliche Typik hat, und was man, das Schlagwort jener Kundgebung gegen dies Typische kehrend, leider nur allzu treffend als die politische Hysterie der europäischen Intellektuellen bezeichnen könnte. Man wäre hier, weiß der Himmel, leider so wenig um deutsche, wie um französische, belgische, englische und russische Namen verlegen. Worringer bringt es tatsächlich fertig, den Weltkrieg aus dem Gesichtswinkel der Sexualpsychologie Strindbergs zu betrachten. Mir steht der Verstand still: Deutschland ist der Mann und — der Rest ist Weibchen mit allen den Widerwärtigkeiten dieser ein wenig encanaillierten Gattung. Ich möchte bloß wissen, was Hindenburg und Kluck und Beseler für Gesichter machen würden, wenn ihnen zur Einteilung Europas dieser Gesichtspunkt vorgeschlagen würde. Sie würden lachen und allerdings wohl zugleich empört sein, weil sie es eben mit der Wirklichkeit zu tun haben und weil diese Wirklichkeit denn doch etwas anderes ist als der Gegenstand literarisch-extremer Formulierungen. Der politische Schriftsteller Worringer hat zwar die Kultur der Dialektik und der Formbildung, die der ausgezeichnete Kunstpsychologe Worringer hat. Aber der politische Schriftsteller Worringer weiß im Gegensatz zum Kunsthistoriker nichts von der Sache. Er nimmt die Chauvinpresse, den Spektakel, den die Nichtverantwortlichen überall am meisten verüben, die blöden und die tückischen Exzentrizitäten der Wortmacher für einen Spiegel nationaler Wirklichkeiten: er urteilt nach dem Lärm des Sensationspöbels, nach der Nervenschwäche der Ästheten, nach dem aufgeregten Dilettantismus der Dichter und Magister, die mit dem Krieg plötzlich Politiker geworden sind — als ob so das Wesen des feindlichen oder des neutralen Auslands zu erkennen wäre. Als ob das aberwitzige Gedicht Verhaerens Belgien wäre und als ob diese bombastisch-hirnlosen Verse im Ernst den wirklichen Wert des Menschen und Dichters Verhaeren aufhöben. Das ist es ja gerade:

die Dichter, die Schriftsteller sind von der politischen Wirklichkeit Meilen entfernt. Von erhitzten Pressemeldungen schreiten sie zur poetischen Einbildung, zur schriftstellerischen Idiosynkrasie und entfalten vor der verblüfften Welt das bauschige und substanzlose Barock ihrer stilschwangeren Entrüstungen. Sie bleiben eben Dichter. Sie wissen nichts von der politischen Wirklichkeit. Aber um so hartnäckiger verweilen sie in diesem politischen Dilettantismus: er scheint ihnen für ihre Ekstasen einen unerhörten Stoff zu geben — und schließlich verallgemeinern sie ihn kulturphilosophisch, weil ihnen nun einmal das konkrete Verhältnis zum Politischen allzeit fehlt. Sie halten sich für Politiker und haben doch bloß europäische Dummheiten gemacht. Bis jetzt haben wir die immer gereizte, beleidigend gereizte Subjektivität der Franzosen als einen für Frankreich selbst verhängnisvollen Unfug angesehen und uns nicht ohne Grund unserer größeren Objektivität gerühmt. Aber es scheint, daß wir den Unfug, den wir an anderen tadelten und mit einem Schein von Recht hysterisch nannten, nun schon reichlich selber treiben, wenn ein Geist wie Worringer solche Dinge zu sagen vermag. Schlimm, daß solche Torheit nicht nur literarische Torheit bleibt. Sie wird direkt politisch schädlich. Ob uns Frankreich, England und Rußland in diesem Augenblick für monoman-überheblich halten, ist zwar relativ gleichgültig. Denn jetzt handelt es sich nicht um Worte; es handelt sich vielmehr um Flinten und Kanonen und um die Kraft der Soldaten, um die vorbildlich unphraseologische Arbeit unserer Strategen. Aber nicht gleichgültig ist es, wenn man den Neutralen kurzerhand „Verrat an der gemeinsamen Männlichkeit, eine Kapitulation vor der Lüge" vorwirft, wenn man sie zu Anhängseln der baren und uneingeschränkten „Hysterie" des feindlichen Auslands macht. Die Neutralen, auf die politisch immerhin einiges ankommt, werden schwerlich die Gefälligkeit haben, in solchen törichten Ausfällen die ehrliche politisch-psychologische Anstren-

gung des deutschen Kunstgelehrten — an die ich wohlgemerkt felsenfest glaube — wahrzunehmen. Sie werden nicht einmal die loyale Gefälligkeit haben, in diesen Ausfällen erregte Ornamente der Zeit zu sehen. Sie werden diese Invektiven einfach abgeschmackt finden — und werden leider recht haben. Dem Vaterland nützt man nicht, wenn man ausschweifende Verallgemeinerungen vorträgt, aus denen man allenfalls eine gültige Nuance herausklauben kann. Ihm nützt man, wenn man schweigt, sofern man nicht genau umschriebene und ganz unmittelbare Tatsachen, die wirkliche, aber schon wirkliche Bedeutung haben, zu politischer Geltung bringen kann.

Man kämpft. Man mag hassen, wenn man muß. Das sind feste Instinkte. Aber man soll seinen Ernst und seine Exaltation nicht daran wenden, Dinge zu sagen, die, genau genommen, doch nur preziös und zugleich primitiv sind.

FRANZOSEN ÜBER UNS

Wir müssen wissen, wie unsere Feinde über uns denken. Wir müssen ihre Wut, ihren Haß kennen, um zu ermessen, ob der Abgrund, den der Krieg aufriß, je wieder überbrückbar sein wird, ob tapfere Pioniere — trotz den höhnischen Geberden und dem Wahnsinn ringsum — frei und willig den Versuch von neuem wagen können.

Alfred Capus im „Figaro":

BEI UNS UND BEI IHNEN

Die berühmten deutschen Intellektuellen haben sich eben vor der Welt durch die Erklärung mit Schande befleckt, ihre Kultur sei nicht lostrennbar vom preußischen Militarismus. Man errät leicht, was darüber Goethe in den friedlichen Gesprächen am kleinen Hof zu Weimar Eckermann geantwortet hätte, als dieser Hof das Germanische Athen hieß. Aber all diese von Bode und von Harnack haben nicht Goethe

zum Vorfahren. Sie sind neben ihm, was eine Kasematte neben dem Parthenon ist.

Trotzdem bietet das Dokument, wodurch sie in ihre Namen unvergängliche Verächtlichkeit und Lächerlichkeit geheftet haben, das Interesse, uns über die öffentliche Meinung in Deutschland zu unterrichten. Deren Kern ist der Hochmut — der Hochmut ist nach einem unserer Meister das einzige Laster, das hienieden bestraft wird — und sie strebt von Tag zu Tag sichtlich dem Wahnsinn zu. Man bietet ihnen ebenso grobe Entstellungen der Wahrheit wie die Sinnbilder, deren die Wilden sich bedienen, um mit der Natur in Fühlung zu treten, und ein Roentgen, ein Haeckel, ein Sudermann scheinen sich damit zufrieden zu geben.

Welche wüste Überspanntheit muß sich da erst eines kleinen Bürgers oder eines deutschen Proletariers bemächtigen, wenn die dreiundneunzig ersten Berichte des Generalstabs ihm zweiundneunzig große Siege und einen unbedeutenden kleinen Mißerfolg melden? Sie halten sich alle für unbesiegbar; sie fallen einem dicken Fanatismus anheim, in den kein Strahl von Licht und Vernunft mehr hineindringt.

Kann man besser den Abgrund fühlbar machen, der sich zwischen ihnen und uns aufgetan hat? Die französische öffentliche Meinung ist obzwar dem härtesten Regiment unterworfen und manchmal mit äußerstem Ungeschick geleitet, doch klar, aufmerksam und diszipliniert geblieben, aber diszipliniert aus sich und seiner Vernunft heraus, statt es zu sein durch Lüge und Anweisung.

Unsere Öffentlichkeit besitzt unvergleichliche Festigkeit; sie bildet in der augenblicklichen Lage einen bedeutsamen Faktor für den Widerstand. Die ihre ist der Wahrheit preisgegeben und wird eines nahen Tages plötzlich in toller Panik aus den Fugen gehen.

André Lichtenberger in „Les Annales":

. . . „Obgleich viele es meinen, glaube ich nicht, daß Wilhelm II. mit Vorbedacht den Krieg gewollt hat. Voll Impuls und doch verständig, auf seine Verantwortung bedacht, hat er zu oft, in Lagen, die für Deutschland günstiger waren, friedliche Lösungen obsiegen lassen, als daß ich zugeben könnte, daß er diesmal, bei allem Einblick in die Sachlage, den Umsturz entfesselt hätte. Lange wünschte er eine Annäherung an Frankreich. Vielleicht hätte er sich, wäre er vollständig der Herr gewesen, zu gewissen Genugtuungen verstanden.

Doch ach! Als Führer der Raubnation ward er zum Sklaven ihrer Herrschlust und ihres unlenksamen Dünkels. Vor der Abfahrt nach Norwegen hatte er die österreichische Initiative gebilligt, ohne alle ihre Rückwirkungen zu ermessen. Als er wiederkam, zeigte man ihm, daß die deutsche Ehre engagiert war. Ein Kaiserreich, das nur durch die Gewalt regiert, kann keinen Schritt zurück tun. Fortgerissen durch seine Militärs, getäuscht durch seine Diplomaten, traf Wilhelm II. nach Zögerungen, deren tragische Peripetien man vielleicht eines Tages kennen lernen wird, seine Wahl. Und von da an ist er der verantwortliche Urheber des Konfliktes, aller Lügen, die ihn vorbereitet haben, aller Schändlichkeit, die er erzeugt hat und des Unglücks, mit dem er enden wird, und das bestehen wird in dem Einsturz Deutschlands. Er weiß es. Daher seine Verwirrung, welche so viele Symtome verraten. Von Berlin nach Aachen, Brüssel, Metz, Luxemburg führt ihn seine Unruhe. Er häuft die großsprecherischen Proklamationen. Sie klingen hohl. Vergeblich beschwört er seine Soldaten, den Präsidenten der Vereinigten Staaten, den König von Italien, versucht Gott mit Beschlag zu belegen. Seine Soldaten wanken. Die amerikanische Republik wendet sich weg. Dem Ruf des Kaisers zieht Viktor Emanuels Enkel den seines eigenen Volkes vor. Gott läßt ihn im Stich, trifft ihn in seinen Söhnen. Neulich hat man ihn uns gezeigt, wie er, eingewickelt in seinen weißen Mantel, die Augen ans Fernglas geschraubt, der Schlacht vor Nancy folgt. Die Schlacht war kein Sieg. Schweigend, mit zusammengebissenen Zähnen, hat der Kaiser sein Auto bestiegen und sich entfernt.

Majestät, wären Sie nicht als Führer verantwortlich für die Mordbrenner von Loewen, Badonviller und Senlis, für die Frauenschlächter und Kindermörder, wahrlich, Majestät, ich hätte Mitleid mit Ihnen. Aber heute hat Ihr Deutschland sich selbst, mit Ihnen, von aller Barmherzigkeit ausgeschlossen. Und die einzige Gnade, die wir Ihnen wünschen könnten, ist, daß Sie — glücklicher als Napoleon I., dem es gleichzutun Sie erträumten, und als Napoleon III., dessen Geschick Ihre schlaflosen Nächte ängstigt — den Soldatentod in der letzten Schlacht finden mögen, wo das Deutsche Reich und der Thron der Hohenzollern in Stücke gehen werden."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog, Leopoldstraße 10, München / Druck von J. Schön, München

DAS FORUM

1. Jahrgang *Dezember 1914* *Heft 9*

SINTFLUT
VON WILHELM HERZOG

> Da aber der HErr sah, daß der Menschen Bosheit groß war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse war immerdar, da reute es ihn, daß er die Menschen gemacht hatte auf Erden, und es bekümmerte ihn in seinem Herzen, und sprach: Ich will die Menschen, die ich geschaffen habe, vertilgen von der Erde, vom Menschen an bis auf das Vieh und bis auf das Gewürm und bis auf die Vögel unter dem Himmel; denn es reuet mich, daß ich sie gemacht habe.

Und das Gewässer stund auf Erden hundertundfünfzig Tage. Hundertundneunundvierzig haben wir erlebt. Noah ging in seine Arche; wir aber blieben draußen. Die Taube brachte Noah das Ölblatt und damit sichere Kunde. Uns surren täglich tausend und abertausend Meldungen und Meinungen ins Ohr. Telegramme, Armeebefehle, Gerüchte, Greuel nehmen von uns Besitz, bestimmen oder verwirren uns. Unsere Seelen werden überflutet. Keiner kann standhalten. Die Führer der Menschheit, die Künstler und Dichter, scheinen den Gefahren am meisten ausgesetzt. Die Flut hat sie wie uns alle erfaßt, die alten Werte, Vernunft und Menschlichkeit, umgestürzt und alles schnaubt, stammelt, kreischt Haß, Haß, Haß und Rache, Rache, Rache. Ein Meer von Widersprüchen brandet uns entgegen oder vielmehr: wir sind mitten auf ihm und die zartesten unter den Menschen werden wie Nußschalen hin und her geworfen, manche kentern aus Mangel an Lebensroheit oder

aus Unfähigkeit, sich zurechtzufinden oder auch aus Überdruß an all dem teilnehmen zu müssen.

Was bedeutet die Sintflut gegen das, was wir erleben? Den vorsintflutlichen Sündern brachte sie einen schnellen Tod, Noah und seiner Sippschaft eine ungewohnte, vielleicht beschwerliche Meerfahrt.

Die Menschen des 20. Jahrhunderts erleben nicht allein die Sintflut, sondern die Zerstörung Babels, Sodoms und Gomorras dazu, und nicht nur dies, sondern ihre philosophische Begründung. Die Notwendigkeit aller durch diesen Weltkrieg hervorgerufenen Vorgänge wird uns erklärt und bewiesen.

Es ist uns nicht bekannt, ob es zur Zeit der Sintflut ähnliche Zerstörungsmittel gab wie heute. Schließlich scheint alles durch die Wut des Wassers besorgt worden zu sein. Eine Plage jedenfalls, auf die Gott der Herr vor 5600 Jahren in seinem unerforschlichen Ratschluß noch nicht gekommen war, blieb uns, Menschen des zweiten Jahrtausends, vorbehalten. Was sind alle dem Pharao geschickten Heimsuchungen, was sind die Skorpionen- und Heuschreckenheere der heiligen Schrift gegen die Pest der Hetzpresse? Sie allein — wie oft habe ich es gesagt — ist der Urgrund allen Unheils, ja man könnte sagen, sie hat diesen Krieg entfacht, und den Ursprung des Höllensturzes, den wir mitmachen, ist nicht — wie viele brave Hirne wähnen — in der durch Rivalitätsgedanken hervorgerufenen Uneinigkeit Europas zu suchen, sondern in dem Abschaum der Menschheit, auf dem Bazillenherd jenes Gesindels, das allerorten sich von einigen ehrgeizigen Strebern benutzen läßt und das von der Konzession profitiert, durch Druckerschwärze die Völker vergiften zu dürfen. Diese Internationale plutokratischer Zeitungsmagnaten und ihrer Handlanger, die sich Journalisten nennen (deren bestausgestattetes Laboratorium in Frankreich der „Matin" darstellt) — diese Pächter und Giftmischer der öffentlichen Meinung geben sich meist als strenge und unerbittliche

Vertreter der Vaterlandsliebe aus. Sie fälschen, lügen, färben, erdichten die tollsten und unwahrscheinlichsten Nachrichten zusammen und nichts ist plump genug, um nicht Gläubige zu finden. Dieses täglich zu sich genommene Gift steckt schließlich auch den Gesündesten an, und kaum einer bleibt immun.

Das ist im Frieden so; wie sollte es im Kriege anders sein? Die Lügenfabrikation der europäischen Hetzpresse hat sich in ihrem Wesen durch den Krieg nicht geändert, nur der Bedarf wurde stärker, und so hat sie alle Arbeitskräfte, die ihr reichlich zur Verfügung stehen, angespannt und in ihren Leistungen gesteigert. Daß sie fälschen und färben muß, versteht sich von selbst. Daß sie selbstgerecht und chauvinistisch urteilt, ist angesichts ihrer Auftraggeber nur Pflichterfüllung von Kulis. Was sie gefährlich macht, ist einzig das Aushängeschild der Moral, mit der sie sich brüstet und die ihre armen Kunden für echt halten.

So lange die Welt steht, war es nicht möglich, mit so zahlreichen und so raffiniert ausgestatteten Apparaten die Völker gegeneinander aufzustacheln. So lange die Welt steht, konnte die Arbeit zwecks Verkennung untereinander nicht so systematisch betrieben werden. Solange die Welt steht, waren Druckerschwärze und ordinäres Holzpapier nicht eine solche Macht, denn selbst der aufgeklärte Bürger aller Länder glaubt das Irrsinnigste, wenn seine Zeitung es ihm geschickt serviert. Man versuche ihm irgendeine durch nichts bewiesene Greuelnachricht auszureden; er wird sofort triumphieren: „aber es stand doch in der Zeitung".

Man spricht von Entwickelung, Fortschritt, Annäherung der Völker, von höherer Kulturstufe, auf der wir stünden. — Wenn jedoch die Presse der wahre Ausdruck der Volksstimmung wäre, nie haben sich die Völker weniger gekannt, nie standen sie tiefer.

Welche summarische Charakteristik wäre heute nicht richtig? Jede — auch die dümmste, verlogenste — ist ein willkommenes Kampfmittel. Barbaren sind wir, Krämer sind die Engländer, eitle Affen

und Schönredner die Franzosen, moskowitische Horden die Russen, und ein Lausevolk sind die Serben.

So sprechen, so urteilen nicht allein gehetzte Zeitungsschreiber, die mit ihrem Artikel schnell fertig werden müssen, und darum nicht nach abstufenden Worten suchen können, so sprechen, so urteilen, so argumentieren bei uns und bei unseren Gegnern Hochschullehrer, Künstler, Dichter. Eine Denkfaulheit ohnegleichen ist die internationale Begleiterin jener Epidemie geworden, die Europa seit fast fünf Monden durchläuft, zerfrißt und dem wertvollsten Teil der Menschheit triumphierend Qual, Siechtum oder Tod bringt.

Nur ganz wenige Geister haben sich reinhalten können. Fast alle, die sich öffentlich äußerten, erwiesen sich als angesteckt. Und manchem hätte man lieber statt der Zeitungsspalten eine Isolierzelle öffnen sollen. Immerhin: es gibt unter den geistigen Repräsentanten zwei, drei, vielleicht zehn, vielleicht hundert, hoffen wir: tausend aufrechte Kämpfer in Europa, denen die Delirien des Hasses nichts anhaben konnten und die sich einst nicht werden schämen müssen, den Orgien der Verkennung und der Roheit ferngeblieben zu sein.

Vereinzelte Stimmen will ich in diesem Hefte wiedergeben, deren Klang in dem Chorus der Schreier und Johler zu vernehmen allein wohltuend ist. Und ich erfülle nur ein Gebot der Gerechtigkeit, wenn ich Romain Rolland, dem ich wegen eines — wie mir schien — allzu flüchtigen Artikels hier entgegentrat, jetzt das Wort gebe, da er nach seinem ersten hastigen Aufschrei einen weitausholenden Essay „Über dem Ringen“ geschrieben hat, dessen Menschlichkeit ihn über alles, was ich während des Krieges las, heraushebt und der deshalb dem Dichter des „Jean Christoph“ zahlreiche Angriffe subalterner Landsleute eingetragen hat. Das Verdienst, diesen Essay, der im „Journal de Genève“ zuerst erschien, deutsch veröffentlicht zu haben, gebührt einer Schweizer Revue,

der jetzt von Herrn Professor Bovet unabhängig geführten Zeitschrift: „Wissen und Leben". Getreu meinem Versprechen, Dokumente der Liebe und des Hasses, des Verständnisses und der Verkennung zu sammeln, drucke ich am Schluß die Hauptsätze aus Rollands Essay.

Man kann die Dinge anders sehen als Rolland, ja, man kann einzelne seiner Gedanken für bekämpfenswert halten, das Grundgefühl jedoch, aus dem heraus dieser Dichter spricht, ist liebenswerteste Menschlichkeit. Er paßt sich nicht flink den durch den Krieg plötzlich an die Oberfläche gespülten Haß- oder Wutgedanken an, er verbietet sich im Gegensatz etwa zu Verhaeren jede poetische Exaltation, er negiert den Dichter in sich, um ganz Mensch sein zu dürfen. (So paradox dies klingen mag). Die meisten machen es umgekehrt. Sie verdrängen erst ihr Menschsein, um als Dichter wirkungsvoller auftreten zu können. Wenn die Sintflut vorüber sein wird, werden diese Ritter vom Geiste wieder umlernen müssen. Aber Gott den Herrn wird es reuen, sie gemacht zu haben.

DIE ÜBERSCHÄTZUNG DER KUNST

Sind Künstler verpflichtet, Geist zu haben? Muß einer, der Leinwandflächen bemalt, oder einer, der die Idee eines Romans zu verwirklichen strebt, Einsicht in die Wirrnis politischer Probleme genommen haben und auch als Politiker Farbe bekennen, oder täte er besser daran, auf ein Urteil zu verzichten und zu schweigen, weil er das Material nicht beherrscht, also nichts zur Sache äußern, sondern nur hineinpfuschen könnte?

Aber kaum einer scheut davor zurück. Ichsüchtig sind sie, selbst wenn sie kollektiv auftreten. Und sind so vorschnell, so eitel wie

verzogene Kinder. Aber der Nimbus ihrer Namen als Künstler verursacht, daß wir geneigt sind, sie ernst zu nehmen. Ja, die Kinder von der anderen Seite treten sofort auf und erheben Einspruch gegen die Proteste der von der Gegenpartei. Inmitten des organisierten Irrsinns sehen die Augen der traurigen Welt auf dieses Kasperletheater. Und der Chorus der Preßbanditen bildet die Claque dieser kindischen Deklamationen; sie lärmt und brüllt ihr Pfui oder ihr Bravo. Statt ihren Lesern zu sagen: Künstler stehen meist ahnungslos dem politischen Leben gegenüber, die besten unter ihnen sind Instinktwesen, denen zuweilen ein schönes Gedicht, ein monumentaler Wurf, eine originelle Farbenharmonie, ein wohlgebauter Satz gelingt. Auf dieses Geschäft konzentrieren sie alle ihre Kräfte; müssen es tun, um den schwer errungenen Platz, den ihr Ehrgeiz sie gewinnen ließ, nicht zu verlieren. Was ist ein Künstler? Ein auf einem bestimmten Gebiet höchst begabtes Individuum. Also ein Abnormer. Ein Einseitiger. (Also: ein Beschränkter.) Oft ein Kranker. Einer, der alles (Weib, Welt) seiner Kunst unterordnet, hintanstellen muß, um das Letztmögliche an Leistung aus seinem Talent herauszuformen. Und je größer er ist, um so isolierender wird er sein Werk verrichten. (Kleist, Flaubert.) Je mehr sich also ein Künstler durch den Ernst seines Ringens diesen ganz Großen nähert, um so intensiver verbohrt er sich in seine Welt. Hier ist er klug und weise, hier organisiert er, hier holt er sich alles heran, was er braucht, um ein Gebilde zu schaffen, das der gleichwertige Ausdruck seiner Vision werden soll. Tritt er aus dieser Welt der Imagination und des Handwerks heraus, so ist er meist „ausgepumpt" und unorientiert und hilfsbedürftig, weshalb uns oft der Vergleich mit einem Kind berechtigt erscheint. Dies ist der reine Typus des Künstlers. Nun gibt es viele Mischungen. Aber alle die Wertvollen, die nicht zu den Machern gehören (und die wir hier also ausschalten können), sind wohl vertraut mit den Gesetzen ihrer Welt, fühlen sich nur

fremd und feindlich der Außenwelt gegenüber. So sind sie, sobald sie in Gesellschaft oder öffentlich außerhalb ihrer Kunstsphäre sprechen, Bürger, mehr oder weniger gebildet, mehr oder weniger vorurteilsfrei. So leben sie auch mit Frau und Kind als Bürger, haben dessen Ehrgeiz, dessen Wünsche nach Auszeichnungen und bequemem Behagen. Sie sind — während des Friedens — meist politisch überhaupt nicht interessiert, und jeder von ihnen gäbe dies auch unumwunden zu. Jetzt glauben sie, sich politisch zu betätigen, wenn sie angeregt durch unkontrollierbare Berichte sich in Vers oder Prosa gegen den betreffenden brutalen Feind entrüsten. Und spüren nicht, wie sie sich entlarven. Wie sie sich blamieren. Hinter der stilisierten Maske des Poeten blickt man in das ahnungslose Hirn.

Was ist ein Künstler? Ein von einem Dämon Getriebener. Oft ein Akrobat, ein Jongleur, ein mit Gefühlen wie Formen Hochstapelnder, immer: ein Lügner, ein Verbrecher, ein Gejagter und Gehetzter, in den seltensten und erlesensten Fällen ein großer Geist (Rembrandt, Goethe, Strindberg).

So entstehen die lyrischen Exaltationen oder Urteile der Verhaeren, Maeterlinck, Hodler, Dehmel, Thomas Mann und anderer. In Frankreich läßt sie, wie es scheint, der dicke Ruhm des Victor Hugo und bei uns der des jugendfrischen Theodor Körner nicht schlafen. Man erschrickt über die Anzahl reifer Männer, deren Ehrgeiz heute darin zu gipfeln scheint, einst in den Literaturgeschichten als Epigonen des Zrinypoeten gewürdigt zu werden.

* * *

Aber es kommt heute nicht einmal darauf an, Künstler zu sein oder sich als Künstler zu gebärden und mehr oder weniger gefeilte Sätze hervorzubringen. Es kommt darauf an, Mensch und aufrichtig zu sein, unbekümmert um die Mißverständnisse, die eine solche Betätigung heute mehr denn je hervorruft.

Wir sind Literaten und unsere Sorge ist es, die Werte unseres Lebens, die geistigen Güter, als deren Verwalter wir uns fühlen dürfen, hinüber zu retten in den Frieden. (Wenn sich übrigens der neue Geist, der eingezogen sein soll, auf unseren Theatern in den wohlbekannten Gestalten der Kotzebue, Benedix, Moser offenbart, so wollen wir, obwohl augenblicklich Wichtigeres auf dem Spiel steht, immerhin feststellen, daß diese harmlosen Lustspielverfertiger, so abgestanden sie uns auch vorkommen, turmhoch über jenen Autoren stehen, die, um die Konjunktur nicht zu versäumen, fingerfertig Patriotismus mit allerhand leckeren Reizen vermischen. Die Zensoren scheinen ausgestorben. Sexuelle Unanständigkeiten, die keine Behörde in Friedenszeiten hätte durchgehen lassen, werden mit scheinbarer Harmlosigkeit kichernd von süßen Mäulern ans Publikum gebracht. Idiotismen gegen unsere Feinde werden humorlos und plump spekulierend losgelassen. In Feldgrau gesteckte billige Mädchen stolzieren als stramme Offiziere über eine Berliner Bühne. In dieser Zeit! Und kein Zensor rügt den Unfug. Verwundete Krieger sitzen davor und schütteln die Köpfe.)

Die Presse verbreitet Äußerungen repräsentativer Dichter, Maler und Musiker. Von Saint-Saëns bis zu Herrn Ernst Lissauer werden sich nun wohl alle ihren Haß, ihren Abscheu gegenseitig mitgeteilt haben. Jeder hat seine Gedanken im Kriege. Und alle Bürger, wozu also auch unsere braven Künstler gehören, wollen immer noch militärischer sein als die Militärs. Aber kein Krieger im Schützengraben verzichtet so völlig auf Selbstkritik, ist so selbstgerecht, keiner schimpft so sinnlos wie ein Literat am Schreibtisch.

* * *

Vermutlich um den irrsinnigen Ekstasen Verhaerens ein deutsches Gegenstück zu bieten, haben die Süddeutschen Monatshefte ein Poem des Tondichters Hans Pfitzner veröffentlicht, dessen erste Strophe so beginnt:

All Ihr Schweine, welche Deutschland mästet':
d'Annunzio, Verhaeren, Hodler, Shaw,
Maeterlinck, Dalcroze, et cetera,
Die zum Dank durch stinkende Verleumdung
Deutschlands Ruf in aller Welt verpestet.

Der Schöpfer des „Armen Heinrich" dichtet weiter mit „Objektivität und Größe", „ekle Blöße ...", „an den Busen nehmen", „in Scham entbrennen."

Einen Monat vorher hatte dieselbe Zeitschrift einen Aufsatz Ricarda Huchs gebracht, die — äußerst klug und menschlich dem Phrasenrausch trotzend — folgende Sätze drucken ließ:

„Es ist für unseren Wert vollkommen belanglos, was Einzelne irgendwelcher Nationen über uns sagen, seien es auch namhafte Künstler oder Gelehrte; ihr Lob oder ihre Mißbilligung kann uns keinen Zoll größer oder kleiner machen. Immerhin würden wir Anlaß haben, uns den Tadel zu Herzen zu nehmen, wenn er gut begründet wäre ....

Ich habe von jeher eine große Abneigung gegen d'Annunzio und Maeterlinck gehabt, Hodler war mir unsympathisch und Romain Rolland ist mir, nach den Proben, die ich kenne, als Künstler unbedeutend vorgekommen. Ich bin mir bewußt, daß es in mancher Hinsicht richtiger gewesen wäre, das damals zu äußern, als es unbeachtet geblieben oder mißfällig bemerkt worden wäre, während ich mit meinem Urteil jetzt einer Zustimmung begegnen könnte, die aus patriotischen Quellen kommt; und ich betone deshalb von vornherein, daß es mir, unbeschadet der Vaterlandsliebe, um eine so begründete Übereinstimmung nicht zu tun ist, da vielmehr meine Meinung ist, Kunst sei international und solle von den mit dem Kriege verbundenen Leidenschaften nicht berührt, wenigstens nicht befleckt werden ...

.... Das plötzliche Umstürzen von Götzen hat etwas Häßliches und Komisches, und es kann auch nur dann Nutzen daraus

fließen, wenn die Verehrer die Ungöttlichkeit des Idols erkannt haben, nicht wenn sie nur durch parteiliches Regiment beleidigt sind.

Man hat es den Betreffenden zum Vorwurf gemacht, daß sie sich öffentlich gegen Deutschland wendeten, da doch gerade die Deutschen ihre Größe erkannt und ihren Ruhm verbreitet hätten. Darin spricht sich eine Gesinnung aus, die nur durch die augenblickliche Gereiztheit zu erklären ist. Hat ein Künstler seinen Verehrern dankbar zu sein? Wenn man überhaupt von persönlichen Beziehungen zwischen Künstler und Publikum reden will, ist dann nicht vielmehr der Genießende dem Künstler Dank schuldig, dessen Werke ihn beglückt und erhoben haben? Was für eine Denkart setzt man bei Künstlern voraus, wenn man fordert, sie sollten sich hüten, diejenigen zu kränken, die ihre Werke zu kaufen pflegen!" . . . .

Ricarda Huch fordert zum Schluß: „es wäre besser, Künstler würden nicht zu Kundgebungen veranlaßt, durch welche die Kunst in die Leidenschaften des Tages gezogen wird; denn der Künstler steht nicht darüber, wohl aber die Kunst."

Das Gegenteil von dem, was diese vornehm denkende Frau hier fordert, geschah bereits, ja es wurde wohlmeinend flugs ein — wenn auch dünnes — Zeit-Echo gegründet, das es sich gerade zur Aufgabe setzt, die Künstler während des Krieges zu Kundgebungen zu veranlassen. Und da ist denn auch manch Possierliches herausgekommen. Stimmen und Stimmchen haben sich hören lassen, und wir vernahmen im Echo dieser Zeit lyrische, mystische, abstruse, selbstgefällige und zwei, drei verständige Töne.

Ein Dichter, den wir bei Kriegsausbruch mit Stolz zu den Unserigen zählten, äußert sich hier also: . . „adelige und gelehrte Jugend, die sich täglich riskiere", schreibe ihm aus dem Schützengraben, wie nahe ihr seine Novelle vom Tode sei. Man kann es nur konstatieren. „Adelige und gelehrte Jugend." Aus dem Schützengraben.

„Ach, es gibt eine traurige Klarheit", rief einmal einer aus, den seine Vaterlandsliebe nicht zu ichsüchtigen Liebenswürdigkeiten anregte, den vielmehr die zudringliche Gemeinheit der Welt und Menschen dahin brachte, daß man ihn, den Schöpfer des reifsten deutschen Dramas, heute als Selbstmörder bemitleiden zu können glaubt „ach, es gibt eine traurige Klarheit" rief Heinrich v. Kleist einmal aus, mit welcher die Natur viele Menschen, die an dem Dinge nur die Oberfläche sehen, zu ihrem Glücke verschont hat. Sie nennt mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund" ... Aber welchen Grund hat ein Dichter wie Thomas Mann, der auf Haltung von jeher soviel Gewicht gelegt hat, und dessen wohlgepflegte Sätze immer etwas Bestechendes haben, welchen Grund, fragt man sich, hat der Buddenbrockdichter, Gedanken im Kriege zu äußern, die er während des Friedens wenigstens immer unterdrückt hat? Auch er empfindet Krieg plötzlich als etwas Heiliges, ja als Reinigung, Befreiung, als ungeheuere Hoffnung. Er ist keineswegs über Nacht bernhardischer Stratege oder Weltmachtpolitiker geworden: die Ausdehnung des Reiches, „das größere Deutschland" ist es nicht, das seinen Kopf heiß macht. Was ist den Dichtern, fragt er in der Neuen Rundschau, „Imperium, was Handelsherrschaft, was überhaupt der Sieg?" ... „Was die Dichter begeisterte, war der Krieg an sich selbst, als Heimsuchung, als sittliche Not."

Und nachdem auch er sein Scherflein zu dem augenblicklich beliebten Gegensatz zwischen Kultur und Zivilisation beigetragen hat, kommt er geradenwegs zur deutschen Seele. Und hier steht dann wörtlich zu lesen: „Die deutsche Seele ist zu tief, als daß Zivilisation ihr ein Hochbegriff oder etwa der höchste gar sein könnte. Die Korruption und Unordnung der Verbürgerlichung ist ihr ein lächerlicher Greuel. Unter Pariser „Affären" (deren letzte die Caillaux-Sache mit obligater Gerichtsfarce war) würde sie entsetzlich leiden, — viel mehr, als Frankreichs Gemüt offenbar da-

runter leidet. Und dieselbe tiefe und instinktive Abneigung ist es, die sie dem pacifistischen Ideal der Zivilisation entgegenbringt: ist nicht der Friede das Element der zivilen Korruption, die ihr amüsant und verächtlich scheint?" — Der Friede — das Element der zivilen Korruption, die der deutschen Seele amüsant und verächtlich scheint. Man muß es zweimal lesen, man muß sich die Worte eines von uns hochbewerteten Dichters wiederholen, um dann zum rücksichtslosesten Mißtrauen aufzurufen gegen diese literarisch manikürte Irrlehre von der deutschen Seele.

Aber der Dichter Thomas Mann geht weiter, er spricht wie ein Leitartikler, der alles weiß und dem keine noch so allgemeine Behauptung fragwürdig dünkt. Er behauptet zwar, deutsche Geister hätten zur moralischen Apologie des Krieges das meiste und wichtigste beigetragen, aber gewollt habe Deutschland den Krieg nicht. „Händlertum hat ihn angestiftet, skrupellos, lästerlich, denn es weiß nichts vom Kriege, es fühlt und versteht ihn nicht, wie sollte es Ehrfurcht kennen vor seinem heiligen Schrecken?"

Ich weiß nicht, ob Bethmann Hollweg oder Thomas Mann mehr Einsicht hat in die Verwicklungen, die schließlich zum Kriege führten. Immerhin hat der verantwortliche Leiter der deutschen Politik eine andere Auffassung als der Dichter bekundet, und obschon ich diesem mich geistig näher fühle, muß ich die besonnene und gerechte Urteilskraft des Herrn von Bethmann nicht nur aus logischen, sondern aus ethischen Gründen höher schätzen als die Thomas Manns. Es ist für den Kanzler eines 66 Millionen-Volkes gewiß schwerer als für einen Literaten, allen Einflüsterungen, Intriguen, berechtigten oder unberechtigten Volksstimmungen zum Trotz der Wahrheit die Ehre zu geben. Ja, kluge und mit allen Hunden gehetzte Realpolitiker widerraten dringend eine so plumpe Methode, weisen auf England und Frankreich, wo sich skrupellose Rechtsanwälte mit listigen Jongleurkünsten als politische Meister bewährt hätten; sie weisen auf

Bismarcks geschickte und nicht ohne Großartigkeit durchgeführte Methode, nur das für uns Vorteilhafte zu künden, selbst wenn er unrecht hatte. Bethmann Hollweg ist von anderer Art. Er prätendiert hier wenigstens nicht, den ersten Kanzler nachzuahmen. Er hat, was ihm von vielen verübelt und von einigen Überpatrioten gar als grobes Vergehen bereits zum Vorwurf gemacht wurde, — er hat am 3. August 1914 im Reichstag erklärt, daß wir leider gezwungen seien, einen Völkerrechtsbruch zu begehen, indem wir unsere Truppen durch Belgien hindurchmarschieren lassen müssen. Er hat im Gegensatz zu Thomas Mann bekannt, daß sich England bis zum 3. August aufs energischste bemüht hat, den Weltfrieden aufrechtzuerhalten.

Aber: müssen Dichter, die sich plötzlich zu Politikern berufen fühlen, Dokumente eingesehen haben? Müßte Thomas Mann, um seine Psychologie des deutschen, französischen, englischen Charakters in diesem Kriege ohne Fragezeichen zu Ende zu führen, alle Gelbbücher, Orangebücher, Blaubücher, Weißbücher gelesen haben? Nein. Aber, er konnte entweder schweigen, oder jedenfalls vor apodiktischen Urteilen zurückschrecken.

England, verkündet Thomas Mann, „lügt, daß wir uns statt seiner schämen." Gewiß; aber wo wird nicht gelogen? Und inmitten der ungeheueren Heuchelei der englischen Presse und Gesellschaft hören wir plötzlich menschliche Stimmen, die im eigenen Lande es wagen, den Lügen und den Verleumdungen deutschen Wesens entgegenzutreten. Das scheint mir mutiger, als seine Landsleute in ihren herkömmlichen Begriffen und Vorurteilen zu festigen und mit literarischen Formulierungen zu stärken. Thomas Mann spricht von Frankreichs „Tollwut und schimpflicher Hysterie", er spricht von seiner „Nichtswürdigkeit und Zügellosigkeit" und stellt sie „der Gesittung und Ehrenhaftigkeit" deutscher Soldaten gegenüber. Uns aber schaudert vor einer solchen Argumentierungsart, die mit beabsichtigter oder unbeabsichtigter

Verkennung der Gegner Selbstgerechtigkeit und Selbstanbetung verbindet.

Thomas Mann fragt: „Was ist aus Frankreich geworden in sechzig Kriegstagen? Ein Volk, dessen Antlitz der Krieg von heute auf morgen dermaßen ins Abstoßende verzerrt, — hat es noch ein Recht auf den Krieg? Diese Franzosen waren einst ein kriegerisches Volk, in einem anderen Sinn als das deutsche, auf eine brillante, galante, gloriose, bravouröse und etwas spiegelfechterische Art ..." Wie viel Herabsetzung in so viel lobenden Adjektiven! Der französische Militarismus, äußert der Stratege Thomas Mann, sei heute nichts anderes als „Velleität und Eitelkeit, kaum etwas mehr". Hier würde ich wiederum dem Chef des deutschen Generalstabs, Herrn von Falkenhayn, mehr glauben, der von dem militärischen Genie Joffres und der Ausdauer der französischen Armee ein anderes Lied zu singen wüßte als es Dichtern am Schreibtisch in ihre Psychologie paßt. Zu der gehört es auch, von der Kathedrale zu Reims zu äußern, sie sei „ja ein Denkmal christlicher Kultur, eine Blüte des Fanatismus und des Aberglaubens und müßte der Zivilisation des jakobinischen Frankreichs, wenn nicht ein Dorn im Auge, so doch mindestens höchst gleichgültig sein." Diese ehrlich deutsche Dialektik mit ehrfurchtsvoller Vermischung zweier Werte, die nichts miteinander zu tun haben, geht allerdings über das Naive schon hinaus. Eines der herrlichsten Bauwerke der Welt, von vergangenen Meistern errichtet, soll Geistern des zivilisierten Frankreichs deshalb ein Dorn im Auge sein, weil dort ein Glaube einst gelehrt wurde, der nicht mehr der ihre ist. Dem Atheisten Anatole France würde es der kriegstrunkene Thomas Mann wahrscheinlich als Heuchelei ankreiden, wenn er sich um die Erhaltung eines Doms besorgt zeigte. Hingegen stünde die Besorgnis einem katholischen Offizier, der die Beschießung befiehlt, wohl an. Zu welchen puerilen Ausschweifungen ein Künstler kommen kann, wenn er

sich auf ein Gebiet locken läßt, dessen glatter Boden seinem sonst wachen Verstand ungeahnte Möglichkeiten zum Ausrutschen bietet, — das zeigt dieser Fall Thomas Manns. Haben die Franzosen die Kathedrale von Reims zur Deckung ihrer Geschütze mißbraucht, haben sie auf dem Turm einen Beobachtungsposten gehabt, so kümmerte den Offizier, der die Beschießung befahl, ganz gewiß nicht sein Katholizismus oder der Atheismus der ihm gegenüber kämpfenden Franzosen, er handelte als Soldat, wie er mußte. Und alle sonst daran geknüpfte Erörterungen sind literarisch frisierte Legenden, die ein Thomas Mann widerlegen, aber nicht erfinden dürfte.

Wir brauchen jetzt keine wohlstilisierten „Gedanken im Kriege". Wir wollen aus der ungeheueren Verwirrung, in die die Menschheit gefallen ist, heraus. Daß unsere Dichter und Künstler als Führer versagten, mußten wir schmerzlich erleben. Dafür werden wir entschädigt durch Urteile und Taten Fremder, Namenloser.

* * *

In Briefen, die aus dem Felde kommen, offenbaren sich Charaktere, offenbart sich Anstand und Aufrichtigkeit, wie wir sie leider nur zu wenig im Lande selbst finden. Um dem Literaten Thomas Mann ein Gegenstück zu bieten, will ich hier einige Sätze aus dem Briefe eines Offiziers von der Front anführen, eines zweimal Verwundeten, der meinem Versuch, der Epidemie zu trotzen und gerecht zu bleiben, zustimmende Worte widmet, die zu streichen ich keine Veranlassung sehe:

„ . . . . . 26. Nov. 1914.

Ihre beiden letzten Forum-Hefte haben mir viel Freude gemacht. Der Grundgedanke dessen, was Sie über den Krieg schreiben, ist mir aus der Seele gesprochen. . . . .

Mich widert es an, wenn ich in Zeitungen Schmähungen auf unsere Feinde lese oder auch überschäumenden Hurrapatriotismus.

Damit siegen wir nicht, sondern nur mit Ruhe und Sachlichkeit und zäher Energie. Haß brauche ich nicht; den haben wir moderne Menschen überhaupt nicht nötig. Will Kleist-Hermann jede weiche Regung ersticken, um stärker wirken zu können gegen seine Feinde — so kämpfen wir jetzt mit anderen Mitteln. Der einzelne Gegner ist uns gleichgültig. Der Einzelmensch hat uns nichts zu leide getan als daß er seine Pflicht erfüllt, so gut wie jeder von uns. Weshalb wird schlecht, auf einmal was gut war, so lange wir es taten? Pflichtgefühl und Liebe zum eigenen Land. Das ist es, was den Krieger in den Kampf treibt. Alle anderen hochtrabenden Überlegungen zerstieben beim Platzen der ersten Granate. Die Leute, die zu Hause den Mund so voll nehmen, sollte man für ein paar Tage ins Granatfeuer schicken. Da würden sie bald herabsteigen von hohen Idealen. Es bleibt nur die Realität des Krieges. Bei allen Leuten, die vorne gewesen sind, werden Sie eins finden und das ist Achtung vor dem Gegner. Auch zwischen unseren Soldaten und den Gefangenen besteht oft ein gradezu freundschaftliches Verhältnis. Nirgends der Haß, mit dem man ihnen in der Heimat begegnet. Eine Zeitlang bestand unter unseren Soldaten eine große Wut auf die Engländer. Aber das gibt sich auch mit der Zeit, je länger wir ihnen gegenüberstehen. Denn sie sind ohne Zweifel unsere tüchtigsten Gegner. Wären die nicht, dann wäre wohl schon lange manches anders. Und die Belgier. — . . . . . . Sie haben sich tapfer geschlagen, mußten weichen unserer Übermacht, von ihren Freunden verlassen. Nun sind sie froh, daß der Krieg zum größten Teil aus ihrem Land herausgetragen ist. Zurück wünschen sie ihn sich nicht. Jetzt liegt unser Sieg auch in ihrem Interesse. . . . . . Die Zeit ist groß sans phrase. Drum müssen wir uns vorbereiten, sie auch würdig zu empfangen, den Frieden ehrlich zu erkämpfen. Wir wollen wahr sein, uns nicht täuschen über unsere eigenen Fehler, nicht heucheln bei den Fehlern und den Taten unserer Gegner. Des deutschen Volkes große Tugend war ernste Ehrlichkeit. Möge diese große Zeit es

dazu führen, der Wahrheit frei ins Angesicht zu schauen. Das ist für Ihr Forum eine schöne Aufgabe, eine Kulturtat ersten Ranges. Dazu wünsche ich Ihnen Erfolg. Sie haben den Mut zum freien Bekenntnis. Dadurch haben Ihre Blätter Bedeutung über die Gegenwart hinaus."

Es zeigt sich, daß Offiziere sachlicher, klüger, menschlicher das Ungeheuere zu sehen und zu werten wissen als die, deren Beruf es sein sollte, uns Deuter und Klärer zu sein. Ich kam auf meiner Reise in Belgien fast nur mit Offizieren zusammen, hörte ihre Anschauungen und Urteile, und war jedesmal von neuem überrascht von ihrer wohltuend ruhigen Art, die in so schroffem Gegensatz zu dem bramarbasierenden Geschwätz der zuhausgebliebenen Zeitgenossen steht. Nicht einer, der die Franzosen feig, die Engländer nach Simplizissimusart mit Marmeladentöpfen zeichnete. Alle sprechen mit Anerkennung vom Feind, dem sie nun seit drei Monaten gegenüberliegen, und den sie zu besiegen, aber nicht zu beschimpfen suchen . . . . .

* * *

Dort, wo man glaubt, der Sintflut und ihrer verheerenden Wirkungen am nächsten zu sein, ist man ihr gerade entronnen. Kein Geschrei, kein Lärm, kein Haßgesang, sondern verständige Sprachen von Menschen, die sich von den Erfolgen wie von den Mißerfolgen unterhalten, die abwägend unsere Chancen und die der Gegner prüfen, ohne Überhebung, mit scharfer Selbstkritik und unter Ausschaltung jeder Phrase.

Wie sprechen deutsche Offiziere anders als deutsche Literaten! Sie beherzigen Kleists schönes Wort, das er seinem Helden in der Hermannschlacht sprechen läßt: „Warum soll sich der Mensch von seiner Not nicht munter unterhalten?" Ich habe während der Zeit, da ich in Belgien war von diesen Offizieren kein schmähendes Wort, aber auch kein verhimmelndes gehört. Sie sprechen von ihrem métier wie kluge Literaten oder Maler von dem ihren.

Wie Literaten oder Maler allerdings, die sich selbst ihres Wertes bewußt sind, von berühmten Kollegen zu sprechen pflegen, von ihrer Eigenart, ihrem Können, ihrem Reichtum an Mitteln, mit Anerkennung für das wirklich Besondere und ohne summarische Begeisterung, — genau so sachverständig abwägend, mit solcher Neigung zur Präzision urteilen unsere Offiziere.

Kurz: man fühlt sich wie auf einer Insel, die von der Flut verschont wurde. Kommt man dann zurück, so schlagen die Wasser wieder über einem zusammen, man hört animalisches Gebrüll, Schreie nach Repressalien, Friede auf Erden, zum Weltvolk hindurch, Haß, Rache, Gottes Mission in diesem Krieg; — — Noah hilf, laß mich in deine Arche!

DER UNFUG DER MORAL

Es gibt nichts Gewöhnlicheres, nichts Plebejischeres als den Gegner, weil er der Gegner ist, moralisch heruntersetzen zu wollen. Jeder Mensch hat das Recht seiner Sympathien und seiner Antipathien. Er darf lieben oder hassen, soviel er will, und jede echte Leidenschaft wird unsere Anerkennung finden. Nur wenn einer seine Instinkte moralisch zu legitimieren strebt, wird er selbstgerecht, kommt er zur Lüge, zur Heuchelei.

Nicht nur dieser, sondern jeder Krieg wird jenseits der Moral geführt. Ein so Ungeheueres, wie der Krieg, bedarf der sittlichen Rechtfertigung auch so wenig wie etwa ein Erdbeben oder eine Überschwemmung. Die schwesterliche, bei allen Kirchen beliebte Auslegung himmlischer Strafen hat schon der junge Kant leidenschaftlich bekämpft. Der Versuch der einzelnen Länder, ihren Kampf als den einzig gerechten hinzustellen, den der anderen als einen Raubzug wilder Tiere, wurzelt in dem Trieb des Menschen, sittlich, das heißt in der Meinung der Zuschauer einwandfrei dastehen zu wollen. Nun hat aber der Krieg uns alle in Schuld verstrickt,

muß uns — einmal begonnen — in Schuld verstricken, wir fehlen gegen die Gesetze der Moral, der Religion, der Menschlichkeit, können oft aus Not nicht anders, niemand also ist schuldlos, und selbst einen Augenblick gesetzt den Fall, nicht rohe Gewalt, keine Machtfragen entschieden über Krieg und Frieden, sondern Fragen der Gerechtigkeit, so müßten wir jetzt auch den scheinheiligen Mantel der Moral ablegen; denn infolge der Ohnmacht der gerechten, der geistigen Utopisten, der Internationalen, der Friedfertigen konnte dieser Krieg nicht verhindert werden.

Wir leben in einem christlichen Staat. „Liebet Eure Feinde", soll Jesus geäußert haben. Aber vielleicht hat er an diesen Krieg nicht gedacht, hat selbst er nicht voraussehen können, was den nach seiner Lehre lebenden Menschen um das Jahr 1914 beschieden sein würde. Gut denn: Haß! Wir haben lange genug geliebt, nun laßt uns endlich hassen. Haß ist ein anständiges, sauberes, ehrliches Gefühl. Fragwürdig wird er nur, wie alle Gefühle, wenn er seine Berechtigung nachzuweisen trachtet, wenn er mit „weil" und „wegen" operiert, wenn er sich selbst betont, wenn er sich plakatiert.

Es ist mit seinem Gegenpol nicht anders. Liebe läßt sich nicht erklären. Auch die Vaterlandsliebe nicht. Sie versteht sich für jeden Menschen von selbst. Nur redet unsereiner nicht gerne davon. Sei es, weil man das Aussprechen von Selbstverständlichkeiten nicht zu seiner Aufgabe gemacht hat, sei es, daß man glaubt, es ginge den andern wenig an, ob man seinen Vater liebt und ob man dieses Gefühl vor anderen oft und laut bestätigen will oder nicht. Aber sowie es Menschen gibt, die nicht von ihrem Gelde und auch nicht von ihrer „elegant oder diskret eingerichteten" Wohnung sprechen, Menschen, denen eine gewisse, selten gewordene Scham eignet, die den Nebenmenschen höchst ungern mit ihren persönlichen Angelegenheiten behelligen, — so gibt es auch Menschen, — wenn auch wenige —, die von ihrer Vaterlandsliebe nicht viel Aufhebens machen. Daß ich mein Land, meine Stadt, mein Haus, meine

Familie, meine Frau liebe, dieses natürlichste, selbstverständlichste, primitivste aller Gefühle soll ich hinausschreien, weil andere es tun? Ja, es gibt auch Menschen, die äußern plötzlich: heute habe ich „meinen Homer", „meinen göttlichen Dante" gelesen. Aber haben wir mit diesen irgend welche Gemeinschaft? Wenn einer nicht sein Land, oder seine Familie, oder sich selbst liebt, wenn er sich gar selbst haßt und diesem Haß Ausdruck zu geben vermag, so wird er etwas Besonderes zu sagen haben und uns vielleicht durch sein Anderssein interessieren.

Wenn einer bisher Europa als sein geistiges Vaterland empfand, so lehrt ihn dieser Krieg, daß dieses Vaterland augenblicklich zu existieren aufgehört oder vielmehr, daß es sich zur Selbstzerfleischung dem Bürgerkrieg hingegeben hat. Prüfen wir uns genau, so liebten wir nicht dieses alte Europa als unser Vaterland. Was wir liebten, war die platonische Idee dieses Europa, war etwas Ungreifbares, Übersinnliches und also auch durch tausend Kriege nicht Zerstörbares.

Die kleine Armee derer, auf die es in geistigen Fragen ankommt, wird — das ist gewiß — durch diesen Krieg nicht zusammenschmelzen. Manche, die ihr angehörten, sind allerdings mit dem Glauben an eine bessere Zukunft bereits gefallen. Sie haben gekämpft gegeneinander. Wie sie mußten. Wie es sie trieb: gegeneinander.

Aber ist dieses von Gott gewollte Schlachtopfer gebracht, kehren wir wieder zu friedlicherer Beschäftigung zurück, so wird unser alter Gott, der Gott des Geistes, auf kleistisch-homburgische Weise die Fanfare blasen lassen, dann wird er uns, Pionieren des Friedens, den Befehl zum Sturm geben. Wir harren seiner. Und in unserem Feuer sollen alle Angriffe geistfeindlicher Mächte zusammenbrechen.

KRIEG UND GESCHÄFT

Um der Fülle der Gesichte, der Fratzen, der Grimassen, die einem aus den Zeitungen entgegenstarren, zu entfliehen, empfiehlt es sich, zuweilen den Blick über jene elysäischen Felder schweifen zu lassen, die aufrichtig nur dem redlichen Gewinn gewidmet sind.

Wen der Inseratenteil der Zeitungen schon im Frieden mehr fesselte als der vordere Text mit Leitartikel und Feuilleton, wer wußte, daß er von Welt und Menschen meist mehr erfährt durch die Anzeigen hinten als durch die „lichtvollen" Ausführungen der Politiker und der Plauderer vorn, wer den ehrlichen Ausdruck der Not und der Freude, des Bedarfs und des Angebots, der Profitsucht und der Eitelkeit, die aus der Welt der Inserate zu uns sprachen, lieb gewann, verzichtete oft auf die Vorspeisen und hielt sich gleich an das Mittelstück und an das Ende. Das Lieblingskind jedes gewinnsüchtigen Gazettenbesitzers ist dieser hintere Teil. Um seinetwillen treibt er oder läßt er Politik treiben, um seinetwillen beschützt er die Wissenschaften und die schönen Künste. Er verhätschelt es sozusagen. Damit es ihm wohlergehe, umwirbt er die vornehmsten Schriftsteller, kein Name ist ihm zu teuer. Man soll sehen, in was für Kreise sein Kind dringt. Ein Blick auf dieses Goldkind, d. h. in den Annoncenteil, kann jetzt mehr denn je belehrend wirken. Nach wenigen mageren Wochen ist alles wieder in voller Blüte. Ja, nach der anfänglichen Dürre der Inseratenplantagen fließt jetzt wieder Milch und Honig in deutschen Landen. Ganz neue Industrien haben sich aufgetan. Nie geahnte Geschäfte werden Wirklichkeit. Der Krieg hat auch die Inserenten großzügiger werden lassen. Manchem von uns schwand der Sinn des Lebens; vielen unserer Mitbürger scheint er erst durch den Krieg gekommen. Sie rackern sich ab und machen alles „sofort greifbar". Man liest: Kaufe jeden Posten Krücken (feststehend und verstellbar), 60000 nackte Militärschafpelze, Goulasch Ia jedes Quantum, 50000000

Zigarren. Sie machen Geschäfte mit Feldkochkisten, Zeltbahnen, Speck, holländischem Dörrgemüse, Streichhölzern, Spirituskochern, patriotischem Wandschmuck, Militärsocken, Kakaowürfeln, Leibbinden, geräucherten Rücken und Bäuchen — alles sofort greifbar ..
... O Noah, öffne Deine Arche ...

Aber all das muß wohl so sein. Woher sollten unsere tapferen Krieger draußen alles so schnell und gut bekommen, wenn sich nicht der Zwischenhandel ihrer angenommen hätte?

Zwar hört man manchmal von dunklen Geschäften, von vereinzelten Kriegswucherern, die — während alle sich einschränken und ihre Bedürfnisse herunterschrauben müssen — binnen weniger Wochen zu vielfachen Millionären werden. Auf mehr oder weniger legalem Wege. Jedenfalls nicht greifbar. Aber das sind ganz gewiß nur Ausnahmen, die auf eine etwas skrupellose Art ihre Schäflein ins Trockene bringen. Andernfalls müßten die verantwortlichen Leiter der Finanzministerien sofort darüber nachsinnen, wie der ungeheuerlichen Verschiebung des Nationalvermögens am wirksamsten zu begegnen wäre: etwa durch eine unverzüglich einzubringende Vermögenszuwachssteuer, die 20 oder 30% von dem Gewinn der Kriegslieferanten dem Staate eintragen müßte. Auf daß er reiche Mittel in die Hand bekomme, um in Not geratene Familien von allzuschwerer Steuerlast zu befreien und den hinterbliebenen Witwen und Waisen von Kriegern einen weniger kärglichen Zuschuß zu gewähren. So begrenzt ertrüge man schließlich die Vermischung von Krieg und Geschäft und so gerecht verteilt könnte man gar von einem Segen der Kriegsindustrie sprechen, der um so schöner wäre, je überraschender er käme.

DER NEUE GEIST

Auf dem Theater: Kotzebue — Benedix — Moser — Blumenthal. Selbst wenn sich die deutschen Kleinstädter mit denen vom Hochsattel, mit Reif-Reiflingen, dem weißen Rößl und allen ihren zärtlichen Verwandten zusammentäten, so weiß ich nicht, ob einer kühn genug wäre, dies den neuen Geist zu nennen. Die Theaterleiter behaupten jedoch, daß sie diese Autoren spielen müssen, sonst gingen sie in Konkurs. Ernstere moderne Dichter vertrüge das Publikum gegenwärtig nicht. Ein berühmter Kritiker springt ihnen bei. Julius Hart erklärt im Tag, er könne zwischen Kotzebue und Strindberg nicht mehr unterscheiden. Seine Sache. Wir werden es späterhin noch können.

In der Literatur: Obenauf sind Haßgesänge, eiserne Jahre oder eiserne Zithern. Es braucht nur einer „Gott strafe England" zu rufen und vierstrophig abzuhandeln, so avanciert er für geistig Minderbemittelte zum Sprecher unserer Zeit. Das darf uns angesichts des Umsturzes aller Werte nicht wundern. Weshalb sollten in dieser Sintflut gerade die ästhetischen Begriffe, die wir bisher mit einem Kunstwerk verbanden, unverwirrt geblieben sein? Früher wußten wir, daß des wahren Dichters Sache vor allem Distanzgefühl, Zurückhaltung, Scham wäre, die er überwinden mußte, um zur Objektivierung seines Erlebnisses zu kommen.

Jetzt jedoch hat jeder unserer Barden sein Erlebnis, aber kaum etwas zu überwinden; sie singen wie der Leitartikel singt; sie kommentieren die gangbarsten Gefühle, die in der Brust eines jeden Bürgers unausgesprochen echt und ehrlich sein können, sie schmücken sie aus und übertreiben sie. Sollte dieser Krieg auf literarischem Gebiet die Vierschrötigen unter unseren Dichtern noch vierschrötiger und noch beliebter gemacht haben, so werden wir wahrlich nach dem Friedensschluß nicht geringe Arbeit vorfinden. Jetzt

jedoch sind wir selbst mit den Herren Lissauer, Rudolf Herzog und Walther Bloem ein einig Volk von Brüdern.

Wenn wir aber weder auf dem Theater noch in der Literatur den neuen Geist zu erkennen vermögen, wo dürfen wir hoffen, ihn zu finden? Auf den Hochschulen? Hat man diesen unwahrscheinlich plumpen Aufruf der neunundneunzig Professoren gelesen? Hat man die Äußerungen des zweihundertjährigen Mummelgreises Lasson gewürdigt? Als ich im ersten Semester an der Berliner Universität Philosophie studierte, wurde das Barackenauditorium, wo er sein Kolleg las, von den Studenten schon damals als Lachkabinett aufgesucht. Jetzt nimmt man ihn ernst. Englische, französische, italienische Zeitungen drucken sein gegen Holland gerichtetes seniles Geschwätz ab mit dem Vermerk, dies sei die Stimmung der Geistigen in Deutschland: wir planten, es mit Holland gerade so wie mit Belgien zu machen.

Was für einen Schaden diese Geheimräte und Professoren mit ihrer „Aufklärungsarbeit" angerichtet haben, ist kaum abzuschätzen; aber jeder Brief aus der Schweiz, aus Italien, aus Amerika fleht: „verschont uns; wir kennen Euere Historiker und Philosophen! Zur Bildung unseres Urteils brauchen wir deren Weisheiten nicht. Ihre Unfähigkeit, sich in die Seele eines gerecht denkenden Neutralen zu versetzen, befremdet hier nur und stößt ab."

Wenn aber der neue Geist weder bei unseren Gelehrten, noch auf dem Theater, noch in der Literatur sichtbar wurde, wo endlich dürfen wir hoffen, ihm zu begegnen?

Denn: Wir glauben an den neuen Geist. Wir werden ihn bei Menschen finden, die — angesichts des Ungeheuerlichen — still geblieben sind, die für ihren Schmerz oder für ihren Stolz nicht gleich das Wort fanden, und die sich jetzt durchzuringen streben zu ihrem alten Gott, zu ihrer alten Erkenntnis. Unter diesen Menschen werden viele gebildete Frauen sein, vor allem aber: selbstdenkende Arbeiter, Beamte, Offiziere, Kaufleute, ja sogar

einige Künstler und Gelehrte. Vor allem aber werden wir den neuen Geist finden bei den aus dem Felde Heimkehrenden, deren Erlebnisse sich zu Fiebervisionen verdichtet haben, die dem Gemetzel und dem Blutbad entronnen sind, die tapfer ihren Nerven getrotzt haben. Sie sind unsere Hoffnung.

Das Streben dieser Menschen geht nicht darauf aus, selbstverständliche Gefühle zu pathetisieren, nationale Fragen nur dann für wertvoll zu halten, wenn wir sie zu unseren Gunsten lösen können; sie halten entweder jeden oder gar keinen Patriotismus für berechtigt. Sie treiben keine Selbstvergötterung und sind sich ihres Wertes wohl bewußt.

Mit diesen Menschen des neuen Geistes, die sachlich und gerecht sein wollen, ohne dadurch im mindesten ihre Aktivität zu lähmen, mit diesen Menschen wollen wir — wenn wieder Friede ist — die Vorzüge und Schwächen unseres Volkes gleich denen anderer Völker erkennen, verstehen, werten. Wir wollen, da uns ein Volk wie ein einzelner Mensch durch seine Schwächen keineswegs minderwertig erscheint, einer Annäherung, einer Vereinigung der Völker vorarbeiten. Diesem Krieg, seinen Voraussetzungen und seinen Folgen zum Trotz. Wir haben diesen Krieg nicht verschuldet, der Deutsche Kaiser und der Kanzler haben es versichert, man hat uns das Schwert in die Hand gezwungen. Man hat uns nicht gefragt. Und viele von uns armen, ohnmächtigen Zuschauern sind auf die Bühne gesprungen, haben bereits mitgespielt und sind auf dem Felde der Ehre gefallen.

Die klügste Frau der Romantik, Caroline Schlegel, schreibt einmal in einem Brief an einen guten Freund: „Wir sind stolze Bettler, und ich kenne noch einige von der Art, lassen Sie uns lieber einmal eine Bande zusammen machen, einen geheimen Orden, der die Ordnung der Dinge umkehrt, und wie die Illuminaten die Klugen an die Stelle der Toren setzen wollten, so möchten denn die Reichen abtreten und die Armen die Welt regieren."

Sind wir die Armen? Ja und nein. Fragen wir zunächst: Wer sind die Reichen, die Mächtigen? Es sind die, denen wir diesen Krieg zu danken haben. Zehn oder zwanzig an der Spitze der Staatsgeschäfte Europas stehende Machthaber, Abenteurer, Advokaten, Beamte.

Und sie und ihr Troß sind es, den die Menschen des neuen Geistes zu bekämpfen haben werden. Sie bestimmen unser Wirtschaftsleben. Und dadurch unsere Politik. Und wir, Arme, schauen zu? Sind untätig? Und wenn ein Krieg kommt, so ist es Gottes Wille?

Wir aber, die wir an keinen so gearteten Gott glauben, — wir wissen, daß nur Gottes Neutralität über jeden Zweifel erhaben ist; wir lesen, daß der Zar seinem Gotte dankt und daß die in Antwerpen Eingeschlossenen um Rettung ihren Herrgott anflehen, während draußen die tapferen deutschen Krieger im Namen ihres Gottes siebenhundert Zentner schwere Geschosse aus ihren 42 cm-Geschützen fünfzehn Kilometer durch die Luft feuern. In deutschen, englischen, französischen, ungarischen, serbischen, russischen Kirchen knien jetzt Millionen frommer Menschen und beten zu ihrem Gott. Ein millionenstimmiges internationales Halleluja. „Friede auf Erden" hat er ihnen verkündet. Und hinzugefügt: „Liebet Eure Feinde".

Wie lösen wir — jeder für sich — diese Widersprüche? Wie befreit sich der Mensch aus dieser Wirrnis der Begriffe, der Forderungen Gottes und denen des Staates? Wird der neue Geist es vermögen? Oder werden diese Gegensätze bestehen bleiben? Ist es unmöglich, diesen Knäuel knotenlos aufzulösen?

Wird der neue Geist die Schande, goethisches Weltbürgertum für ein Ideal zu halten, ruhigen Blutes auf sich nehmen, wird er deswegen Verleumdungen und Schmähungen niedrigster Art als selbstverständlich einstecken? Er wird es. Denn er glaubt an das deutsche Volk. Es wird selbst aus diesem verheerenden Krieg

gestärkt hervorgehen. Ein Volk, das so viel gearbeitet, so viel geleistet hat, ein Volk, das wir nicht seiner äußeren Macht, das wir seines Geistes wegen, das wir um der großen Menschen willen, die es hervorbrachte, das wir um Mozarts, Goethes, Beethovens, Kleists willen lieben, ein solches Volk wird nicht untergehen, kann auch selbst von übermächtigeren Feinden als die gegenwärtige Koalition darstellt, nicht zugrunde gerichtet werden. (Keinem England wird es je gelingen, unsere Kräfte zu unterbinden oder gar Deutschlands Lebenskern und Energien zu zerstören; so wenig allerdings wie wir das großbritannische Reich ruinieren werden. Daß diese Absichten in irgendeinem deutschen oder englischen Gehirn bestanden haben, das ernst genommen zu werden verdient, ist nicht erwiesen.)

Das deutsche Volk wird seine Kraft nicht sinken sehen, es wird — im Gegenteil — so hoffen wir, aus diesem Krieg die Lehren ziehen, deren es zu einer politischen Entwicklung und Vervollkommnung bedurfte. Um den Gefahren der kapitalistischen Wirtschaftsordnung entgegentreten zu können, waren die verantwortlichen Behörden schon jetzt gezwungen, sich sozialistischen Grundsätzen zu nähern. Dem durch das bürgerliche Recht festbarrikadierten Begriff des Eigentums haben bereits Bundesratsverordnungen einige 42 cm-Geschosse in den feisten Leib gerannt. Das bedenklich erweiterte Enteignungsrecht und die Anordnung von Höchstpreisen für Getreide, Kartoffeln, Metalle, die Verordnung über das Zwangsverfahren, alle diese ausgezeichneten kriegssozialistischen Maßnahmen sind die ersten Früchte des neuen Geistes.

Das deutsche Volk wird die sozialen und die geistigen Mißstände immer mehr auszuschalten streben, es wird sein Ehrgeiz sein, die mannigfachen Ungerechtigkeiten auszumerzen, die Tradition, Schwerfälligkeit und Paragraphenschematismus verursachen, und die Tüchtigsten und Begabtesten auf jedem Gebiet, unbehindert durch konventionelle Schranken, hochkommen zu lassen, um so dem

Bau des neuen Europa das am besten fundierte Mittelschiff zu werden, d. h.: ein freier Rechtsstaat, dessen hohe Kultur hinter seiner Menschlichkeit nicht zurückbleibt.

Um zu diesem weiten Ziel zu gelangen, wird es notwendig sein, daß zur Mitwirkung an den Arbeiten und den Geschäften des Staates Männer herangezogen werden, die kraft ihres Geistes, ihrer Einsicht und ihrer Kenntnisse den Aufstieg, den wir ersehnen, zu leiten imstande sind. Sollten jedoch die wichtigsten Ämter denselben Mitgliedern einer kleinen Kaste traditionsgemäß vorbehalten bleiben, die eine für uns keineswegs beneidenswerte Konstellation mindestens zugelassen haben, sollten also nicht ganz neue, mit dem geistigen und wirtschaftlichen Leben des Volkes vertraute Köpfe in dem an tüchtigen Männern wahrlich nicht armen Deutschland, zu finden sein, so wäre unseren Hoffnungen ein früher Tod bestimmt.

Gelingt jedoch den verantwortlichen Ratgebern eine Neuordnung an Haupt und Gliedern, so kann das neue Deutschland der mächtigste Hort des europäischen Friedens werden. Gestützt auf klug geschlossene Verträge mit anderen Staaten, wird es künftig jeden kriegslüsternen Feind zur Raison bringen können.

Wenn jedoch in diesem Krieg nicht als letzter Sinn die Vereinigung der mächtigsten Staaten Europas läge und wenn diese Vereinigung nicht zur Folge hätte, niemals wieder einen Krieg in Europa zuzulassen, wenn die Kulturnationen dieses Resultat sich nicht gegenseitig voneinander abzwängen, so wäre die Welt, die alles dies anzustreben behauptet, so gemein, so scheinheilig, so wahnsinnig, so von Lüge und Heuchelei durchhöhlt, daß nur noch Kriegswucherer ausrufen dürften, es sei eine Lust zu leben!

27. 12. 1914.

KANT UND DER KRIEG

VON KARL VORLÄNDER

Von zwei entgegengesetzten Seiten ist Immanuel Kant als Eideshelfer in Sachen des Weltkrieges angerufen worden. Von deutscher und deutschfreundlicher Seite als der Verkünder des kategorischen Imperativs der Pflicht, der den deutschen Soldaten von Anfang an in das Feld begleitet habe und ihn auch weiter zu den größten Opfern und Heldentaten für das Vaterland antreibe. Von angloamerikanischer Seite, und dem Sinne nach auch von englischen und französischen Intellektuellen — wir vermögen im Augenblick nicht festzustellen, ob sie auch Kants Namen gebraucht haben —, als Vertreter des alten, gerechten, idealen Deutschlands gegenüber dem neuen, das, den Spuren Treitschkes und Nietzsches folgend, statt des Rechtes die Macht auf den Thron gehoben habe. Wer hat recht?

Daß Kants Ideal der „ewige Friede" ist, genauer: daß ihm ein auf festen staats- und völkerrechtlichen Grundlagen ruhender Friedensbund aller Kulturvölker als zu erstrebendes Endziel gilt, ist weltbekannt. Er, der das Pathos und die großen Worte nicht liebt, hat sich nicht gescheut, den Krieg als „diese Geißel des menschlichen Geschlechts", als den „Zerstörer alles Guten", den „Quell alles Übel", das „größte Hindernis des Moralischen" zu bezeichnen. Und auch mit dem Spott des gesunden Menschenverstandes seine Unvernunft zu beleuchten, indem er das Gleichnis Humes anführt: „Wenn ich jetzt die Nationen im Kriege gegeneinander begriffen sehe, so ist es, als ob ich zwei besoffene Kerle sähe, die sich in einem Porzellanladen mit Prügeln herumschlagen. Denn nicht genug, daß sie an den Beulen, die sie sich wechselseitig geben, lange zu heilen haben, so müssen sie hinterher noch allen den Schaden

bezahlen, den sie anrichteten". Aber nicht von dieser bekannten Tatsache wollen wir heute reden, sondern von der anderen, uns in diesem Augenblick näher interessierenden: Wie stellt sich Kant, der seine Friedensgedanken in einer von Krieg erfüllten Zeit schrieb (wenn auch sein engeres preußisches Vaterland soeben mit der neuen Republik im Westen Frieden geschlossen hatte), zu einem bereits ausgebrochenen Kriege?

Dagegen, daß man solche plötzlich über die Menschheit hereinbrechenden großen Unglücksfälle irgendwie als Strafe des Himmels aufzufassen habe, hat bei Gelegenheit des Erdbebens von Lissabon schon der Dreißigjährige, trotz seiner gottesgläubigen Gesinnung, protestiert. Und ebensowenig würde die heute oft zu hörende Behauptung, daß der Krieg schlechtweg „läuternd" auf die Menschheit wirke, der Mann zugeben, welcher vom Kriege meint, daß er „mehr böse Menschen macht, als er deren wegnimmt". Dennoch ist er keineswegs blind gegen die Tatsache, daß „selbst" der Krieg „etwas Erhabenes an sich hat", wenn er — „mit Ordnung und Heiligachtung der bürgerlichen Rechte geführt wird". Während ein langer Friede „den bloßen Handelsgeist, mit ihm aber den niedrigen Eigennutz, Feigheit und Weichlichkeit herrschend zu machen" pflege, mache ein solcher, gerecht geführter Krieg „die Denkungsart des Volkes, welches ihn auf diese Art führt, nur um desto erhabener, je mehreren Gefahren es ausgesetzt war und sich mutig darunter hat behaupten können" (Kritik der Urteilskraft, 1790). Indes wie wenig dieser Umstand unseren Philosophen zum Lobredner des Krieges macht, zeigt eine drei Jahre später niedergeschriebene Stelle, die denselben Gedanken weiter spinnt. Gewiß: „daß der Mensch etwas haben und sich zum Zweck machen könne, was er noch höher schätzt als sein Leben (die Ehre), wobei er allem Eigennutz entsagt, beweist eine gewisse Erhabenheit in seiner Anlage". Aber man sehe doch an der „Behaglichkeit", mit der die Sieger ihre „Großtaten" des „Zusammenhauens, Niederstoßens ohne

Verschonen und dergl." priesen, daß „bloß ihre Überlegenheit und die Zerstörung, welche sie bewirken konnten . . das sei, worauf sie sich eigentlich etwas zugute tun". So sei Kriegstapferkeit, die man so sehr bewundere, im Grunde doch nur die höchste Tugend der — „Wilden"! (Religion innerhalb d. Grenzen usw. 1793.)

Aber freilich, Kant schrieb diese Zeilen zur Zeit der Söldnerheere und im Hinblick auf denjenigen „Stand", bei dem Kriegstapferkeit „das einzige Verdienst ist". Wie er über den Krieg eines Volkes für seine von ihm als gerecht empfundene Sache dachte, können wir aus einer weniger bekannten Stelle seiner letzten Schrift, des „Streits der Fakultäten" (1798), schließen: „Selbst der Ehrbegriff des alten kriegerischen Adels, ein Analogon des Enthusiasmus, verschwand vor den Waffen derer, welche das Recht des Volkes, wozu sie gehörten, ins Auge gefaßt hatten und sich als Beschützer desselben dachten". Gewiß ist diese Stelle zugunsten der Revolutionsheere gegen den „Militarismus" der koalierten Gegner geschrieben; aber wir dürfen sie auf uns selber übertragen, so lange wir für die Aufrechterhaltung unserer heiligsten Güter, unserer Kultur, unserer Selbständigkeit und unserer Freiheit kämpfen. Jener rein militärische Ehrbegriff war eben nur ein „Analogon" des Enthusiasmus, und „durch Geldbelohnungen" konnten die Gegner nicht zu „dem Eifer und der Seelengröße" der „Revolutionierenden" gespannt werden; während „wahrer Enthusiasmus nur immer aufs Idealische und zwar rein Moralische geht."

Damit ist zugleich die Antwort auf unsere Anfangsfrage gegeben. Wohl weiß nur ein kleiner Teil unserer Feldgrauen mit dem kategorischen Imperativ des Königsberger Philosophen Bescheid. Aber sie sind deshalb willig, ja freudig in den Krieg gezogen und harren trotz aller Strapazen und allen Leides mutig darin aus, weil sie vom Rechte ihres Volkes überzeugt, weil sie von jenem wahren Enthusiasmus beseelt sind, der „immer nur aufs rein

Moralische geht." Diesen wahren Enthusiasmus aber kann der Standpunkt der Macht bloß um der Macht willen, wie ihn in dieser Weise übrigens weder Treitschke noch Nietzsche gepredigt haben, nicht erwecken und vor allem nicht erhalten. Nach unserer Überzeugung ist bisher auch nur ein Teil unserer „Intellektuellen", keineswegs der Kern des Volkes davon erfaßt. Und wehe dem, wenn es anders wäre! Dann ginge uns der beste Teil unserer Kraft verloren, die Kraft der freiwilligen Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, die der kategorische Imperativ Kants lehrt, die Kraft, die wahrhaft Siege schafft und nie und unter keinen Umständen verzagen läßt.

Und wir wollen den Krieg auch würdig eines Volkes führen, das einen Kant hervorgebracht, nicht als einen „Straf-, Ausrottungs- oder Unterjochungskrieg", nicht mit „heimtückischen" Mitteln, wie Meuchelmord, Plünderung u. dergl., selbst einem ungerechten, die Verträge verletzenden Feinde gegenüber, sondern nach Grundsätzen, welche die Wiederkehr eines zukünftigen Rechtszustandes möglich machen (Kant, Rechtslehre 556—61). Und endlich — das gilt vor allem für uns Daheimgebliebene — nicht mit den Haßgefühlen kreischender Hysteriker, wie manche Zeitungsschreiber und Kriegs„poeten", ja auch Gelehrte auch bei uns ihn predigen, sondern mit dem Haß gegen alles Gemeine und Niedrige, wo immer es uns entgegentritt; zwar mit der ruhigen und festen Entschlossenheit, die Welt von Feinden, die uns umdräut, niederzuringen, aber mit der Achtung des ehrlichen Gegners: stolz, mannhaft, ritterlich.

Das ist es, was uns Kant in dieser Schicksalsstunde unseres Volkes lehren kann.

ERINNERUNG AN EINEN TOTEN
VON WILHELM HAUSENSTEIN

Mein Leben ist auf Krieg gestellt:
Rot stand der Mars am Himmelszelt
Am Tag, da ich geboren.
Die Sonne hilft, der Widder treibt,
Frau Venus läßt nicht unbeweibt,
So bin ich nie verloren.

Heymel: Mein Horoskop.

In den Tagen, in denen man den Leuten des angeblich deutschen Protests gegen angeblich gallomanische Kunst kräftige Antworten schrieb, lernte ich Alfred Walter Heymel kennen. Er sagte das Schlußwort zu dem Gegenprotest. Er war von leidenschaftlicher Liebe zur französischen Kunst erfüllt und haßte die anmaßende Subalterne, die in redlicher Naivität, gleich ahnungslos in nationalen wie in künstlerischen Fragen, das Deutsche einfordert, um der Dürftigkeit ihrer künstlerischen Instinkte ein Ansehen zu geben. Derselbe Mann war deutsch in fast primitivem Sinn. Als er in den Krieg gegen Frankreich zog, da war sein deutsches Gefühl ein ganz unkomplizierter Antrieb. Es war ganz einfach so: er stieg auf sein Pferd und legte seine Hand um den Säbelgriff nicht mit dem selbstgefälligen Gedanken, eine kühne und kostspielige Paradoxie zu begehen, sondern mit der innigen Einfalt des rechten Soldaten, als lebte er im sechzehnten Jahrhundert. Er zog gegen ein Land, in dem er vielleicht die feinsten Schauer des Genusses erlebt hatte. Aber als der Oldenburger Dragoner den Helm auf dem Kopf und den Gaul zwischen den Schenkeln fühlte, da war alles unproblematisch: nur in Sekunden ward ihm noch das Rätselhafte und Widerspruchsvolle der Situation bewußt.

Nun galt es Deutschland und den Kampf. So erwarb er das Eiserne Kreuz. Er, der in die Subtilitäten eines Toulouse-Lautrec hineingesehen hatte, war nun aller raffinierten Überlegung verschlossen. Der Deutsche und der Offizier bedurfte nun nicht der leisesten Rechtfertigung vor sich selber, wiewohl der Mensch und der Dichter in allen internationalen Relativitäten der Zeit zu Hause war. Was er nun tat, war ungebrochene Selbstverständlichkeit. Es war von Pathos frei — zum wenigsten von geräuschvollem. Es war insofern sehr modern. Man findet dies Wesen im letzten Zeugnis seines Dichtens: in jener Erzählung seiner Kriegserlebnisse, die im Kriegsalmanach des Inselverlags veröffentlicht wurde und die zu den kultiviertesten Kriegsberichten der Zeit gehört.

Als ich Heymels weißes und flachgestrecktes Haus, das ihm Schröder im Stil eines bremischen Empire nahe der Isar in den Herzogspark gebaut hatte, zum erstenmal durch jenen breiten Eingang betreten hatte, der wie bei alten Schlössern, die Neugier der Straße ausschließend, rückwärts lag, da erschien mir der Bewohner anders, als ich ihn zu finden dachte. Ich hatte ihn mir — um es nur zu gestehen — dünner vorgestellt: minder vital, mehr im Anklang an englische Dandys, vielleicht an Beardsley, wenn auch undämonischer als diesen. Der Mann, der mir mit maskenhaft gleichmütigem Gesicht und doch mit Heftigkeit entgegenkam, schien mir ein Mitteltypus zwischen Amerikaner und Junker. Der erste Eindruck war mehr physisch als geistig.

Das Gespräch begann unmittelbar und entsprach der Erscheinung. Sein Gespräch war fast körperlich eindringend. Hätte er Krankhaftes gehabt, das der verstimmten Ungeduld des unaufhörlich suchenden Genießers gleichwohl fehlte, so könnte man sagen, sein Sprechen sei konvulsivisch gewesen. Er war brüsk im Gedanken und im Ton und zuckte mitunter zurück, um sich dann in eine merkwürdige Empfindsamkeit aufzulösen. Sicher war in seinem

Sprechen wie in seinem Aussehen bewußter Stil, um nicht zu sagen Regie. Aber weil Substanz da war, überzeugte beides, auch in absichtlichen Steigerungen. Seine laute, beinahe kommandierende Debattierstimme, die manchmal von der natürlichen Dunkelheit des Organs nicht mehr zusammengehalten wurde, die gymnastische Spannung seiner vordringenden Bewegung, sein satt glänzender und straffer schwarzer Scheitel, seine dunkle Hautfarbe, die von fern an kreolisches Blut zu erinnern schien, seine Größe und seine gutgemessene Breite waren immer eine sinnlich zwingende Tatsache. Sein Gespräch war es auch, selbst wenn es nichts sagte.

Seine Debatte war vorurteilslos. Diese Vorurteilslosigkeit hatte zuweilen etwas Gewalttätiges oder Selbstisches. Aber eben darin, daß sie persönliche wie gesellschaftliche Begrenzung zu sprengen suchte, war sie geistig, ja körperlich echt. Wir hatten ziemlich einerlei Meinung über Kunst. Weil es hier nichts Kontrastierendes zu sagen gab, fing er dringend an, von Politik und Sozialismus zu sprechen. Er sagte einige tolle Unebenheiten über den Sozialismus, denn er wußte nicht viel davon: aber er hatte seine Art, an ihn zu glauben, ja sich mit augenblicklichem Impuls für ihn zu begeistern, und diese Art war nicht schlecht, denn sie war ganz menschlich bis hin zu einer leiblichen Sympathie für die Sache.

Er liebte leidenschaftlich das Bewegte. Deshalb imponierte ihm die Arbeiterbewegung. Sie imponierte ihm als kontrastierender Instinkt, als Rhythmus, als Rasse, als Fleisch, als geistiger Hunger, als revoltierendes Naturell. Sie imponierte ihm als unverwüstlicher Idealismus des menschlichen Organismus im Leiblichen wie im Moralischen. Sie zog ihn an, weil er selber einen starken Naturgrund besaß, auf dessen Boden eine fast plebejische Fülle des Lebens zu treiben schien. Dies Plebejische, das ich zu sehen meinte, schien mir gut. Es gab dem gepflegten Flaneur, als den sich Heymel mit der Selbstironie und der Selbstbewunderung Baudelaires empfand, ein Element der Unberechenbarkeit, das ein Chaos kräftiger

Triebe ahnen ließ. Man sah mit ursprünglicher Lust am Menschen, daß die Facetten, deren sich der reiche und verwöhnte Mann mit Natürlichkeit bediente, um sich vielfach zu reflektieren, die Animalität seines Wesens nicht geglättet hatten. Weil er das Bewegte liebte, wurde seine Hilfe von Freund zu Freund eine fast körperliche Überhäufung mit Diensten. Ich arbeitete an einem Buch. Mit einer erschreckenden Plötzlichkeit, überfallgleich, drangen mir Bücher und Blätter ins Zimmer. Heymel bat mich, in seine Bibliothek zu kommen. Von zehn Uhr abends bis zwei Uhr früh riß er eine seiner köstlichen Mappen nach der andern sanguinisch aus den Schränken und die Blätter aus den Mappen, um mit mir auszusuchen, was mir förderlich sein konnte. Das Zimmer ward eine Ruine. Dann ging eine Diskussion an. Sie war unerbittlich, Parforce, ein wenig monologisch. Nicht immer wurde etwas gesagt. Aber immer war ein begehrender Organismus von Gedanken und Empfindungen in Schwung, der mich in Erstaunen setzte wie die zähe, elastische und flüchtige Rasse eines Reiters.

Ich habe nie einen Menschen gekannt, von dem ich mir so ohne Widerwillen Verse vorlesen ließ wie von Heymel. Das geschah, weil diese Verse immer auf der Linie der Debatte oder des einfachen Zusammenseins lagen und, fern von Spreizung, sich nicht scheuten, an der Bedeutungslosigkeit mancher Stunde teilzunehmen. Sie waren in der Flut und in der Ebbe des Augenblicks entstanden und wurden so gegeben. Sie waren kleine Gastgeschenke. Das beschränkte wohl ihre Bedeutung fürs Allgemeine, aber es steigerte den Reichtum und die unmittelbare Herzlichkeit ihrer menschlichen Beziehung. Ich glaube nicht, daß Heymel sich je für einen großen Dichter hielt. Seine Verse machten nicht den Anspruch auf eine Kategorie. Sie machten nicht den Anspruch, Werk zu sein. Sie waren Reflexe seiner Tage und Nächte, Ornamente seines Daseins, Rocaillestukkatur an den hellen Wänden seines Lebens. Dies Leben selber strebte nicht das Außergewöhnliche

und Ungeheure an, so sehr es ritterlich auf Abenteuer gestimmt war, sondern mit allem Ausschweifenden, zu dem es hinschwang, einfach eine gewisse Vollkommenheit auf der Reise eines unbanausischen, das heißt von der Mühsal des Gewerbs unbeschwerten Lebens. So wurden seine Verse einigermaßen anakreontisch. Aber so flochten sie sich auch um die Windungen tiefgefühlten Mißvergnügens und quälender Schmerzen. Wahrhaftig: die aus dem Hochmut des gerechten Künstlers oder mit der Tugend der Entbehrung in Heymel einen Snob gewittert haben, irrten grob. Der eigentlichste Instinkt seiner Verse und seines Lebens war das gerade Gegenteil.

Man kann sagen, er sei nicht unbedingt wählerisch gewesen. Seine Verse enthalten Nachlässiges und Unbedeutendes in Form wie Sache. Aber wenn er sich im Aussprechen zu erheben suchte, hat er nie Flaues hinwegstilisiert. Er hat sich in der Logik seines Naturells und seiner Tage bewegt, auch wo sie unzulänglich erschien. Er maß sein Leben aus. Dies lohnte: denn seine irdischen Instinkte und die Glücksgaben waren voll. Wo beide ihn nicht nährten, da drängte er so sehr über sie hinweg, daß ihm Religiöses zum echten Bedürfnis wurde, auch wenn er die Bequemlichkeit oder die Bescheidenheit hatte, Religiöses nur konservativ-konventionell anzudeuten. Er hatte — seine letzten Monate vielleicht ausgenommen, von denen ich nichts weiß — die letzte Klärung und die endgültige Feinheit nicht gefunden. Auch dies war ihm bewußt. Aber niemals hat er im Gedicht mehr gelten wollen, als ihm zu sein natürlich war. In einem seiner Gedichtebücher, die er mir gab, lese ich wieder die Widmung: „Ein Schelm gibt mehr als er hat." Die Widmung war ohne Hintergedanken gemeint, wie sie dasteht. Das Dichten war ihm nicht gewichtig. Es war, auch wenn er darin litt, ein Stück vom geistigen Komfort seines Lebens. Das ist, so wie es hier steht übertrieben. Aber es ist sicher wahr, daß ihm der Vers so sehr

der unmittelbare Ausdruck großen und kleinen Lebens war, wie ihm die Dinge des täglichen Seins und Tuns Angelegenheiten eines gespornten Formbedürfnisses waren.

Von einem Menschen, dessen Leben sanguinische Unruhe war und der noch in seinen feierlichsten Dichterstunden am liebsten um Marlowe kreiste, konnte man nicht Gleichmaß fordern. Aber er selber suchte dies Maß dennoch mit sehnendem Herzen. Als ich ihn zum letztenmal sah, war eine eiskalte Vollmondnacht im Spätherbst. Wir hatten bis morgens vier Uhr über Gott und die Welt geredet und dabei mehr Wisky getrunken und mehr Zigaretten geraucht, als für die Würde der Gegenstände ziemlich war. Einiges ward erkannt. Als ich mich an der Bogenhausener Brücke von Heymel trennte, sagte er mit unvermittelter Sentimentalität, indem er einen Augenblick über das blanke und gerade Wasser hinabsah: „Und Feuerbach war doch ein großer Künstler". Es war das letzte Wort, das ich von ihm hörte. Eine Sekunde schien es Blague. Heute vollends nehme ich es symbolisch. Es war in einem Moment gesagt, in dem der Mensch zum Vorschein kommt: in dem er objektiv, das heißt wider Wissen er selber ist. Bald darauf reiste Heymel in Afrika herum. Ich weiß nicht, ob von fernher Exotisches in ihm war. Er schweifte immer weit hinaus. Eine Zeit lang war es dem Heftigen, Jähen zur fixen Idee geworden, es gebe keine wichtigere politische Frage als die kommende Emanzipation der Neger und ihren Einbruch in die europäische Kultur. Sein Leben war zentrifugal. In diesem zentrifugalen Wesen war es konzentriert. So kam es zu Leistungen. Die peruanische Sammlung in München, die seinen Namen überdauern wird, ist mehr als das Werk eines beliebigen Amateurs. Heymel konzentrierte sich im Exzentrischen, wie sein geliebter Lautrec sich in der Welt der Manège, des Rennplatzes, der Bar, der Tanzpaläste konzentrierte: so ernsthaft, daß ihm Exzentrisches der natürliche Mittelpunkt war. Zugleich liebte er das matte und antikische

München. Zugleich haßte er es wieder, weil es ereignislos ist, liebte er Berlin, weil es ihm die amerikanischste der Städte zu sein schien: amerikanischer als New York. Das ungeheure Arbeitstempo dieser Stadt, ja das Wahllose, Ordinäre an ihr erregte ihn zu Zeiten stärker als der Lavendelklassizismus der Ludwigstraße, die er mit Andacht beschritt.

Man mißbilligte wohl das Gelegentliche seines Tuns und Treibens. Aber dies Gelegentliche war immerhin so systematisch wie sein in keinem Sinn arm angelegtes Leben. Es ist nicht nötig, davon zu reden, daß dies Gelegentliche ein Institut der nationalen Bildung wie den Inselverlag ins Leben rief. Dies Gelegentliche wäre auch dann etwas gewesen, wenn es sich auf ein rein egoistisches Dasein begrenzt hätte. Ich glaube, die Schranken seines Lebens gesehen zu haben. Aber innerhalb dieser Schranken war alles, was vorfiel, irgendwie nachdrücklich, selbst wenn es oberflächlich erschien. Heymel war kein Seigneur. Dafür fehlte ihm das Gelassene und Ausschließliche. Dafür war er zu amerikanisch. Aber es war in seinem Leben doch etwas von jenem Universellen des achtzehnten Jahrhunderts: von dem gepflegten Dilettantismus jenes Jahrhunderts, der einen so ausgezeichneten Sinn hatte, weil er so unmittelbar mit dem Menschlichen zusammenhing. Der neue Aristokrat hatte Gärung, hatte Demokratie in den Säften. Das machte ihn angreifbar, aber es machte ihn auch menschlich und sinnlich-wirklich. Es machte ihn sozial. Bei aller Rückbeziehung seiner Natur und seines Lebens auf ihn selber war Heymel nicht der unfruchtbare Narziß; bei aller inneren Isolierung war er so wenig „Insel" als die Welt der Bücher, die er vermittelte und die wir vielmehr für ein sehr allgemeines Gut halten.

War er ein Problem der Generation, in der er lebte? Vielleicht war er auch dies. Er hatte wie die Menschen seines Jahres 1878 nichts mehr von dem seriösen Naturalismus und von dem soziali-

stischen Naturalismus des jungen Hauptmann und seines Kreises. Sein Naturalismus — wenn man dies Wort bei ihm gebrauchen darf — wurzelte im Reichtum. Das war ein anderes Deutschland. Sein Leben und sein Gedicht erhielt eine neue Galanterie, suchte chevalereske Ideale. Doch blieben diese Ideale mit unserem bürgerlich und proletarisch bewegten Leben innerlich verbunden. Formgeschichtlich gesprochen bedeutete seine Gesinnung und ihr Ausdruck einen Fortschritt von der baren Sache zu einem neuen Ornament.

Er war zusammengesetzt. Weil er das fühlte, weil tausend Widersprüche ihn bedrängten, wollte er ein unkompliziertes Schema. So entstand die Freude des rotbefrackten Reiters am Pferd, die Lust des sinnlichen Jägers am Wild. So entstand seine Begeisterung für seine Uniform; denn er war mit Leib und Seele Offizier. So entstand seine Sehnsucht nach dem Krieg. Diese Sehnsucht hatte er in der Tiefe seiner Seele. Er hatte sie nicht etwa politisch, denn dafür war sein soziales Gewissen zu streng, wohl aber subjektivmenschlich. Vor einigen Jahren las er mir das Sonett, das nun die kürzlich im Inselverlag erschienene Sammlung seiner ausgewählten Gedichte eröffnet. Es lautet — nicht formrein, aber empfunden:

Aus sanfter Schwermut und der Liebe Trauer
Ermann ich mich; versuch mich zu ermannen
Und kann doch Tod und Untergang nicht bannen,
Wohin ich flüchten will, ragt Mauer auf an Mauer.

Grüb ich den Acker um, ein guter Bauer,
Dient ich im Schweiße, wüßte ich, von wannen
Dies alles kommt, und wüßte, wie von dannen
Ich käm aus Schmach und Schande, Scham und Schauer.

Es fehlt uns vielen Dienst und Ziel und Zwang,
Die allen nottun und so wenige wollen;
So schmachten wir in Freiheit sonder Siege.

Im Friedensreichtum wird uns tödlich bang.
Wir kennen Müssen nicht noch Können oder Sollen:
Wir sehnen uns und schreien nach dem Kriege.

Dies Gedicht las er, in einer Erschütterung, die ihn einem merkwürdigen Bild auf der blauen Wand seiner Bibliothek ähnlich machte. Dies Bild war ein von Gogh und zeigte einen armen Mann, der auf einem schlechten Stuhl saß und in einer entsetzlichen Verzweiflung vergraben schien.

Heymel hat das Ende gefunden, das ihm gemäß war. Fiel er nicht in der Schlacht, so fiel er durch den Krieg, aus dem er, schon vorher seit einer schweren Erkrankung leidend, tödlich krank zurückkehrte.

War er nicht einer jener Liebenswerten, die jung sterben?

DOKUMENTE DER LIEBE

ÜBER DEM RINGEN
VON ROMAIN ROLLAND

Rolland beginnt mit einem Hymnus: „O Heldenjugend dieser Welt! Mit welch verschwenderischer Lust sie ihr Blut ausgießt auf die gierige Erde! Welche Ernte von hingemähten Opfern unter der Sonne dieses herrlichen Sommers! ... Ihr alle, Jünglinge aller Nationen, welche ein gemeinsames Ideal so tragisch gegeneinander treibt, junge feindliche Brüder — Slaven, die ihr euren Stammesgenossen zu Hilfe eilt, Engländer, die ihr für Ehre und Recht kämpft, unerschrockene Belgier, die ihr dem germanischen Koloß zu stehen gewagt und habt die Thermopylen des Westens gehalten, Deutsche, die ihr für Kants Ideen kämpftet und verteidiget seine Stadt gegen den Ansturm der Kosaken, und ihr besonders, meine jungen Kameraden Frankreichs, die ihr mir die Jahre hindurch eure Träume vertrautet und habt mir, als ihr wegzoget zur Schlacht euer letztes Lebewohl gesandt, ihr, in welchen die Helden der Revolution wieder aufflammen — wie seid ihr mir teuer, ihr, die ihr in den Tod geht! Zur Stunde, da diese Zeilen fließen, starb Charles Péguy. Wie ihr uns rächt für alle die Jahre des Skeptizismus, jener begehrlichen Schlaffheit, in der wir groß geworden sind, und die die Keime unseres und eueres Glaubens verhüllte, jenes Glaubens, der mit euch ob den Schlachtfeldern triumphierend steht. Ein Krieg der „revanche" hieß es. Rache, in der Tat; aber nicht, wie sie ein engherziger Chauvinismus versteht; Rache des Glaubens gegen jeden Egoismus

der Sinne und des Geistes, bedingungslose Hingebung des eigenen Seins für die ewigen Ideale ....

Ihr tut eure Pflicht? Aber haben andere sie getan?

Wir wollen es wagen, denen, die den Jüngern an Jahren vorangehen, ihren moralischen Führern, den Häuptern der Meinung, ihren religiösen und weltlichen Vorstehern, den Kirchen, den Denkern, den sozialistischen Rednern, die Wahrheit zu sagen. Wie! So viel lebendiger Reichtum, solche Schätze des Heldentums lagen in euren Händen! Wofür gabt ihr sie hin? Welches Ziel wieset ihr dieser Jugend voll großmütigster Hingebung, die so begierig ist, sich zu opfern? Das gegenseitige Erwürgen dieser jugendlichen Helden! Den europäischen Krieg, dieses verruchte Handgemenge, das uns das Schauspiel eines wahnsinnigen Europas darbietet, welches auf den Scheiterhaufen steigt und sich mit seinen eigenen Händen zerreißt wie Herkules!

So rasen die drei größten Völker des Abendlandes, die Hüter der Zivilisation gegeneinander, zu ihrem eigenen Ruin, und rufen in ihr Gefolge die Kosaken, die Türken, die Japaner, die Cinghalesen, die Sudanesen, die Senegalesen, die Marokkaner, die Ägypter, die Sikhs und die Spahis, die Barbaren der Pole und die des Äquators, die Seelen und die Häute aller Farben. Sieht's nicht aus wie seinerzeit im römischen Reich, zur Zeit der Tetrarchie, als sie, um sich gegenseitig zu verschlingen, die Horden des Universums herbeiriefen! ... Und ist denn wirklich unsere Zivilisation so fest, daß ihr nicht befürchtet, ihre Pfeiler zu erschüttern? Seht ihr nicht ein, daß eine einzige gebrochene Säule über euch alles zusammenbrechen läßt. War es denn ganz und gar unmöglich, es dahin zu bringen, daß ihr euch untereinander, wenn nicht liebtet, so doch in euren großen Tugenden und euren großen Lastern vertruget, jeder den andern? Und hättet ihr nicht alles anwenden sollen, um im Geist des Friedens (ihr habt es ja kaum, wirklich aufrichtig, versucht) die Streitfragen zu lösen —

das Problem der wider ihren Willen annektierten Völker — und das der gleichmäßigen Verteilung des Segens fruchtbarer Arbeit und der Schätze der Erde? Ist es denn notwendig, daß je und je der Stärkste sich gefällt, mit seinem Ehrgeiz auf den andern zu lasten, gleich einem schweren Schatten, und ewig tun sich die andern zusammen, ihn niederzuringen? Wird diesem kindischen und blutigen Spiel, in dem die Teilnehmer alle hundert Jahre ihre Plätze wechseln, kein Ende, ehe die Menschheit ganz und gar erschöpft sein wird?

.... Die Elite des Geistes, diese Kirchen, diese Arbeiterparteien haben den Krieg nicht gewollt.... Wohl! Was taten sie, ihn zu verhindern? Was tun sie, um ihn einzudämmen? Sie schüren das Feuer, jeder trägt sein Holz herbei.

Das verblüffendste Charakteristikum dieses ungeheuerlichen Epos ist die nie dagewesene Tatsache der Einstimmigkeit für den Krieg in jeder der Krieg führenden Nationen. Es ist, als ob gleich einer ansteckenden Krankheit eine mörderische Wut, die vor zehn Jahren ihren Ursprung in Tokio nahm, ihre mächtigen Wellen daherwälzte, den ganzen Erdkörper durchlaufend. Keiner widerstand dieser Epidemie. Nicht ein freier Gedanke vermochte sich unberührt über der Verheerung zu halten. Eine dämonische Ironie schwebt über diesem Ringen der Völker, aus dem Europa verstümmelt hervorgehen wird, der Ausgang mag sein, welcher er wolle. Nicht allein die Leidenschaften des Rassenhasses, welcher blindlings die Millionen Menschen gegeneinander wirft wie Ameisenhaufen, daß selbst die unbeteiligten Völker den gefährlichen Fieberfrost verspüren, nein, selbst die Vernunft, der Glaube die Poesie, die Wissenschaft, alle Mächte des Geistes werden eingereiht in die Regimenter und folgen in jedem Staate den Armeen. Nicht einer in der Elite eines jeden Landes, der nicht ausruft und es aus Überzeugung ruft, daß die Sache seines Volkes

diejenige Gottes, diejenige der Freiheit und des Fortschrittes der Menschheit sei. Und ich auch proklamiere dasselbe.

Kämpfe eigener Art werden zwischen den Metaphysikern, den Poeten, den Historikern ausgefochten. Eucken gegen Bergson, Hauptmann gegen Maeterlinck, Rolland gegen Hauptmann, Wells gegen Bernard Shaw. Und Kipling und d'Annunzio, Dehmel und de Régnier singen Kriegshymnen, Barrès und Maeterlinck stimmen die Saiten des Hasses. Inmitten einer Fuge von Bach und dem brausenden Lärm der Orgel: Deutschland über alles! ruft der alte Philosoph Wundt in seinen zweiundachtzig Jahren mit gebrochener Stimme die Studenten von Leipzig auf zum „heiligen Krieg". Und einer wirft dem andern den Namen des „Barbaren" zu. Durch die Stimme ihres Präsidenten Bergson erklärt die Akademie der Moralwissenschaften in Paris: „der gegen Deutschland begonnene Kampf ist ganz eigentlich der Kampf der Zivilisation gegen die Barbarei". Deutschlands Geschichte durch den Mund Karl Lamprechts antwortet, „der Krieg habe begonnen zwischen dem Germanismus und der Barbarei und die Kämpfe der Gegenwart seien die logische Fortsetzung derjenigen, die Deutschland im Laufe der Jahrhunderte gegen die Hunnen und Türken geliefert". Und nach der Geschichte sind es die Naturwissenschaften, die in die Schranken steigen und mit E. Perrier, dem Direktor des Museums, Mitglied der Akademie der Wissenschaften erklären, daß die Preußen eigentlich nicht der arischen Rasse angehören, sondern in direkter Linie dem Menschen der Steinzeit, den Allophilen Rassen entstammen und daß derjenige unter den modernen Schädeln, dessen Basis, entsprechend der Stärke seines Appetites, am besten den Schädel des Steinzeitmenschen von Chapelle-aux-Saints repräsentiere, derjenige des Fürsten Bismarck sei.

Aber die zwei moralischen Mächte, deren Schwäche dieser ansteckende Krieg am schlagendsten bloßlegte, das sind das Christen-

tum und der Sozialismus. Diese rivalisierenden Apostel der religiösen oder weltlichen Internationale sind auf einmal die eifrigsten Nationalisten geworden. Hervé verlangt es, unter der Fahne von Austerlitz zu sterben. Die reinsten Verwahrer der reinsten Lehre, die deutschen Sozialisten bewilligen im Reichstag den Kriegskredit und stellen sich zur Verfügung des preußischen Ministeriums .....

Die Vertreter aber des großen Fürsten Frieden, die Priester, Pfarrer und Bischöfe mischen sich zu Tausenden unter die Reihen der Kämpfenden und üben, die Faust am Gewehr, das göttliche Wort: Du sollst nicht töten, und: Liebet euch untereinander. Jedes Siegesbulletin der deutschen, österreichischen oder russischen Armeen dankt dem Feldmarschall Gott, — „unser alter Gott", unser Gott, — wie Wilhelm II. und Herr Arthur Meyer sagen. Denn jeder hat den seinigen. Und jeder dieser Götter, ob alt ob jung, hat seine Leviten, um ihn zu verteidigen und den Gott der andern zu vernichten.

Zwanzigtausend französische Priester marschieren unter den Fahnen. Die Jesuiten bieten der deutschen Armee ihre Dienste an. Kardinäle lassen kriegerische Mandate los. Man erlebt es, daß die serbischen Priester in Ungarn ihre Getreuen zum Kampfe auffordern gegen ihre Brüder in Großserbien. Und die Zeitungen scheinen nicht zu erstaunen, wenn sie von so paradoxen Szenen zu melden wissen, wo italienische Sozialisten im Bahnhof zu Pisa den Zöglingen der Seminarien zujubeln, welche ihren Regimentern zueilen. Und alle zusammen singen die Marseillaise. — So stark ist der Zyklon, der sie alle fortreißt! So schwach sind die Menschen, die er auf seinem Wege trifft, — — und ich, wie die andern....

Ei denn, sammeln wir uns! Welches auch die Natur und die Kraft der Ansteckung sei, — moralische Epidemie, kosmische Kräfte, — ist es nicht möglich zu widerstreben? Man bekämpft die Pest, man sucht den Schrecken des Erdbebens zu widerstreben. Wollen wir uns zufrieden vor hnen beugen, wie der ehrenwerte

Luigi Luzzatti, in seinem berühmten Artikel: Im allgemeinen Unglück triumphiert das Vaterland? Werden wir mit ihm sagen, um diese große und einfache Wahrheit, die Liebe zum Vaterlande, zu verstehen ist es gut, daß der Dämon des Völkerkrieges entfesselt ist, welcher Tausende von Dasein hinmäht"? Und also könnte die Liebe zum Vaterlande nur blühen aus dem Haß gegen ein anderes Vaterland und im Niedermetzeln derjenigen, die es verteidigen? In diesem Satze liegt eine wilde Ungeheuerlichkeit, und Gott weiß, welch ein neronischer Dilettantismus, vor dem mir ekelt, vor dem mir ekelt bis auf den Grund meines Seins. Nein, die Liebe zu meinem Vaterlande verlangt von mir nicht, daß ich hasse, und daß ich die frommen und treuen Seelen vernichte, welche ihr anderes Vaterland lieben. Sie will, daß ich sie ehre und daß wir uns zusammentun zu unserm gemeinsamen Besten.

Ihr, Christen, um euch zu trösten über den Verrat, den ihr an eurem Meister begeht, ihr behauptet, der Krieg löse die Tugenden der Selbstaufopferung. Und wahr ist's, daß er diesen Vorzug hat, selbst in der mittelmäßigsten Brust den Genius des Stammes hervortreten zu lassen. In seinem Feuerbad brennen Schlacken und Schmutz, er stählt das Metall der Seelen: ein geiziger Bauer, ein furchtsamer Biedermann wird morgen zu einem Helden von Valmy. Aber gibt es keine bessere Verwendung solcher Hingebung, als die, die zum Ruin der andern Völker führt? ......

Unter unsern Völkern des Westens bestand keine Ursache zum Kriege. Trotz allem, was eine gewisse Presse sagen mag, gehetzt durch eine Minderheit, in deren Interesse es liegt, den Haß zu schüren, Brüder in Frankreich, Brüder in England, Brüder in Deutschland, wir hassen uns nicht. Ich kenne euch, ich kenne uns. Unsere Völker verlangten nur Friede und Freiheit. Der, der von den Höhen des schweizerischen Hochlandes herab und mitten hinein in das Ringen seine Blicke tauchen könnte, auf alle die Schlachtfelder, der würde das Tragische des Kampfes darin sehen,

daß jedes der Völker wahrhaft bedroht ist in seinem heiligsten Gut, in seiner Unabhängigkeit, seiner Ehre und seinem Leben. Aber wer hat über sie diese Plage verhängt? Wer hat sie in dieses Dilemma der verzweifelten Notwendigkeit gezwungen, den Gegner zu vernichten oder zu sterben? Der gefährlichste Feind ist nicht außerhalb der Grenzen, er ist in jeder Nation; und keine Nation findet den Mut, ihn zu bekämpfen.

. . . .

Elite Europas, wir haben zweierlei Heimat. Die unseres irdischen Vaterlandes, und die andere, die Stadt Gottes. In der einen sind wir Gäste, die andere erbauen wir. Geben wir der ersten unsere Leiber und unsere treuen Herzen. Aber nichts von alledem, was wir lieben, Familie, Freunde, Vaterland, nichts hat das Recht über den Geist. Der Geist ist das Licht. Unsere Pflicht ist es, ihn über den Stürmen zu halten und die Wolken zu verscheuchen, die ihn zu verdunkeln trachten. Unsere Pflicht ist es, höher und weiter zu bauen den Gürtel der Stadt, die über den Ungerechtigkeiten und dem Haß der Nationen steht, und die die brüderlich gesinnten und freien Seelen der ganzen Welt in sich schließt.

Ich sehe um mich die befreundete Schweiz erbeben. Ihr Herz ist geteilt in die Sympathien der verschiedenen Rassen, sie seufzt, nicht frei nach diesen wählen, ja kaum ihnen Worte leihen zu dürfen. Ich verstehe ihre Qual, aber sie ist heilsam; und daraus, so hoffe ich, möge sie sich erheben zu der erhabenen Freude einer Harmonie der Rassen, welche ein hohes Beispiel für das übrige Europa sei. Sie soll sich aufrichten im Sturm wie eine Insel der Gerechtigkeit und des Friedens, wo, wie einst in den großen Klöstern des Mittelalters, der Geist sein Asyl findet gegen die zügellose Gewalt, und wo die müden Schwimmer aller Nationen landen, alle die, welche des Hassens überdrüssig sind, und welche trotz der Greuel, die sie gesehen und erlitten, fortfahren alle Menschen als ihre Brüder zu lieben.

Ich weiß, solche Gedanken finden wenig Gehör in diesen Tagen. Das junge Europa, verzehrt vom Kampfesfieber, wird, seine jungen Wolfszähne weisend, voll Mißachtung lächeln. Aber wenn der Fieberanfall vorüber sein wird, wird es sich vielleicht aus seinem Raubtierheldentume wiederfinden an seinen Wunden blutend und weniger stolz.

Übrigens rede ich ja nicht, um sie zu überzeugen. Ich rede, um mein Gewissen zu entlasten . . . Und ich weiß, damit entlade ich das von tausend anderen in allen Landen, welche nicht reden können oder nicht zu reden wagen."

ARTHUR SCHNITZLERS PROTEST

Arthur Schnitzler veröffentlicht in einem Schweizer Blatt die folgende Erklärung, die er dem Forum auf dessen Wunsch zum Abdruck überläßt.

Wie ich durch Freunde in Rußland auf einem Umweg erfahre, sind in Petersburger Blättern angebliche Äußerungen von mir über Tolstoi, Maeterlinck, Anatole France, Shakespeare von so phantastischer Unsinnigkeit veröffentlicht worden, wie sie mir zu normalen Zeiten von niemandem, der mich kennt, zugetraut würden, die aber in unserer vom Übermaß des Hasses und vom Wahnsinn der Lüge verwirrten Welt immerhin auch sonst urteilsfähigen Menschen nicht unglaubhaft erscheinen könnten.

Solche Verhetzungsversuche, wie sie weit hinter den Fronten der ehrlich kämpfenden Armeen im wohlgedeckten Gelände unverantwortlicher Publizistik von den Marodeuren des Patriotismus gefahrlos unternommen werden, scheinen ja eine besondere, und vielleicht

die widerwärtigste, Eigentümlichkeit dieses Krieges zu bedeuten. Auch der lächerlichste dieser Versuche, wenn er gelingt, könnte späteren Verständigungen zwischen Einzelnen, auf die es ankommt, Schwierigkeiten bereiten; daher möchte es leicht als ein Fehler erscheinen, wenn ich diesen (etwa um seiner besonderen Albernheit willen) auf sich beruhen ließe.

Der Wortlaut der mir zugeschriebenen Äußerungen ist mir noch nicht bekannt; ihr Sinn, und die Tatsache der Veröffentlichung aber steht unbezweifelbar fest. Da es unter den gegenwärtigen Verhältnissen lange dauern kann, ehe ich in den Besitz des Originalartikels gelange, muß ich mich vorläufig auf die Erklärung beschränken, daß Äußerungen der Art, wie sie in jener Publikation offenbar mitgeteilt sind, von meiner Seite niemals gefallen sind, nach meiner Gesinnung niemals, weder im Frieden noch im Kriege, hätten fallen können. Es ist freilich etwas beschämend für jemanden, der sich zeitlebens vom Pathos der Selbstverständlichkeiten leidlich fernzuhalten gewußt hat, erst ausdrücklich versichern zu müssen, daß ihm das Schöne jederzeit schön, das Große jederzeit groß bleiben wird, — auch wenn es Nationen angehört, oder innerhalb von Nationen geworden und gewachsen ist, mit denen sein Vaterland eben in einen Krieg verwickelt ist; aber — der zahlreichen Menschen gedenkend, die sich in dieser Epoche auch zu schlimmeren Arten von Selbstverleugnung verstehen müssen, als zu kleinen Geschmacklosigkeiten, — stehe ich nicht an, es hier niederzuschreiben, daß ich Tolstoi (einen Russen!) für eines der gewaltigsten dichterischen Ingenien halte, die je über den Erdkreis geschritten sind; — daß ich Anatole France (einen Franzosen!) nach wie vor als einen der vornehmsten Geister der Gegenwart und zugleich als einen Erzähler höchsten Ranges erkenne; und daß Maeterlincks (eines Belgiers!) naturwissenschaftlich poetisierende Rhapsodien, sowie viele seiner kleinen Dramen, auch dann von ihrem seltsam edlen Reiz nicht das Geringste für mich verlören, wenn er wirklich all das krause

Zeug über Deutschland geschrieben hätte, das neuerdings unter seinem Namen durch die Zeitungen ging. Soll ich mich nun auch noch öffentlich mit allem Ernste zu Shakespeare bekennen (dem Engländer! ja, denn er ist in Stratford geboren) — oder fängt es selbst den Zweiflern zu dämmern an, daß mir Shakespeare, auch wenn dieser Krieg dreißig Jahre dauerte, immer Shakespeare bedeuten wird, und erläßt man es mir für das Unvergleichliche und Einzige nach Worten des Preises und der Bewunderung zu suchen?

So mag denn die leidige Angelegenheit für diesmal als abgetan gelten. Doch später einmal, wenn der Friede wieder da ist, wollen wir uns mit schmerzlichem Staunen erinnern, daß es eine Zeit gab, in der wir genötigt waren, über die Grenzen hinüber einander die Versicherung zuzurufen, daß wir zwar jeder unsere Heimat geliebt haben, daß wir aber trotzdem Gerechtigkeit, Urteil und Dankbarkeit niemals verlernt, daß wir, um es kurz zu sagen, auch in dieser ungeheueren Epoche der Verwirrung niemals gänzlich den Verstand verloren hatten.

Dezember 1914. *ARTHUR SCHNITZLER*

EIN FRAGMENT

Ein junger Kriegsfreiwilliger schickt dem Forum die folgenden Sätze:

Kein Leitartikel, sondern ein Kellner hat es mir zum Bewußtsein gebracht, daß unsere Zeit aus den Fugen ist. Denn statt mich zu bedienen, erbrach er den Inhalt seines Leibblattes, und als ich es wagte, ihn an seine Pflicht zu erinnern, gab er eine Antwort — unvergeßlich in ihrem Triumph: „Ja, Herr, das war . . . . Aber nun is Krieg."

Wirklich? Ist es so, daß das Gewesene gewesen und das Zu-

künftige zukünftig ist? Daß die Steine der Siegesallee von den Steinen Jerusalems träumen, daß eine Gesellschaft sich auflöst, damit ein Beisammensein möglich wird, daß Tausende aufstehen, damit Hundert, die bisher gestanden sind, weil sie die Aufrechten waren, sich setzen dürfen? Ist es so? Wir glauben es .... Wir glauben es auf die Gefahr hin, enttäuscht zu werden, auf die Gefahr hin, es wiederum erleben zu müssen, wie Leute, die sich durch ihren Geburtsschein ausweisen, das Totenfest einer Kultur feiern, die sie alle überleben wird.

Erröten wir nicht?

Ist das der Anfang einer neuen Freiheit? Sind darum unsere Brüder gefallen, damit unsere Plauderer und Kunstfreunde — diese Agenten für Leichenbestattung, die, im Interesse ihrer Existenz, die Zunahme der Sterblichkeit protegieren — sich tummeln dürfen?

Oder seht ihr es anders? ....

H. W.

STREIFZÜGE DURCH BELGIEN

VON WILHELM HERZOG

Dem Herrn Geheimrat Lamprecht, dem wir schon eine Broschüre „Deutscher Aufstieg 1750—1914" danken, ist es auch nicht schwer gefallen, einen längeren Aufsatz: „Belgien und wir" für das B. T. zu verfassen. Ich weiß nicht, ob der berühmte Gelehrte in den letzten Wochen Belgien gesehen hat. Er konstatiert immerhin einigen Heißspornen gegenüber, daß die Frage der belgischen Nationalität doch nicht so einfach abzulehnen sei, wie man zunächst glauben möchte. Und obwohl er sich mit einerseits und anderseits hinten und vorne gewappnet hat, spitzt sich seine Rede schließlich zu den folgenden Sätzen zu: „Für die

deutsche Herrschaft ist auch schon in diesen Tagen zu bedenken, welch überaus schwierigen Probleme sich für eine glückliche Einfügung Belgiens unter einen deutschen Herrscherwillen oder auch unter eine deutsche Bundesstaatsgemeinschaft ergeben müßten . . . Die Herstellung enger und stetig friedlich-freundlicher Beziehungen zwischen der westeuropäischen und der deutschen Kultur in einem so ausgebreiteten und so lebendigen Gebiete wie Belgien erfordert eine staatsmännische Kunst, die noch über das hinweggehen muß, was wir seit 1870 im Elsaß nicht erreicht haben; und auch schon die Behandlung eines Volkes, dem man doch eine gewisse Geschlossenheit eigener Nationalität nicht absprechen kann, gehört gewiß zu den schwersten Aufgaben." „Schwierige Probleme, schwerste Aufgaben", gewiß, davor stehen wir, und ihre auch nur halbwegs glückliche Lösung wird nur dem gelingen, der — unbekümmert um Wünsche oder Begehrlichkeiten — die wirklichen Verhältnisse des von deutschen Truppen okkupierten Landes kennt, der Achtung vor seiner Kultur, seiner Geschichte, seinem Geist verbindet mit Verständnis für seine Wut und seinen Haß gegen uns. Mögen alle Beweise für seinen geheimen Bund mit England zutreffen, — das belgische Volk in seiner Gesamtheit wußte nichts davon, glaubt auch heute noch nicht daran, sondern weiß und fühlt nur, daß wir es überfallen und seinen wirtschaftlichen Ruin verursacht haben. Es ist keiner wie immer gearteten Aufklärung zugänglich. Sagt man ihm, es war für Deutschland ein Kampf um Leben und Tod, unsere Existenz stand auf dem Spiel, deshalb mußten deutsche Truppen über Euere Grenzen geworfen werden. Kein Überfall war beabsichtigt; eherne Notwendigkeit gebot, so zu handeln. Ihr hättet protestieren können, aber Euer kleines Heer brauchte keinen mörderischen Kampf aufzunehmen; Ihr hättet zumindest nach dem Fall von Lüttich Euren nutzlosen Widerstand aufgeben müssen, aber Ihr habt die Euch entgegenkommende zweite Proklamation der deutschen Regierung nicht einmal zur Kenntnis des Volks gebracht. Ihr habt gewartet auf die Engländer und die Franzosen, die Euch, bis Euer zusammengeschmolzenes Heer bei Ypern angelangt war, im Stich ließen.

Und jetzt, was wird nun?" Es gibt nicht einen Belgier, der nicht felsenfest davon überzeugt ist, daß der König in einiger Zeit wieder an der Spitze der Truppen seinen Einzug in Brüssel halten wird. Und diese durch nichts begründete Hoffnung äußert sich so naiv, so vernunftfeindlich, so nur aus dem Gefühl kommend wie irgend ein religiöser Glaube. Der König, von dessen staatsmännischer und militärischer Begabung nur wenige etwas hielten, ist heute, obschon er sein Land in Not und Elend gebracht hat, der populärste Mann Belgiens. Man liebt ihn und seine tapfere Frau, die bayerische Prinzessin, man spricht nicht ohne Rührung und mit aufrichtiger Teilnahme von ihrem Schicksal und dem ihrer Kinder.

Inzwischen geht das Leben weiter: die Bevölkerung der großen Städte vegetiert, Brüssel und Antwerpen zeigen ein kaum verändertes Aussehen, die Straßen sind belebt wie immer, in Brüssel sind die Cafés bis spät in die Nacht hinein geöffnet, länger als in München, das überhaupt seinen lieben, dörflicheren Eindruck etwa Brüssel gegenüber auch im Krieg nicht verleugnet. Unter den Tausenden von Plakaten, die man in Brüssel angeschlagen sieht und die meist vom deutschen Generalgouvernement oder von dem früheren gar nicht schüchternen Oberbürgermeister, Adolphe Max, stammen, fiel mir eins besonders auf, das ich an einer kleinen Kirche angeschlagen fand. Man las dort:

> Les maux les plus graves nous mennacent en ce moment, usez de toute votre influence pour faire régner le calme.
>
> Défiez-vous des bruits de victoires et de défaites, évitez les surexcitations et les ménaces; tenez-vous à l'écart des rassemblements et demeurez le plus possible chez vous.
>
> C'est le seul moyen d'éviter des malheurs.
>
> Le Doyen. Le Curé.

Die mit deutschen Offizieren besetzten Autos des Generalgouvernements durchheulen die Straßen Brüssels und die Chausseen nach Löwen, Mecheln, Gent, Antwerpen. Brave bayerische Landsturmleute schwenken an jeder Dorfgrenze, bei jeder wichtigeren Brücke ihre rote Fahne und fordern den Passierschein. Durch verwüstete, ausgebrannte Gehöfte und Dörfer geht der Weg. In dem Antwerpener Fort, Walhem de St. Catherine, sehen wir die Wirkungen des 42 cm-Geschützes, sehen wir Kasematten, schmale dunkle Gänge, die nicht von dem Geschoß getroffen, sondern deren Wände durch den Luftdruck zusammengepreßt wurden. In Gesellschaft einiger Offiziere, die den neuen Generalgouverneur, Exzellenz v. Bissing, auf seiner Inspektionsreise begleitete, nach Antwerpen. Von dort auf einem Motorboot nach St. Marie, dem nördlichsten Seefort an der Schelde. Über Einzelheiten ist heute nicht die Zeit zu reden.

Mit dem Auto von Brüssel über Mecheln und Gent. Den nächsten Tag über Termonde, dessen zerstörte Straßen von dem Artilleriegefecht im September eine beredte Sprache sprechen, nach Löwen, dem Kleinod belgischer Städte. Ob 1/5 oder 1/6 zerstört ist, kann ich nicht beurteilen. Unversehrt blieb das aus dem 15. Jahrhundert stammende spätgotische Rathaus; eines der zierlichsten Bauwerke der Welt, mit seinen schlanken Türmchen, deren durchbrochene Spitzen kokett in den melancholischen Himmel starren. Zuletzt: Lüttich. Durch den Square d'Avroy zum Justizpalast, dem Sitz des deutschen Gouvernements. Ein mächtiges altes Gebäude, dessen Fassade im 18. Jahrhundert nach einem Brande renoviert wurde. Zwei phantastische, noch aus dem 16. Jahrhundert stammende Höfe mit düsteren gotischen Hallen.

Muß man annehmen, daß die Länder, in die unsere Heere jetzt als Sieger einzogen, keine Kultur mehr haben oder daß sie ihnen abgestorben ist? Unsere Offiziere und Mannschaften wären die ersten, die einer solchen verständnislosen Herabsetzung widersprächen. Keine Stadt Deutschlands hat reichere Kulturschätze als Brüssel. Und wenn wir uns unserer alten Städte freuen, wenn wir von Nürnberg, Würzburg, Augsburg mit Recht schwärmen, so sollten wir die ihnen an

alten Schönheiten parallelen belgischen Städte, Lüttich, Mecheln, Gent nicht bewundern dürfen? Obschon ihre alte Kultur mit der heutigen nichts zu tun hat, so wenig wie die Nürnbergs, Würzburgs oder Augsburgs mit unserer gegenwärtigen. Aber keine Straße Neuberlins ist mit einem der schlichten Boulevards von Lüttich zu vergleichen. Wir wollen dem Feinde gegenüber lernen, gerecht zu bleiben. Und nicht durch Überhebung, die selten begründet ist, die Mißverständnisse und Feindseligkeiten zwischen den Nationen vermehren. Darum muß man zuweilen Selbstverständlichkeiten äußern, um gegen herkömmliche Annahmen und Verurteilungen zum Mißtrauen aufzurufen.

Die Menschheit leidet. Wir wollen für unser bescheidenes Teil versuchen, ihre geistigen Begriffe nicht zu verwirren, sondern zu klären.

30. 12. 1914.

Zu unserem Bedauern wurde die Herausgabe dieser Nummer verzögert. Die mannigfachen Veränderungen, die der Krieg mit sich gebracht hat, verhindern oft ein pünktliches Erscheinen. Wir bitten deshalb unsere Leser um Nachsicht.

FORUM-VERLAG.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog, Leopoldstraße 10, München / Druck von J. Schön, München

DAS FORUM

1. Jahrgang *Januar 1915* *Heft 10*

HYMNE AUF DEN SCHMERZ

VON WILHELM HERZOG

Die Unsumme des Leids, das sich vor unsern Augen türmt, läßt alle Anklagen verstummen und fordert nichts als wortlose Achtung. Oder käme es etwa in diesen Zeitläuften darauf an, Recht zu behalten? Gerade die Klugen und Einsichtigen unter uns sollten sich hüten, zu streiten, Argumente auszuspielen oder irgendetwas beweisen zu wollen. Es gilt vielmehr, bis zur Beendigung dieses Krieges auf den Wahn einer absoluten Erkenntnis zu verzichten.

Christus wurde zum zweiten Male ans Kreuz geschlagen, und die skeptische Frage des Pilatus: „Was ist Wahrheit?" grinst den Gläubigen dieser Welt von neuem entgegen.

Europa liegt im Sterben und die Ärzte streiten sich, in welchem Glied der Todeskeim für den ganzen Organismus stak. Die Diagnose der einen zielt aufs Herz; die der andern aufs Rückenmark. Wer hat recht? Liebgewordene Bezeichnungen für gewisse Krankheitsstoffe der politischen Medizin schwirren von Mund zu Mund. Deutschlands Militarismus und Imperialismus, Englands Neid, Frankreichs Revancheideen, Rußlands Kriegsgelüste seien die wahren Erreger des Weltübels gewesen. Jeder findet in dieser Liste das, was er braucht, um sein national begrenztes Ich stärken und den andern einen Schurken nennen zu können. Die

Operation jedoch war notwendig, sagen alle Ärzte. So heftig sie sich sonst befehden, darin sind alle, die man bisher fragte oder die sich hören ließen, einig.

Wenn wir also bestimmt wissen, daß die Operation notwendig war, oder seien wir vorsichtiger: wenn wir sehen, daß sie vollzogen wurde an einem — wie die Ärzte versichern — todgeweihten Organismus, wenn wir also die Schmerzen an unserm Körper fühlen und die Schreie der uns Nächsten hören, was kümmern uns da noch die gelehrten Theorien und der Dokumentenfischzug der Gelehrten? Statt angesichts des Jammers zu schweigen, reizen sie die Nerven, statt zu lindern, verdoppeln sie die Schmerzen, beunruhigen sie den Geist des schon aus tausend Wunden Blutenden.

Wir wollen leiden, aber wir wollen unser Leid nicht hinausschreien, wir wollen niemanden beschimpfen. Ein Leidender, der flucht und um sich schlägt, ist immer ein unerfreulicher Anblick. Ein Leidender, der weiß, daß Millionen anderer Seelen gleich ihm Qualen auszustehen haben, wird ruhig, gefaßt seine Schmerzen tragen; ja er wird zuweilen sie selbst liebgewinnen, weil er fühlt, daß sie ihn stählen, daß sie ihn reicher, empfänglicher, gefühlsstärker, — daß sie ihn menschlicher machen.

Die beiden Worte, die ich einst der Biographie Heinrichs v. Kleist voranstellte, möchte man heute jedem ringenden Menschen zurufen, jenes wundervoll tiefe Wort des Meisters Eckehart: „Das schnellste Tier, das Euch trägt, zur Vollkommenheit, ist Leiden", und Schopenhauers über allen Pessimismus hinausgehende Erkenntnis: „Ein glückliches Leben ist unmöglich; das Höchste, was der Mensch erringen kann, ist ein heroischer Lebenslauf. Einen solchen führt der, welcher in irgendeiner Art und Angelegenheit für das allen irgendwie zugute Kommende mit übergroßen Schwierigkeiten kämpft und am Ende siegt, dabei aber schlecht oder gar nicht belohnt wird".

Diese beiden aus Melancholie und Zuversicht geborenen Gedanken klingen mir im Ohr, in jeder Minute, da ich der seelischen Qualen gedenke, die tausend und abertausend Einzelne jetzt erdulden müssen. Leid soll sie aufrichten, nicht niederdrücken. Wir wollen nicht als Sklaven des Schicksals zitternd stehen und uns bücken; wir wollen als Kämpfer leiden, aber die Zusammengehörigkeit auskosten, die der Schmerz schafft, indem wir uns als Mitglieder einer unsichtbaren großen Gemeinschaft fühlen. Und niemand scheue angesichts der Erbärmlichkeit dieser Welt davor zurück, für das allen irgendwie zugute Kommende mit übergroßen Schwierigkeiten zu kämpfen und am Ende zu siegen, dabei aber schlecht oder garnicht belohnt zu werden.

VON DER VATERLANDSLIEBE

„Diese Menschen, die ihre Freiheit in das Innerliche geflüchtet haben, müssen auch äußerlich leben, sichtbar werden, sich sehen lassen, sie stehen in zahllosen menschlichen Verbindungen durch Geburt, Aufenthalt, Erziehung, Vaterland, Zufall, Zudringlichkeit anderer; ebenfalls zahllose Meinungen werden bei ihnen vorausgesetzt, einfach, weil sie die herrschenden sind; jede Miene, die nicht verneint, gilt als Zustimmung; jede Handbewegung, die nicht zertrümmert, wird als Billigung gedeutet. Sie wissen, diese Einsamen und Freien im Geiste, — daß sie fortwährend irgendworin anders scheinen, als sie denken: während sie nichts als Wahrheit und Ehrlichkeit wollen, ist rings um sie ein Netz von Mißverständnissen, und ihr heftiges Begehren kann es nicht verhindern, daß doch auf ihrem Tun ein Dunst von falschen Meinungen, von Anpassung, von halben Zugeständnissen, von schonendem Verschweigen,

von irrtümlicher Ausdeutung liegen bleibt." Das sind Worte Friedrich Nietzsches, den Feinde und falsche Freunde für ihre chauvinistischen Zwecke anrufen zu können glauben. Wohin man blickt: Mißverständnisse, die zu den schiefen Urteilen führen müssen.

So hat man in einer lange versunkenen Zeit den verhängnisvollen Irrtum gehegt, Mitglieder einer riesengroßen Organisation, deren Ideen den herrschenden entgegengesetzt waren, für vaterlandslos zu halten. Der Krieg bewies, daß man sich täuschte. Man hat aber selbst nach Ausbruch des Krieges von einzelnen Schriftstellern behauptet, sie ständen dem ungeheuren Ringen ihres Volkes kalt gegenüber, sie hätten kein Herz, sie seien ohne Vaterland, ohne Gott. Warum? Weil sie das Gemüt nicht auf der Zunge, das Vaterland nicht schwarz-weiß-rot im Knopfloch oder in der Krawatte tragen, und gottlos sind sie, weil sie keine Götzen anbeten?

Es ist Zeit, mit diesen törichten Abstemplungen, deren Zudringlichkeit uns auch im Frieden nicht unbekannt war, aufzuräumen. Weil unsere Idee vom Vaterland eine nicht körperlich sofort greifbare, sondern eine geistigere, edlere, menschlichere ist, deshalb und nur deshalb verdächtigt und beschimpft man uns, hält man uns, die man sonst ihrer Leidenschaft oder ihres Fanatismus wegen belächelt, für lau, für kalt. Es ist richtig, daß wir nicht gerne von Selbstverständlichkeiten viel Aufhebens machen. Schon das letztemal standen hier die Sätze: „Daß ich mein Land, meine Stadt, mein Haus, meine Familie, meine Frau liebe, — dieses natürlichste aller Gefühle soll ich hinausschreien, weil andere es tun?"

Wir können mit diesen andern, die lärmen müssen, Glieder eines Volkes sein, wir können mit ihnen auch Burgfrieden halten, so gut oder so schlecht wie ihn Katholiken mit Protestanten, Agrarier mit Sozialdemokraten halten.

Aber wo steht es geschrieben, daß das Ungeistige über das Geistige, die Materie über die Seele siegen muß? Wir werden uns mit jenem Bauern, der nach München kommt, in die Pinakothek

gerät und vor einer Tizianschen Venus ausruft: „Is dös a Sauerei!", auch nicht über Liebe unterhalten. Es ist sein gutes Recht, eine Venus, die für ihn ein nacktes Weibsbild ist, das sich nicht geniert, eine Sauerei zu nennen. Und niemand wird etwa erstaunt sein, wenn er bemerkt, daß Liebe und Sexualtrieb für diesen braven Menschenschlag identische Funktionen sind.

Man spreche mit einem solchen Bauern oder mit einem Großstadtkommis von Goethes Liebe zu Frau v. Stein. Einmal vorausgesetzt, er wüßte etwas davon, so würde sich zunächst ein Grinsen einstellen, das auf seine nur körperliche Auffassung der Liebe zurückginge und wodurch er verriete, daß er das Körperliche auch als etwas Unanständiges, jedenfalls zu Verheimlichendes empfände.

Liebe, Gott, Religion, Vaterland — welche Vieldeutigkeit der Begriffe. Der eine denkt bei Liebe an einen Unterrock; der andere hat Werthersche Leiden. Gott — welch eine Skala zwischen dem himmlischen Vater eines redlichen Kirchgängers, dem Gott Spinozas und dem Pantheismus Goethes. Religion — wer hätte sie nicht? Ignatius von Loyola so gut wie Voltaires Schüler, Friedrich der Große. Wieviel heilige Kriege wurden in ihrem Namen gegen Andersgläubige geführt, von Gottfried von Bouillon bis zu Gustav Adolf; wieviel Tausende von Juden wurden ihrer Religion wegen bis in unser Jahrhundert hinein gefoltert und gemordet, wieviele Hexen wurden verbrannt, wieviele Wahrheitsfanatiker (von Huß bis Ferrer) bewundert die Geschichte nachträglich auf dem Scheiterhaufen. Und jede Religion tat immer das Gleiche; jede glaubte allein, den echten Ring zu haben, und so stritten Päpstliche gegen Lutherische bis in unser gesegnetes Jahr. Weshalb sollte es innerhalb des Vaterlandes anders sein als innerhalb des Gottesglaubens? Welch eine Kluft zwischen dem Vaterland des Herrn Lissauer und dem Heinrichs v. Kleist. Glaubt man aber — nehmen wir Frankreich als Beispiel — daß Maurice Barrès ein leidenschaftlicherer Patriot ist als Anatole France? Oder man denke — um

das Absurde der Vorwürfe gegen uns aufleuchten zu lassen — an den Mann in Frankreich, auf den sich aller Augen richteten, als die Kriegsfurien bereits entfesselt waren, man denke an den am Tage der Mobilmachung hingemordeten Jaurès, der mir einst mit breitem Lachen von der immer wirkungssicheren Idiotie der Gegner sprach, sich als die wahren Patrioten aufzublähen, eine Liga der Patrioten zu gründen, während sie in Wahrheit die gefährlichsten Schädlinge des Vaterlandes seien. Sie waren denn auch die intellektuellen Urheber seiner Ermordung. Hätte man Jaurès gefragt, ob er vaterländisch fühle, er hätte eine so plumpe Frage unbeantwortet gelassen. Sein höchstes Ziel war: ein von den wahnsinnigen Kriegsrüstungen befreites Europa. Denn er wußte oder ahnte, wohin diese Rüstungen aller Staaten im Bunde mit dem Kapitalismus führen müßten. Als Franzose lebte, fühlte, dachte er; er liebte sein Land als das Land Corneilles, Voltaires, Rousseaus. Er war der Freund Anatole Frances.

Und nun fragt man uns, weltbürgerlich Gesinnte, uns, Ideologen und Utopisten, was denn unser Vaterland sei? Wir wollen es allen vierschrötigen Vaterländlern endlich sagen. Ohne Furcht vor Mißverständnissen.

Wir lieben den deutschen Geist, der sich in Grünewald und Dürer, in Bach und Mozart, in Herder, Wieland, Lichtenberg, Goethe, Kant, in Schiller und Fichte, in Beethoven, Hölderlin, in Heinrich Kleist, Friedrich Schlegel, in Büchner, Schopenhauer kristallisierte und durch die Formwerdung offenbarte, wie reich ein Volk sein muß, das solche Männer aus sich heraus gebar.

Aber alle diese Geister wurden auch von großen Volksschichten bekämpft, verleumdet, gedemütigt. Aus religiösen, politischen oder ästhetischen Gründen. Goethe wurde als ein Lüderian, der ganz der Wollust ergeben sei, von Literaturgeschichtsschreibern gekennzeichnet; Fichte wurde als Atheist von der Jenaer Universität

gejagt; Kleists Dramen und Flugschriften wurden verboten; der Dichter des „Wozzeck“ mußte in die Schweiz flüchten.

Es gibt kein Land, das seinen freiesten Geistern diese Demütigung erspart hätte. Sie zeugen auch nicht für die Minderwertigkeit eines bestimmten Volks, sondern nur für den Widerstand, den jeder neue Geist findet und mit dem er rechnen muß. Überall in allen Ländern.

Die Geschichte lehrt, daß die radikalsten Kämpfer auch immer die am heftigsten bekämpften waren. Die Welt hat noch immer jene Rigoristen des Gefühls, jene unerbittlichen Ethiker verbannt oder gekreuzigt, die ihren herkömmlichen Anschauungen entgegentraten, die sie aus ihrem verbrecherischen Stumpfsinn herauszureißen, die sie zu entrohen und zu vermenschlichen suchten.

Die Reihe der Märtyrer, die die Menschheit leiden ließ, ist Legion. Und die neuere Geschichte kennt sie so gut wie die des Altertums und des Mittelalters. Von Jesus über die Hexenprozesse zu den russischen Revolutionären führt dieselbe blutige Straße. Aber nicht nur auf religiösem Gebiet zeigt Voltaires beste aller Welten die Neigung, ihre edelsten Söhne zu verketzern, wir wissen, daß die Kunst, die Literatur, die Wissenschaften, die Politik mit der Religion in Wettbewerb getreten sind, Märtyrer zu schaffen.

Von Voltaire (der zweimal in die Bastille wanderte), über Daumier zu Zola; von Dostojewski, der vier Jahre im Zuchthaus zu Omsk saß, bis zu Gorki, der vor seinen Verfolgern nach Italien fliehen mußte, ist es immer die gleiche Kette von Verurteilungen, Mißverständnissen, Erniedrigungen, denen geistige Kämpfer aller Nationen immer ausgesetzt waren.

Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb wurden sie nach ihrem Tode, frühestens in ihrem Greisenalter zu Helden des Vaterlandes. Ihre Werke wurden dem Schulunterricht einverleibt, ihre Dramen von den Hoftheatern gespielt, der Lehrer, der eine Festrede zu halten hat, nennt sie Geistesheroen, Fürsten zitieren Verse aus

ihren Schriften, die Stadtverwaltungen bewilligen für ihre Denkmäler Summen, von deren zehnten Teil sie glücklich gewesen wären, ihr Leben fristen zu können. Dieser Vorgang kehrt in allen Kulturländern wieder und deshalb wäre es ungerecht, das eine unter das andere stellen zu wollen.

Man kann aber von denen, die — ob mit Recht oder mit Unrecht — im Geist das Höchste sehen, billigerweise nicht verlangen, daß sie plötzlich vor ihren erbittertsten Feind, der Macht, kapitulieren sollen. Jede nicht auf dem Geist ruhende Macht kann nicht anders als brutal, tyrannisch und gewalttätig sein.

Im Mittelalter war die Kirche die stärkste Macht. Sie wütete gegen alle Geister, die sich ihrem Banne entzogen hatten. Sie ächtete jeden von ihr nicht approbierten Kämpfer.

An die Stelle der Kirche trat die bürgerliche Gesellschaft, die augenblicklich in einzelne nationale Abteilungen oder Gemeinschaften auseinanderfällt. Diese im Kapitalismus wurzelnde bürgerliche Gesellschaft ist der neue Gott, der befiehlt und ächtet, ist der Gesetzgeber auf religiösem, sittlichem und politischem Gebiet. Sie hat all den Wust, den Geschichte und Tradition im Laufe der Jahrhunderte aufgestapelt haben, meist kritiklos übernommen, kaum verbessert, nur den modernen Zeiten angepaßt, aufgebügelt und aufgeputzt.

Diesen Wust an politischen, religiösen, moralischen, ästhetischen Fiktionen, Vorstellungen, Forderungen, Vorschriften, Vorurteilen, Gesetzen, Strafbestimmungen haben zuweilen idealistisch gerichtete Geister zu durchbrechen versucht. Vergebens.

Schiller schrieb: „In tyrannos" über sein erstes Stück. Kleist rief zum Kampfe gegen Napoleon auf, zu einer Zeit, als der König von Preußen eine solche Kühnheit noch mit Todesstrafe belegte. Von Luther über Ulrich von Hutten bis zu Fichte und Lassalle geht ein gerader Weg: der einer kompromißfeindlichen Erkenntnis und ihres furchtlosen Aussprechens.

Daß wir viele solche Männer gehabt haben, daß sich der deutsche Geist trotz allen Hemmungen nicht binden ließ, daß er durchbrach, sich entfaltete, so reich, so mächtig, so überwältigend, daß man uns das Land der Dichter und Denker taufte, — dies impft in jeden von uns zu allererst die Liebe zum Vaterland.

Diese Art Vaterlandsliebe und dieser Stolz der Ritter vom Geiste seien nicht das Richtige? Man müsse als wahrer Patriot zu allererst den Landesfürsten lieben, in ihm den klügsten, edelsten, menschlichsten unter allen Menschen sehen, ihn, obwohl man an keinen Gott glaube, für von Gottes Gnaden halten — dies sei erste Bedingung der echten Vaterlandsliebe?

Sehen wir von unserer Zeit einen Augenblick ab, so wissen diejenigen, die außerhalb der Schule noch ein wenig Weltgeschichte getrieben haben, daß es ganz unedle, unkluge und ganz unmenschliche Fürsten z. B. in Rom gab, ja, strengnationale und patriotische Historiker, die Mitglieder der Königlichen Akademien waren, haben diese Tatsache des öfteren festgestellt, erklärt und sehr tiefgreifende Forschungen darüber angestellt. Hätten wir also zu einer solchen Zeit und in einem solchen Lande gelebt, so wären wir nach der Argumentierungsart byzantinischer Pseudopatrioten verpflichtet gewesen, den angestammten unedlen und unklugen Fürsten zu lieben.

Wenn wir, um jedem Vorwurf oder Mißverständnis von vornherein zu begegnen, auf unsere Zeit und unser Land exemplifizieren, so ist zu sagen, daß uns der Deutsche Kaiser heute mehr denn je als eine geradezu rührende Gestalt erscheint. Er wird von den Feinden verlästert, verspottet, gehöhnt, er ist der törichtesten Verkennung ausgesetzt, man hält ihn, den Gott ergebensten Monarchen, für einen Attila, man attestiert ihm, dem Friedfertigen, napoleonische Gesten und Gelüste. Die feindliche Presse macht in ihrer Ahnungslosigkeit aus dem besorgtesten Familienhaupt einen wüsten Renaissancehelden, den sie nach genügender Schwärzung der Verachtung ihrer Leser preisgibt. (Wir brauchen nicht zu

betonen, daß seine geistigen, religiösen, künstlerischen Anschauungen nie die unseren waren).

Aber darum handelt es sich ja auch gegenwärtig nicht. Denn es kommt jetzt gar nicht darauf an, daß wir alle ein und denselben Gott haben, oder daß wir gar über Anton von Werner und Ludwig Ganghofer einer Meinung sind.

Es kommt allein darauf an, daß wir dank den außerordentlichen Leistungen unserer Truppen bald einen die Entwickelung Deutschlands sichernden Frieden erringen, um alle Kräfte ansetzen zu können zum Ausbau eines von den Klügsten geführten Volksstaats. Denn wenn auf der Erde ein Volk, so hat es dies verdient, künftig mehr als bisher zur Selbstbestimmung seiner Geschäfte herangezogen

zu werden.

Unsere Vaterlandsliebe also besteht darin, daß wir die Werte dieses Volkes kennen, das wir als einen wichtigen Teil des europäischen Kulturlebens betrachten, ohne den Europa nicht Europa wäre, für einen, der ohne Wechselwirkung mit den anderen Kulturstaaten nicht zu leben, nicht zu blühen vermöchte, und dessen vorzüglichste Eigenschaften nicht in seiner Abschließung, sondern in seiner Empfänglichkeit und reichen Universalität stecken. Ihnen dankt das deutsche Volk seine erstaunliche Entfaltung auf allen Gebieten. Auf sie verzichten, hieße unsere Vorzüge vor andern Völkern aus gekränktem Eigensinn aufgeben. Den Parvenuunfug, den Nachahmung und Snobismus erzeugten, brauchte nicht erst ein Krieg auszuroden. Nur möge uns ein gnädiger Himmel vor den Orgien der Selbstanbetung bewahren. Wir wissen, was wir wert sind. Aber wir haben es nicht nötig, uns und andern unsere Werte immerfort laut herzusagen. Viele halten Patriotismus mit Selbstlob für identisch, und sie kommen sich um so patriotischer vor, je niedriger sie die andern Völker einschätzen. Mich dünkt: allzu bestimmt, wenn auch nicht ohne leutselige

Herablassung sprechen sie von absterbenden Nationen und dekadenten Rassen. Vielleicht wäre es besser, wir wären von unserer eigenen Größe nicht so berauscht, sprächen seltener von Deutschlands Sendung oder Mission, gäben alle mystischen Prophezeiungen auf, orakelten weniger und hielten Selbstkritik auch im Kriege für nützlicher als die allzu billige summarische Verurteilung des Gegners. 29. 1. 1915.

HÄNDLER UND WECHSLER IM TEMPEL

Sozialistische wie alldeutsche Zeitungen haben mit dankenswerter Energie auf die zügellose Spekulation eines gewissen Kriegslieferantentums, auf die ungewöhnlich schnelle imposante und umfassende Mobilmachung der Ausbeuter hingewiesen. So hat die Tägliche Rundschau in einem Aufsatz Dr. Dieckmanns überzeugend nachgewiesen, daß der Grundsatz: „Ein Esel, wer nicht an Kriegslieferungen verdient", gerissenen Juden und Christen augenblicklich die zehn Gebote ersetzt. Wir brauchen nicht erst die Gründerjahre nach dem Kriege zu fürchten. Wir sind schon mitten drin; wir haben sie diesmal vorweggenommen.

Ein — keine Sekunde an etwas anderes als Profit denkendes — Spekulantum hat es fertig gebracht, seit Kriegsausbruch die Preise für nahezu alle Verbrauchsgegenstände maßlos in die Höhe zu treiben. In welchem Umfange sich diese Spekulation „des Warenhandels bemächtigt und wie sie es vermocht hat, auch Waren des nicht alltäglichen und allgemeinen Verbrauchs in den Bereich ihrer unersättlichen Ausbeutungsgier zu ziehen, mögen folgende drastische Beispiele beleuchten. Es wurden bezahlt für den Doppelzentner:

	vor Kriegsausbruch	jetzt
Aluminiumabfälle	120—150 Mark	450 Mark
Leinöl	54—56 „	90 „

	vor Kriegsausbruch	jetzt
Rüböl	62 Mark	100 Mark
Teeröl	6 „	14—15 „
Palmkernöl	bis 70 „	100 „
Kartoffelschnitzel	16 „	22 „

Greller als alle Statistiken beleuchtet die gegenwärtige Situation ein Inserat, das Herr von Gerlach im B. T. gefunden hat und das er im Türmer mitteilt. Ein „Selbstinserent von tadellosem Ruf, großzügig, militärfr., evangel. Kaufm. (preuß. Rittmeisterssohn) mit hohem Einkommen (jetzt Armeelief.) und bedeut. Barvermögen, 25 Jahre alt, sucht Gretchenerscheinung und -naturblond, durchaus schön und gesund, von echt deutsch. Wesen bis 18 J. alt." Daß die Eigenschaft als Armeelieferant heute besonders Gretchennaturen verlocken wird, kann kein Wunder nehmen. — Der Münchner Post wurde jüngst von einem Beamten mitgeteilt, daß bei einer Lieferung von 5000 Pferden an jedem Pferde 400 Mark verdient wurden.

* * *

Aber was frommt die Entrüstung? Fragen wir vielmehr: Wie sind diese bacchantischen Tänze um das goldene Kalb zu verhindern? Da kein deutsches Geld ins Ausland gelassen wird, wohin fließen die Milliarden, die gezeichnet und gezahlt wurden? In die Taschen einzelner, die die Konjunktur auszunutzen verstehen, deren Geschäftssinn gegenwärtig Orgien treibt? Und dieser seltsamen Verschiebung des Nationalvermögens sollen wir ohne Widerspruch zusehen? Weil unser Wirtschaftsleben — wie das aller Staaten — noch im kapitalistischen System wurzelt und so fast in ihm verankert ist, daß seine Befreiung einer Revolution gleichkäme? Aber die Behörden sind bereits dazu übergegangen, soziale und sozialistische Maßnahmen anzuordnen, die während des Friedens kein noch so Radikaler je zu beantragen gewagt hätte. Jetzt verwirklicht die Not die Forderungen der Ideologen. Wir haben Höchstpreise für Getreide, Kartoffeln,

Metalle; die Vorräte an Brot und Mehl wurden zu gemeinnützigen Zwecken beschlagnahmt. Nur der Zwischenhandel fand noch nicht seinen Bändiger. Von diesem Manko profitiert er, wird er fett, der Fiskus schmäler. Denn: wie macht man Geschäfte? Man nutzt die Konjunktur aus. Was heißt aber hier Konjunktur? Das Vaterland ist in Gefahr, rechnet der Kriegslieferant, es hat fünf Milliarden zum größten Teil für Militärzwecke zur Verfügung gestellt bekommen, es braucht Militärmäntel, Nacktpelze, Zeltbahnen, Tornister.

Also gilt es, sich den veränderten Bedürfnissen des Landes anzupassen und in einer Woche soviel wie während der Friedensgreuel in einem Jahre zu verdienen. Gesagt, getan. Denn woher sollen Intendanturbeamte die Erfahrung haben, unreelle Lieferanten, die es gewiß gibt, unterscheiden zu können von unsoliden, mit allen Hunden gehetzten Händlern und Schiebern? Selbst für schärfere Augen oft unmöglich. Also, was tun? Die Anpassungsfähigkeit jener Geschäftsleute ist anzuerkennen, ihre Tüchtigkeit und flinke Bedienung ist jedes anständigen Lohnes wert, nur sollen sie sich nicht auf Volkskosten binnen weniger Wochen in das Jahrbuch der Millionäre aufnehmen lassen können (falls sie noch nicht drin waren).

Deshalb muß der Staat diesen Patrioten ohne Zögern eine möglichst hohe Steuer auferlegen. Sie werden trotzdem noch genug erraffen. Platonische Lamentationen über Kriegswucher fruchten wenig. Treiben wir alle, die mit dem Vaterland — gleichviel unter welchem Deckmantel — ein Geschäft machen wollen, zum Tempel hinaus, werfen wir ihnen die Tische um — die der Wechsler und Händler — und sagen wir ihnen, dem Evangelisten Matthäus folgend, unser Land soll ein Rechtsstaat sein, ihr aber macht es zur Räuberhöhle. Deshalb sollt ihr das zwanzigfache an Steuern als alle andern dem Staat entrichten. So will es Gott der Allmächtige. So will es die Gerechtigkeit, die ihr, Händler und Wechsler, verlacht.

2. 2. 1915

HASS UND KRIEG

VON EDUARD BERNSTEIN, MITGLIED DES REICHSTAGS

Ein tapferes kleines Wochenblatt, das in der Schweiz zweisprachig erscheint und sich die Aufgabe gestellt hat, der sachlichen Auseinandersetzung über die Fragen des Weltkriegs eine Stätte zu bieten, das in Lausanne von Dr. R. Broda veröffentlichte Blatt „Die Menschheit", hat kürzlich an ihre Leser folgende merkwürdige Rundfrage gerichtet:

„Ist es im Interesse der Menschheit — welches das Interesse aller Länder, jedweden Vaterlands in sich begreift — vorzuziehen, die Volksphantasie durch farbige Schilderungen der „Übeltaten" des Feindes zu erhitzen und so eine Mauer von Haß aufzurichten, die die Völker dauernd trenne, oder aber gilt es, diesen wechselseitigen Völkerhaß zu bekämpfen und die künftige Wiederversöhnung aller vorzubereiten?"

Wäre ich dem Antrieb gefolgt, der sich meiner beim ersten Lesen dieser Frage bemächtigte, so hätte ich dem Herausgeber, unbeschadet meiner rückhaltlosen Anerkennung des großen Verdienstes, das er sich durch Herausgabe jenes Blattes erwirbt, mit der Gegenfrage geantwortet: „Ist es im Interesse der Menschheit vorzuziehen, das ackerbare Land in wüstes Wildgehege zurückzuverwandeln, oder aber gilt es, möglichst viel solchen Landes mit Früchten zu bestellen?" In Gedankengängen befangen, die einer mehr als ein Jahrhundert hinter uns liegenden Zeitperiode — nämlich der Zeit vor dem Sommeranfang 1914 — angehören, erblickte ich in der gestellten Rundfrage nur eine Tautologie. Das war jedoch ein großer Irrtum. Sie hat im Gegenteil sehr viel in sich.

Sie regt zum Beispiel die einfache und doch nicht gleichgültige Frage an, ob Krieg überhaupt ohne Haß möglich sei. Unzweifel-

haft haben viele Redaktionen unserer Tageszeitungen, Hochschullehrer und sonstige Pädagogen sie sich vorgelegt und mit Nein beantwortet. Wie sollte man es sonst verstehen, daß Leute mit über dem Durchschnitt stehenden Urteilsvermögen und bürgerlich einwandfreier Moral ihrem Publikum Dinge über Ursache, Ursprung und Zweck des gegenwärtigen Krieges erzählen, die vor keiner objektiven Prüfung standhalten. Das sonst nicht zu Erklärende wird begreiflich, wenn man annimmt, sie hätten sich gesagt, Krieg heiße bei der heutigen Natur der Kriegsmittel etwas so sehr unsern Kulturbegriffen Widersprechendes, daß er nur möglich sei, wenn die Geister durch Haß oder etwas ihm Ähnliches in eine ekstatische Verfassung gebracht seien. Völker auf niederer Kulturstufe fühlen die Notwendigkeit einer solchen Seelenverfassung für die Anforderungen des Krieges instinktiv und suchen sich unmittelbar vor der Schlacht durch Schimpfkonzerte in die gehörige Erregung zu versetzen, und etwas Gleichartiges kann man in der Gegenwart noch vielfach im Volke vorfinden. Zu ihrer eigenen Erbauung erfinden sich da Leute die schauerlichsten Absichten der Nationen, mit denen das eigene Land im Kampf liegt, unbewußt oder wenigstens ohne planmäßige Absicht von dem Bestreben geleitet, sich und anderen den Zweck des Kriegs so recht ihrem Empfinden anzupassen. Es wird von dem Chefredakteur eines im großen Publikum sehr verbreiteten Blattes — man erlasse mir zu sagen, welchen Landes — erzählt, er habe nach Verkünden des Krieges seinem Redaktionsstabe erklärt: „Wer jetzt nicht lügt der ist ein Schuft." Und so wird in allen Ländern im Interesse der guten Sache — nämlich der eigenen Seite — für den Zweck der Stimmungsmache von sonst sehr achtbaren Leuten gelogen, was das Zeug hält.

Es wäre also zunächst zu untersuchen, ob überhaupt ein Krieg, wie wir ihn heute vor uns sehen, ohne Haß oder haßähnliche Empfindungen mit der nötigen Wucht geführt werden könnte.

Gewiß, einem Volk, dessen Land zu erheblichem Teil von feindlichen Truppen besetzt ist, und dem der siegende Gegner Verstümmelung androht, braucht man nichts noch extra vorzumachen, um es zur Kriegsbegeisterung zu entflammen. Wir haben aber in der Geschichte Beispiele genug dafür, daß es selbst da ohne Übertreibungen nicht abgeht. „Haß" schreibt der englische Sozialist Graham Wallas in einem Buch, das wenige Wochen vor Ausbruch des Krieges erschienen ist —

„Haß braucht wie Liebe für seine volle Anstachelung eine lebendige Vergegenwärtigung seines Gegenstandes, und in der Art von europäischen Kriegen, die uns heutzutage bedrohen, mag diese Vergegenwärtigung schwer zu erzeugen sein. In den Tagen, wo der große Macdermott sang

„Die Russen sollen Konstantino-o-opel nicht haben"

hatten wir alle ein deutliches, wenn auch verlogenes Bild von den Russen und Konstantinopel im Kopf. Während ich diese Zeilen schreibe, verfolgen alle guten Europäer die Kontroversen über „Serbiens Fenster nach der Adria" mit demselben Gefühl hilfloser Befürchtungen, mit dem ein Mann, der gefesselt in einem Heuschober liegt, ein in der andern Ecke mit Zündhölzern spielendes Kind beobachten mag. Tritt der Krieg ein, so werden wir wahrscheinlich irgend eine Wesenheit zum Haßobjekt machen. Im Augenblick aber läßt der Refrain

„Österreich-Ungarn soll Durazzo nicht haben"

selbst das Publikum der Musikhallen kühl und verlegen. Wir würden mehr Befriedigung für das Tausend Tote aus einem Krieg zwischen Manchester und Liverpool ziehen".

Das Buch, in dem das steht, ist betitelt „Die Großgesellschaft"*) und ist eine ebenso geistreiche wie vom besten europäischen Empfinden durchdrungene Untersuchung der Psychologie der durch die moderne kapitalistische Entwicklung geschaffenen Gesellschaft, die Wallas nach Analogie des Begriffs Großindustrie Großgesellschaft nennt. Mit jener Unbefangenheit und kritischen

*) The Great Society, a psychological Analysis by Graham Wallas. London & New York, Macmillan & Co.

Ehrlichkeit, die sein auch in deutscher Sprache erschienenes Buch „Menschennatur und Politik" (Jena, Diederichs) auszeichnen, untersucht Wallas die Betätigung der wichtigsten seelischen Antriebe und die Leistungskraft der verschiedenen Schöpfungen für die Organisation von Denken, Wollen und Glücksempfinden in dieser Gesellschaft. Diesem Buch hat Wallas' Freund und Kampfgenosse George Bernard Shaw das Motto zu seinem, dem deutschen Publikum leider nur in ad usum delphini zugestutzten Auszügen übermittelten Appell „Menschenverstand über den Krieg" entnommen:

„Laßt einen europäischen Krieg ausbrechen — etwa den Krieg zwischen Dreibund und Dreiverband, den so viele Journalisten und Politiker in England und Deutschland mit verbrecherischer Leichtfertigkeit in Betracht ziehen. Erweisen sich die Kriegführenden als gleichwertig, so mag er nach Ablauf der ersten Schlachten noch dreißig Jahre lang fortglimmen. Was aber wird die Bevölkerung von London, von Manchester, von Chemnitz, von Bremen oder Mailand am Ende davon sein!"*)

Das Kapitel nun, dem das ersterwähnte Zitat entnommen ist, handelt von Liebe und Haß. Beide Seelenregungen werden von Wallas auf ihre entwicklungsgeschichtlichen Wirkungen geprüft, und der Haß begreiflicherweise in Verbindung mit dem Krieg, den zwar oft genug andere Beweggründe verursacht haben, der aber selten ohne Haßerregung geführt worden ist. Da der Krieg, wie der Einzel- oder Hordenkampf um Weiber, Jagdgründe usw., ein Mittel war, das Überleben der Stärkeren zu erwirken, konnte in den Anfangszeiten der Menschheitsgeschichte, legt Wallas dar, auch die Fähigkeit unversöhnlich zu hassen zugunsten physischer Auslese wirken. Wie steht es aber heute mit den soziologischen Wirkungen des Hasses?

Die Philosophen des Kriegs haben die vorerwähnte Annahme — denn mehr als Annahme ist der Satz selbst für die Urzeit

*) Als am 2. August 1914 die Frage der Beteiligung Englands am Krieg brennend wurde, finden wir Wallas als Schriftführer eines schnell gebildeten „Komitee für britische Neutralität", das zu Protesten gegen Englands Eingreifen in den Krieg aufforderte.

nicht — auf die Gegenwart übertragen, um auch für unsere Zeit dem Krieg, und mit dem Krieg dem Haß, eine die Menschheit emporhebende Wirkung zuschreiben zu können. Es ist aber zunächst eine dieser Theorie entgegenstehende Tatsache, daß, was die Auslese betrifft, mit der Entwicklung der Schußwaffen der Krieg immer mehr aufgehört hat, die weniger Kräftigen auszurotten und die Kräftigeren am Leben zu erhalten. Wallas läßt sich diesen Umstand nicht entgehen und erinnert dabei an die Verwahrung des im peloponnesischen Krieg bei Sphakteria gefangen genommenen Spartaners, man möge aus seinem Überleben nicht etwa einen Schluß auf seine kriegerische Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit ziehen. Denn — „der Pfeil unterscheidet nicht zwischen dem Tapferen und dem Feigling". So schon vor nahezu 2400 Jahren. Heute trifft das von einem gedeckten Platz in 8 Kilometer Entfernung geschleuderte Schrapnell noch weniger Auswahl.

Ebensowenig entspricht heute der Sieg der einen Großmacht über die andere eine schnellere Vermehrung der Angehörigen der Siegerin über die Angehörigen der Besiegten. „Ein entscheidender Sieg der Deutschen und Magyaren im Südosten Europas über die Slaven würde nicht bedeuten, daß in hundert Jahren mehr Deutsche und weniger Slaven leben werden, als wenn der Krieg nicht stattgefunden hätte. — Weder im biologischen noch im ethnologischen Sinn löst der Krieg die Rassenfrage zugunsten der stärkeren Rassen."

Aber die Kriegsphilosophen gehen weiter. Können sie den Krieg nicht teleologisch retten, so schildern sie ihn als Naturgesetz, dem die Menschheit nicht entrinnen kann, solange nicht die Menschen vollständig andere seien oder eine vollständige Umwälzung in der Organisation der Menschheit vor sich gegangen sei, die niemand voraussagen könne. Wir brauchen die Schriftsteller nicht zu nennen, die diese Theorie in Deutschland predigen. Wallas, dem alles Pharisäertum zuwider ist, sieht von den Deutschen ab und nimmt

einen englischen Verfechter vor, den Redakteur der bekannten Wochenschrift „Spectator," Mr. St. Loe Strachey. Im Jahre 1909 hat dieser Herr ein Buch erscheinen lassen, worin er seinen Landsleuten, um sie für die allgemeine Wehrpflicht zu gewinnen, das Evangelium vom unvermeidlichen Krieg beizubringen suchte. Sie sollten es aufgeben, in einer unrealen Welt der Empfindungen und Gefühlsregungen zu leben, und den Tatsachen ins Gesicht sehen. Und was sind diese Tatsachen?

„Krieg ist ebenso das Gesetz der zivilisierten wie der unzivilisierten Welt, die Menschheit hat noch keinen andern Weg gefunden, festzustellen, welcher Wille obwalten soll, wenn zwischen Gemeinschaften, die einander an physischer Kraft gleich zu sein glauben, ein Aufeinanderplatzen der Willen stattfindet." Ein solches Aufeinanderplatzen der Willen werde in der Zukunft ganz ebenso von Zeit zu Zeit stattfinden, wie in der Vergangenheit. Daher sei es nötig, nicht die Ansicht der Sonntagsnachmittags-Erbauungsstunden von der Welt, sondern vielmehr die Ansicht zu hegen, daß „der Mensch noch immer ein wildes Tier ist und daß der Starke und nicht der Wohlwollende Sieger im Wettkampf bleibt."

Es ist interessant, wie alle diese Theoretiker vom „naturgesetzlich" unvermeidlichen Krieg zu Apologeten der Kriegspolitik werden. Großbritannien mußte nach Strachey einmütig den Entschluß fassen, das Kommando über das Meer zu behalten, „was immer es koste." Umgekehrt mußte Deutschland danach streben, England dieses Kommando streitig zu machen und England ob einer möglichen Invasion unbehaglich stimmen. Deutschlands Argumente gegen Englands Seeherrschaft wiederum seien einer der Gründe, weshalb England an ihr festhalten müsse. Also muß der Krieg das entscheidende Wort haben. Eine Beweisführung, für die wir diesseits des Kanals nicht arm an Gegenstücken sind, so daß die Kampfhähne hüben und drüben vor dem Kulturhistoriker als gute Brüder erscheinen. Anders ihr Einfluß auf die Politik. Hören wir

Wallas weiter: „Mr. Strachey entwirft mit gespreizter Genugtuung eine Unterhaltung zwischen zwei europäischen Nationen, von dem höflichen Vorhalt „Wir wünschen, daß Sie von dieser oder jener Handlung Abstand nehmen" bis zur händelsüchtigen Abweisung „Wir haben ein Recht auf sie und gedenken davon Gebrauch zu machen" und dem Schluß: „Es gibt keinen andern Weg als Krieg, möge Gott das Recht schützen!"

Gut prophezeit, mag mancher dabei denken. Wenn man aber sich vergegenwärtigt, wohin die Politik des „Koste es was es wolle" zuletzt zu führen droht, dann wird man veranlaßt, das „Muß" der Psychologie des Mr. Strachey und seiner festländischen Glaubensbrüder etwas näher zu betrachten.

Ihr Verfechter glaubt den Einwand, daß ja im Privatleben die Menschen bereits dazu gekommen seien, ihre Streitigkeiten durch Richterspruch zur Entscheidung bringen zu lassen, und in verschiedenen Ländern auch ihre Ehrenhändel statt durch Duell vor öffentlichen oder freigewählten Gerichten austragen, mit der Antwort abtun zu können, es geschehe das, weil die Menschen durch Staatsgewalt dazu gezwungen würden — „weil man ihnen keine andre Entscheidungsart erlaubt." Wenn es aber richtig ist, daß das Gesetz die Selbsthilfe durch Gewalt verfehmt und die Menschen dazu anhält, ihr Recht im Streit durch den Anruf von Schieds- oder Rechtssprüchen zu suchen, so ist damit noch nicht bewiesen, daß erst Zwang des Gesetzes den Ersatz der Selbsthilfe durch Schiedssprüche herbeigeführt hat. Tatsächlich ist der Übergang von der Selbsthilfe zur Anrufung von Richtern älter als das Gesetz, das die Erstere unter Strafe stellte. Schon auf einer Stufe gesellschaftlicher Entwicklung, wo jeder Vorstand einer Familie in der Lage eines modernen Staats war und unbehindert seinen Streithandel durch Fehde zur Entscheidung bringen konnte, wird, wie man aus vielen Quellen weiß, in zunehmender Häufigkeit dem Ausfechten von Streitigkeiten durch den Kampf die Anrufung der

Versammlung der Familienvorstände freiwillig vorgezogen und so allmählig zur Sitte.

Graham Wallas führt die geschichtlichen Erzählungen der isländischen Sagas als Zeugnisse an, an denen sich verfolgen lasse, wie der Gerichtsspruch des Thing auf Grund freier Entschlüsse zunehmende Regel wird. Island in seiner Abgeschlossenheit kann gewissermaßen als Laboratorium gelten, wo die Bedingungen für die Theorie des Anrufs der Waffen so günstig wie nur möglich waren. In der Saga vom verbrannten Njal sieht man aber die Helden Njal und Gunnar, deren Kampfinstinkte von Hause aus nicht weniger stark waren, wie die Vorliebe irgend eines modernen Raufboldes für den Krieg, immer wieder aus freier Wahl den Thing anrufen, wenn irgend ein Familienmitglied einen unzweifelhaften casus belli zustande gebracht hatte. Es sind merkwürdigerweise nicht diese beiden Männer, sondern — wofür auch die Neuzeit ihre Beispiele aufweisen könnte — ihre Frauen Bergthora und Hallgerda, welche mit Leidenschaft die Kriegsphilosophie vertreten, daß die Welt durch Blut und Eisen und nicht durch die Maximen der Andachtsstunden regiert werde, daß Kämpfen daher viel logischer und befriedigender sei als Verhandeln. Den Njal dagegen läßt die Saga erklären: „Mit dem Gesetz wird unser Land bestellt und in Ordnung gebracht, mit Gesetzlosigkeit aber wird es verwüstet und zugrunde gerichtet werden."

Was auf dieser Stufe die Erkenntnis für die Beziehungen der Familien und Sippen durchzusetzen vermochte, braucht in unserm Zeitalter gewiß nicht für die Beziehungen der Staaten unerreichbar zu sein.

Zur Bezeichnung des Kriegs als ehernes Muß gesellt sich bei allen Kriegsphilosophen dessen Anpreisung als moralische Anstalt. So also auch bei dem uns von Wallas zitierten englischen Exemplar. Der erzieherische Wert der Anhaltung zu Entbehrungen, zur Selbstaufopferung, die der Krieg mit sich bringe, für die im gewöhnlichen Verlauf des Daseins genußsüchtig dahinlebenden Menschen

sei gar nicht hoch genug einzuschätzen. Da langer Friede noch immer zur Verweichlichung und Entartung geführt habe, sei der Krieg eine notwendige Schule der Neugeburt, welche die Menschen davor schütze, im gröbsten Materialismus aufzugehen. Ein Argument, das man mit Wallas, der als langjähriges Mitglied des Londoner Schulrats und Lehrer an Volkshochschulkursen mit der heranwachsenden Jugend aller Gesellschaftsklassen viel zu tun hat, wohl am ehesten in Betracht zu ziehen geneigt ist. Mit ihm wird niemand verkennen, „daß ein Leben in beständig sorglosem Genuß eine seelische Abstumpfung zur Folge haben kann, welche die von ihr Ergriffenen zu den hassenswertesten Wesen macht," und es ist der am wenigsten anfechtbare Satz des Mr. Strachey, daß „jedermann zeitweilig für das Wohl seines Landes auf Wohlstand und Bequemlichkeit verzichten sollte," und daß „die jungen Barbaren der feinen Wohnviertel" etwas von der „gesunden Disziplin" beigebracht erhalten sollten, „die heute der gelernte Arbeiter und der Geschäftsangestellte genießen." Die Frage ist nur, ob dieser Erziehungszweck nicht durch weniger Eisenbartische Methoden erzielt werden kann, und sie findet in der Gegenüberstellung am Schluß des vorstehenden Satzes eigentlich schon ihre Beantwortung. Genau zugesehen ist es nur ein sehr kleiner Prozentsatz der Bevölkerung, der solcher Gewaltkur im Ernst bedarf, um nicht im Genuß zu versumpfen; für die Nationen aber ist sie mit so viel Zerrüttung von Existenzen und Existenzbedingungen verbunden, so unproportioniert und kostspielig, daß sie von selbst zu der Frage getrieben werden, ob man das gewünschte Resultat nicht auf andere Weise erzielen kann.

Ein englischer Dichter und Humorist des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts, Charles Lamb, hat eine satirisch-didaktische „Abhandlung über das Braten von Schweinen" geschrieben, in der sich die Stimmung einer Zeit widerspiegelt, welche die Regenerationskur der napoleonischen Kriege genossen hatte. Lamb erzählt darin von einem Manne in China, der sein Haus anzündete, um

sein Schwein zu braten. Diese Sitte, Schweinebraten herzustellen, sei lange, lange Zeit befolgt worden, bis eines Tages ein weiser Mann erstand, der die Entdeckung machte, daß man Schweinefleisch auch kochen könne, ohne ein ganzes Haus darüber niederzubrennen. Da habe dann die erste rohe Form des Bratens auf dem Rost ihren Anfang genommen. Ein oder zwei Jahrhundert später kam das Braten am Spieß und an der Kette auf. So langsam, heißt es am Schlusse bei Lamb, „machen die nützlichsten und anscheinend naheliegendsten Künste ihren Weg in der Menschheit". Und Wallas, der diesen Satz zitiert, fügt hinzu: Wir haben jetzt unsere nationalen Häuser so umfangreich und so kompliziert gemacht, daß die Sitte, sie in Brand zu stecken, um unsere Seelen zu erwärmen, von Jahr zu Jahr gefährlicher und kostspieliger wird."

In gleicher Weise wird aber auch der Haß eine sehr kostspielige und gefährliche Seelenverfassung für die Nationen. Was immer sich Herr Ernst Lissauer und seine Mitpoeten beim Reimen ihrer tyrtäischen Haßgedichte vorgestellt haben, in jedem Fall wird man von ihnen sagen können, sie wußten nicht, was sie taten. Sie wußten nicht, daß solche Dinge nach zwei Seiten schneiden, daß dem gewünschten Effekt des Tages bittre Nachwirkungen folgen, die sich Jahre und Jahrzehnte hindurch fortsetzen können. Sie wußten nicht, obwohl sie es hätten wissen können und sich hätten sagen müssen, daß die Gemeinhaftung der Nationen in unserer heutigen Gesellschaft schon zu einem solchen Punkt gediehen ist, wo keine große Nation eine andere große Nation ernsthaft in deren Daseinsbedingungen treffen kann, ohne sich selbst mitzuschädigen. Sie wußten auch nicht, daß es so etwas wie ein internationales Echo gibt, und daß man nicht Haß! Haß! Haß! über den Kanal hinweg schreien kann, ohne jenseits korrespondierende Stimmungen zu wecken und dort einen Krieg populär zu machen, der es bis dahin noch nicht war. Und sie wußten schließlich nicht, daß die in diesem Krieg nicht direkt beteiligte Welt, die Welt

der germanischen wie die Welt der romanischen Völker über den Anlaß zu diesem Haß ihre sehr eigenen Gedanken hat.

Es gibt einen Haß, dem man jenes Attribut zuerkennen kann, das mit dem Beiwort heilig bezeichnet zu werden pflegt. Seine Voraussetzung ist, daß er sich richtet gegen brutale Verletzung des Lebensrechts der Menschen und Völker, gegen Niedertretung von Grundsätzen der Gerechtigkeit und Menschenliebe. Der gegenwärtige Krieg aber hat bei seinem Ausbruch nichts mit Gegensätzen dieser Art zu tun gehabt. Mit anerkennenswerter Offenheit stellt ihn das Weißbuch der deutschen Regierung als einen Kampf um die Aufrechterhaltung der Machtstellung Österreichs-Ungarn und weiterhin um das Machtverhältnis der germanischen Rasse in Mitteleuropa hin. Als einen Kampf um Machtverhältnisse, ein Wort, das nur die Doktrin vom europäischen Gleichgewicht umschreibt, faßte ihn aber auch die englische Diplomatie auf, als sie sich entschloß, unter keinen Umständen dem Zusammenhauen Frankreichs passiv zuzuschauen. So kämpfen Interessen gegen Interessen – wirtschaftliche nationalistische, Rassen - Interessen, wie man will und obendrein in bestimmter Auffassung, die nicht einmal in jedem Punkt das richtige Interesse des eigenen Landes zu treffen braucht. Ethische Interessen dagegen, Menschheitsideen und dergleichen haben von Hause aus nichts mit diesem Kampf zu tun gehabt, den man vielmehr kulturgeschichtlich dereinst eher als einen Kampf der nationalen Idee gegen die Menschheitsidee, des imperialistischen Staatsgedankens gegen den altdemokratischen Volksgedanken einschätzen wird.

Und da kommt unter anderen Männern Gottes, der Stadtpfarrer von Nürnberg, Julius Schiller, und sucht in der Vossischen Zeitung vom 20. Januar dem Lissauer'schen Haßgedicht den Stempel der Heiligkeit aufzudrücken. „Wir Deutschen hassen ehrlich, fußend auf dem Recht. England haßt verlogen, von Neid und Mißgunst und Eifersucht getrieben", verkündet er. Man kann nicht umhin,

dabei des Splitter und Balken zu gedenken. Ehrlich wäre es gewesen, zu sagen: Wir hassen England, weil es uns bei einem Messen unsrer Kräfte mit Rußland und Frankreich in die Quere gekommen ist. Ehrlich und menschlich . . Denn solcher Haß braucht den Kampf nicht noch unmenschlicher zu gestalten, als er ohnehin nun einmal ist. Wozu aber der Haß führt, den der Herr Stadtpfarrer Nürnbergs predigt, sollen wir das etwa heilig nennen, weil es doch aufhört menschlich zu sein?

Kürzlich ist in Amerika ein deutscher Gelehrter gestorben, der sich als Mittler von deutschem und englischem Geist fühlte, Professor Flügel, Dozent der Philologie an der Leland Stanford Universität. Aus einer Flugschrift über den gegenwärtigen Krieg, die er wenige Wochen vor seinem Tode geschrieben, teilt das New Yorker „Literary Digest“ Auszüge mit, und da lesen wir unter anderm:

„Wenn jemand nicht weiß, was Blasphemie ist, so laßt ihn, bitte, die Anrufe in den Gebeten lesen, die vor den Schlachten in diesem Krieg geäußert werden. Nicht an ‚Gott‘ werden diese Gebete gerichtet, sondern an ‚unsern Gott‘, offenbar einen spezifisch nationalen Gott.“ Und: „Hat die Welt seit den Tagen der Urvölker keinen Fortschritt im Gottesbegriff gemacht? Oder sind wir noch immer Polytheisten mit nationalen Kriegsgöttern?“

Die Antwort auf diese Frage mögen die Theologen geben. Dem Laien erscheint soviel sicher, daß die Logik bei den Polytheisten ist. Wer seinen nationalen Kriegsgott hat, der darf ihn auch als Blutzeugen des Hasses anrufen. Die allgemeine Sucht aber, den Universalgott, wie er den Gottheitbegriffen des Christentums zugrunde liegt, als einen solchen nationalen Kriegsgott erscheinen zu lassen, den man nach Bedürfnis oder Stimmung für die Händel des eigenen Landes in Anspruch nehmen kann, ist nur ein Zeugnis dafür, wie sehr der Krieg das Urteil der von ihm seelisch Erfaßten zurückwirft auf das Denken einer Kulturperiode, wo die Menschen über den eignen Stamm oder die eigene Völkerschaft hinaus nichts miteinander gemein hatten. In diese Periode gehört denn auch der vorerwähnte „heilige Haß.“

CANDID ODER DER OPTIMISMUS
VON VOLTAIRE



Wie Candid auf einem schönen Schlosse erzogen und dann von dort verjagt ward.

In Westfalen lebte auf dem Schlosse des Barons von Tundertentronck ein Knabe, dem die Natur das sanfteste Gemüt mit auf die Welt gegeben hatte. Sein Gesicht kündete von seiner Seele. Er verband einen recht gesunden Verstand mit großer geistiger Einfalt, und darum, glaube ich, hatte man ihm den Namen Candid gegeben. Die alten Diener des Hauses munkelten, er sei das Kind einer Schwester des Herrn Barons und eines guten braven Edelmannes aus der Nachbarschaft, den dies Fräulein jedoch niemals hatte heiraten wollen, weil er nur einundsiebenzig Ahnen aufzuweisen vermochte und der Rest seines Stammbaumes durch die Ungunst der Zeit verloren gegangen war.

Der Herr Baron war einer der mächtigsten Edelleute Westfalens, denn sein Schloß hatte eine Tür und Fenster, ja, der große Saal war sogar mit Tapeten geziert. Aus seinen Hofhunden ließ



D. Chodowiecki del. E. Henne sc.

sich nötigenfalls eine Meute zusammenstellen, seine Stallknechte waren seine Jäger und der Dorfpfarrer sein Großalmosenpfleger. Sie nannten ihn alle Gnädiger Herr und lachten, wenn er Geschichten erzählte.

Die Frau Baronin wog ungefähr dreihundert Pfund, erwarb dadurch ein großes Ansehen und stand dem Hause mit einer Würde vor, die sie noch achtunggebietender machte. Ihre Tochter Kunigunde zählte siebzehn Jahre. Sie war rotbäckig, frisch, fett und appetitlich. Der Sohn des Barons schien in allen Stücken seines Vaters würdig zu sein. Der Hofmeister Pangloß war das Orakel des gesamten Hauses, und der kleine Candid lauschte seinem Unterricht mit der ganzen Vertrauensseligkeit seines Alters und seines Gemütes.

Pangloß lehrte die Metaphysico-theologico-nigologie. Er bewies aufs bewunderungswürdigste, daß es keine Wirkung ohne Ursache gebe, und daß in dieser besten aller möglichen Welten das Schloß des gnädigen Herrn Barons das allerschönste Schloß und die gnädige Frau die beste aller möglichen Baroninnen sei.

„Es ist erwiesen," sagte er, „daß die Dinge nicht anders sein können, denn da alles zu einem Zwecke erschaffen worden ist, geschah es notwendigerweise zu einem besten Zwecke. Beachtet wohl, daß die Nasen zum Tragen von Brillen erschaffen wurden, und so haben wir denn auch Brillen! Beine sind offenbar zum Tragen von Stiefeln eingerichtet, und wir haben Stiefel! Die Steine sind so gebildet, daß man sie behauen und Schlösser daraus erbauen kann, und so hat der gnädige Herr denn auch ein sehr schönes Schloß, und zwar muß der größte Baron der Provinz am besten behaust sein! Da die Schweine zum Essen erschaffen wurden, so essen wir eben auch das ganze Jahr über Schwein. Aus allem diesen geht hervor, daß jene, so behauptet haben, alles sei gut, eine Dummheit sagten: sie hätten sagen müssen, alles sei zum besten."

Candid lauschte aufmerksam und glaubte unschuldsvoll, denn er fand Fräulein Kunigunde über die Maßen schön, wenn er sich

auch niemals die Kühnheit herausnahm, es ihr zu sagen. Er meinte, daß nach dem Glück, als Baron von Tundertentronck geboren zu sein, der zweite Grad der Glückseligkeit darin bestände, Fräulein Kunigunde zu sein, der dritte sie täglich zu sehen und der vierte Meister Pangloß zu hören, als welcher der größte Philosoph der Provinz und folglich der ganzen Erde war.

Als nun Kunigunde eines Tages in der Nähe des Schlosses in einem kleinen Gehölz, das man Park benannte, spazieren ging, sah sie durch die Büsche, wie der Doktor Pangloß der Kammerfrau ihrer Mutter, einem kleinen, sehr hübschen und äußerst gelehrigen Blondkopf, Unterricht in der Experimentalphysik erteilte. Da Fräulein Kunigunde eine große natürliche Begabung für die Wissenschaften besaß, beobachtete sie atemlos das oft wiederholte Experiment, dessen Zeuge sie geworden. Sie erkannte klar den zureichenden Beweggrund des Doktors, die Wirkungen und die Ursachen, und ging aufgeregt, nachdenklich und ganz von dem Wunsche erfüllt, gleichfalls gelehrt zu sein, von dannen und meinte, sie ihrerseits könnte recht wohl den zureichenden Beweggrund für den jungen Candid abgeben und er seinerseits wiederum für sie.

Auf dem Rückwege zum Schloß begegnete sie Candid und errötete, und Candid errötete ebenfalls. Mit halberstickter Stimme wünschte sie ihm einen guten Morgen, und Candid sprach zu ihr, ohne zu wissen, was er sagte. Als man am nächsten Tage von Tische aufgestanden war, kamen Kunigunde und Candid von ungefähr hinter einen Wandschirm zu stehen. Kunigunde ließ ihr Taschentuch fallen, und Candid hob es auf; da faßte sie ihn unschuldsvoll bei der Hand, und der junge Mann küßte die Hand des jungen Fräuleins ebenso unschuldsvoll mit einer sehr besonderen Lebhaftigkeit, Empfindung und Anmut. Ihre Lippen fanden sich ihre Augen sprühten, ihre Kniee zitterten, und ihre Hände verirrten sich. Der Herr Baron von Tundertentronck kam ebenfalls von ungefähr an dem Wandschirme vorbei, und sobald er diese Ursache



und Wirkung wahrgenommen, jagte er Candid mit wuchtigen Tritten in den Hintern aus dem Schloß. — Kunigunde fiel in Ohnmacht, und sobald sie wieder zu sich gekommen, wurde sie von der Frau Baronin geohrfeigt, und alles in dem schönsten und angenehmsten aller möglichen Schlösser war bestürzt.

Was aus Candid unter den Bulgaren wurde.

Aus dem irdischen Paradiese verjagt, taumelte Candid lange Zeit dahin, ohne zu wissen, wohin er ging, weinte, hob die Augen zum Himmel empor, wendete sich wieder zurück nach dem schönsten aller Schlösser, worin das schönste aller Freifräuleins lebte, und legte sich endlich ohne Nachtmahl inmitten der Felder zwischen zwei Ackerfurchen zum Schlafen nieder. Der Schnee fiel in großen Flocken. Bis auf die Haut durchnäßt, schleppte sich Candid am nächsten Morgen ohne Geld und halbtot vor Hunger und Müdigkeit nach der nächsten Stadt, welche Waldberghofftrarbkdikdorff hieß. Vor der Tür einer Herberge blieb er traurig stehen. Dort wurden zwei junge Männer seiner gewahr. „Kamerad," sagte der eine von ihnen zum andern, „dort steht ein junger, wohlgewachsener Mann, der die erforderliche Gestalt hat." Sie näherten sich Candid und luden ihn aufs höflichste zum Mittagessen ein. „Meine Herren," sagte Candid mit berückender Bescheidenheit zu ihnen, „Sie erweisen mir eine große Ehre, aber ich habe kein Geld, meine Zeche zu bezahlen." „Oh, mein Herr," erwiderte einer der Blauen, „Leute Ihrer Gestalt und Ihres Talentes brauchen niemals etwas zu bezahlen! Messen Sie denn nicht vielleicht fünf Fuß fünf Zoll?" „Ja, meine Herren, das ist mein Wuchs," erwiderte Candid mit einer Verbeugung. „Oh, so nehmen Sie bitte Platz, mein Herr, wir werden Sie nicht nur frei halten, sondern auch niemals leiden, daß es einem Manne gleich Ihnen an Geld gebricht. Die Menschen

sind ja eigens dazu erschaffen, einander beizustehen." „Recht gesprochen," erwiderte Candid, „auch Herr Panglоß hat mir dies stets versichert, ich sehe nun wohl, daß alles zum besten eingerichtet ist." Man bat ihn nun, einige Taler anzunehmen, er nahm sie und wollte einen Wechsel ausstellen, man wies dies jedoch zurück und setzte sich zu Tisch. „Lieben Sie nicht aufs innigste . . .?" „Oh ja," antwortete Candid, „aufs innigste liebe ich Fräulein Kunigunde". „Nicht doch, Herr," rief nun einer der beiden, „wir fragen Sie, ob Sie den König der Bulgaren nicht inniglich lieben?" „Keineswegs," entgegnete Candid, „denn ich habe ihn niemals gesehen". „Was Sie sagen! Er ist der reizendste aller Könige, wir wollen auf seine Gesundheit trinken!" „Von Herzen gern, meine Herren!" Und er trank. „Das genügt", sprach man nun zu ihm, „damit sind Sie der Halt, die Stütze, der Verteidiger, der Held der Bulgaren geworden. Ihr Glück ist gemacht, Ihr Ruhm gesichert." Mit diesen Worten legten Sie ihm Eisen um die Füße und führten ihn auf der Stelle zum Regiment. Dort mußte er rechtsum und linksum machen, den Ladestock handhaben, zielen, schießen, laufen, und zu alledem bekam er noch dreißig Stockschläge. Am nächsten Tage machte er seine Sache schon etwas besser und bekam nur zwanzig Hiebe, am übernächsten gab man ihm nur noch zehn, und darob ward er von seinen Kameraden wie ein Wunder angestaunt.

Candid war ganz bestürzt und vermochte noch nicht recht zu erkennen, in welchem Sinne er denn eigentlich ein Held sei. An einem schönen Frühlingstage ließ er es sich beifallen, einen Spaziergang zu machen. Er ging immer gerade vor sich hin in dem festen Glauben, es sei eben so sehr ein Vorrecht der menschlichen wie der Tiergattung, sich seiner Beine zu seinem Vergnügen zu bedienen. Aber er hatte noch nicht zwei Meilen zurückgelegt, da holten ihn auch schon vier andere sechs Fuß lange Helden ein, banden ihn und schleppten ihn in einen Kerker. Hier fragte man ihn auf dem Gerichtswege, ob er lieber von dem ganzen Regiment sechsund-

dreißigmal ausgepeitscht werden oder auf einmal zwölf Bleikugeln ins Hirn bekommen wolle. Er mochte nun immer hervorheben, daß des Menschen Wille frei sei und er keines von beidem wolle, es half ihm nichts, er mußte eine Wahl treffen, und so entschloß er sich denn kraft der Gottesgabe, die man Freiheit nennt, sechsunddreißigmal Spießruten zu laufen, und zwei dieser Spaziergänge hielt er auch aus. Das Regiment bestand aus zweitausend Mann, das bedeutete viertausend Rutenschläge für ihn, welche ihm vom Nacken bis zum Hintern hinab Muskeln und Nerven bloßlegten. Als man zum dritten Gange schreiten wollte, konnte Candid nicht mehr und bat, man möchte dann doch schon lieber die Güte haben, ihm den Schädel zu zertrümmern. Die Gunst ward ihm gewährt, man verband ihm die Augen und ließ ihn niederknien. In diesem Augenblick kam der König der Bulgaren vorbei und erkundigte sich nach dem Verbrechen des armen Sünders, und da dieser König einen großen durchdringenden Verstand besaß, erkannte er aus allem, was er über Candid hörte, daß er ein junger, in Dingen dieser Welt völlig unwissender Metaphysiker sei und begnadigte ihn mit einer Milde, die in allen Zeitungen und allen Jahrhunderten gepriesen werden wird. Ein wackerer Wundarzt heilte Candid in drei Wochen durch jene von Dioskorides gelehrten Umschläge. Schon hatte er wieder etwas Haut und konnte gehen, als der König der Bulgaren dem Könige der Avaren eine Schlacht lieferte.

Wie Candid von den Bulgaren
entfloh und was aus ihm ward.

Etwas Schöneres, Hurtigeres, Glänzenderes und Wohlgeordneteres als die beiden Heere konnte es gar nicht geben. Die Trompeten, Pfeifen, Hörner, Trommeln und Kanonen bildeten zusammen eine Harmonie, dergleichen es nicht einmal je in der Hölle gegeben. Die Kanonen mähten zuerst auf jeder Seite ungefähr sechstausend

Mann nieder, dann nahm das Gewehrfeuer ungefähr neun- bis zehntausend Schurken fort, welche die Oberfläche dieser besten aller Welten verpestet hatten, und das Bajonett ward ebenfalls der zureichende Grund für den Tod einiger Tausend Mann. Alles in allem mochte sich das Ganze etwa auf dreißigtausend Seelen belaufen. Candid, der wie ein Philosoph zitterte, versteckte sich während dieser heroischen Schlächterei so gut er konnte.

Als dann endlich die beiden Könige ein jeder auf seinem Schlachtfelde ein Tedeum anstimmen ließen, faßte er den Entschluß, wo anders über Ursachen und Wirkungen nachzudenken. Er eilte über große Haufen Toter und Sterbender dahin und erreichte zunächst ein benachbartes Dorf: es lag in Schutt und Asche. Es war ein Avarendorf gewesen, das die Bulgaren nach den Gesetzen des Völkerrechts niedergebrannt hatten. Hier sahen von Schlägen verkrümmte Greise ihre erwürgten Weiber, welche noch ihre Kinder an blutende Brüste preßten, den Geist aufgeben, dort stießen Mädchen mit aufgeschlitzten Leibern ihren letzten Seufzer aus, nachdem sie die natürlichen Bedürfnisse einiger Helden gestillt hatten; andere flehten halbverbrannt, man möge ihnen vollends den Tod geben ... und rings auf der Erde lagen verspritzte Gehirne neben abgeschossenen Armen und Beinen.

Candid floh, so schnell er konnte, in ein anderes Dorf: es gehörte den Bulgaren und war von den avarischen Helden auf die gleiche Weise zugerichtet worden. Candid eilte, immer über Trümmer oder zuckende Gliedmaßen schreitend, unaufhörlich weiter und gelangte endlich aus dem Gebiet des Kriegstheaters, in seinem Quersack einen geringen Mundvorrat und in seinem Kopf ohne Unterlaß gar viele Gedanken an Fräulein Kunigunde. Als er nach Holland gelangt war, fing sein Mundvorrat an auf die Neige zu gehen, da er jedoch sagen gehört, in diesem Lande sei jedermann reich und christlich gesinnt, zweifelte er nicht daran, daß man ihn hier ebensogut behandeln würde, wie ihm im Schlosse des Herrn

Barons geschehen, ehe er daraus wegen der schönen Augen des Fräuleins Kunigunde verjagt worden war.

Er ging mehrere würdige Bürger um ein Almosen an, und diese antworteten ihm allesamt, wenn er nicht aufhöre, dieses Handwerk zu betreiben, würde man ihn in eine Besserungsanstalt sperren, um ihn leben zu lehren.

Er wandte sich nun an einen Mann, der soeben ganz allein eine volle Stunde lang in einer Versammlung über Wohltätigkeit gesprochen hatte. Dieser Redner durchbohrte ihn mit seinen Blicken und fragte ihn: „Was wollen Sie hier, verursacht die gute Sache Ihr Hiersein?“ „Es gibt kein Ding ohne Ursache,“ erwiderte Candid bescheiden, „alles ist notwendig verknüpft und zum besten gerichtet: ich mußte Fräulein Kunigundens wegen verjagt werden, mußte Spießruten laufen und muß mir nun auch mein Brot erbetteln, bis ich selber welches verdienen kann; alles dies könnte gar nicht anders sein!“ „Mein Freund,“ sagte der Redner, „glaubst du, daß der Papst der Antichrist ist?“ „Ich habe das noch nicht sagen gehört,“ antwortete Candid, „aber ob er's nun ist oder ob er's nicht ist, ich habe nichts zu essen!“ „Du verdienst auch nichts,“ erwiderte der andere, „fort, du Schurke, fort, du Elender, und komme mir niemals wieder in den Weg.“ Die Frau des Redners hatte aus dem Fenster gesehen, und als sie nun eines Mannes ansichtig wurde, der bezweifelte, daß der Papst der Antichrist sei, goß sie ihm einen vollen .... auf den Kopf. Oh Himmel, zu welchem Überfließen kann bei einem Weibe der Religionseifer nicht führen!

Ein Mann, der nicht getauft worden war, ein braver Wiedertäufer namens Jakob, sah die grausame und schändliche Weise, mit der einer seiner Brüder, ein Wesen auf zwei Füßen ohne Federn, das eine Seele hatte, behandelt wurde. Er nahm ihn mit in sein Haus, reinigte ihn, gab ihm Brot und Bier, machte ihm zwei Gulden zum Geschenk und wollte ihn sogar in seiner Fabrik für

persische Stoffe, die in Holland verfertigt wurden, arbeiten lehren. Candid warf sich ihm beinahe zu Füßen und rief: „Meister Pangloß hat wahr gesprochen, als er sagte, daß in dieser Welt alles zum besten eingerichtet sei, denn ihre außerordentliche Großmut beeindruckt mich unendlich tiefer, als die Härte jenes schwarz bemäntelten Herren und seiner Frau Gemahlin getan."

Am nächsten Morgen begegnete Candid auf einem Spaziergange einem über und über mit Pusteln bedeckten Bettler, dessen Augen erloschen, dessen Nasenspitze zerfressen, dessen Mund gespalten und dessen Zähne schwarz waren. Unaufhörlich von einem heftigen Hustenreiz geplagt, krächzte er mit heiserer Stimme und spie bei jedem neuen Hustenanfall einen neuen Zahn aus.

Wie Candid seinen alten Philosophielehrer, den Doktor Pangloß wiederfand, und was daraus entsprang.

Candid fühlte sich mehr von Mitleiden denn von Abscheu bewegt und schenkte dem grauenhaften Bettler die beiden Gulden, die er von seinem wackeren Wiedertäufer Jakob bekommen hatte. Das Gespenst sah ihn starr an, vergoß Tränen und sprang ihm an den Hals. Entsetzt wich Candid zurück. „Ach," sprach nun der eine Elende zu dem andern Elenden, „erkennst du deinen lieben Pangloß nicht wieder?" „Was höre ich, Sie, mein geliebter Meister, Sie in diesem grauenhaften Zustande, welches Unglück ist Ihnen denn zugestoßen, warum sind Sie nicht mehr in dem schönsten aller Schlösser, und was ist aus der Perle der Mädchen, aus dem Meisterwerk der Natur, was ist aus Fräulein Kunigunde geworden?" „Ich bin am Ende," stöhnte Pangloß. Sofort führte Candid ihn in den Stall des Wiedertäufers und gab ihm ein wenig Brot zu essen, und als er sah, daß sich Pangloß ein wenig erholt hatte, rief er aus: „Nun, und Kunigunde?" „Sie ist tot," erwiderte der andere. Bei diesen Worten fiel Candid in Ohnmacht. Sein Freund brachte

ihn mit etwas schlechtem Essig, der sich zufällig im Stalle fand, wieder zur Besinnung. Candid schlug die Augen auf: „Kunigunde ist tot, oh beste der Welten, wo bist du? An welcher Krankheit ist sie nur gestorben? Geschah's etwa, weil sie hatte mit ansehen müssen, wie ich aus dem schönen Schlosse ihres Herrn Vaters mit wuchtigen Fußtritten vertrieben wurde?" „Nein," erwiderte Pangloß, „sie ist von bulgarischen Soldaten aufgeschlitzt worden, nachdem man sie so gründlich vergewaltigt hatte, wie dieses nur irgend möglich ist. Dem Herrn Baron, der sie verteidigen wollte, haben sie den Schädel eingeschlagen, die Frau Baronin ist in Stücke zerhackt worden, mein armer Zögling ward genau wie seine Schwester behandelt, und von dem Schlosse selber ist kein Stein mehr auf dem anderen, keine Scheune, keine Hammel, keine Enten und keine Bäume sind übrig geblieben, aber wir sind gut gerächt worden, denn die Avaren haben auf einer benachbarten, einem bulgarischen Edelmanne gehörigen Freiherrschaft ebenso gehaust."

Nach dieser Rede fiel Candid abermals in Ohnmacht. Als er dann jedoch wieder zu sich gekommen und alles gesagt hatte, was er sagen mußte, forschte er nach der Wirkung und nach der Ursache und nach dem zureichenden Grunde, der Pangloß in einen so jämmerlichen Zustand versetzt? „Ach," erwiderte dieser, „die Liebe hat's getan, die Liebe, die Trösterin der Menschheit, die Erhalterin des Weltenalls, die Seele aller fühlenden Wesen, die zarte Liebe." „Oh," rief Candid, „auch ich habe die Liebe gekannt, diese Beherrscherin der Herzen, diese Seele unserer Seele! Mir hat sie niemals mehr eingetragen als einen Kuß und unzählige Fußtritte in den Hintern. Wie hat nur diese so gar schöne Ursache in Ihnen eine so entsetzliche Wirkung hervorbringen können?"

Pangloß antwortete mit den folgenden Worten: „Oh mein teurer Candid, du hast Paquette gekannt, jenes hübsche Kammermädchen unserer erlauchten Baronin? Ich habe in ihren Armen alle Wonnen des Paradieses genossen und die haben die Höllenqualen hervor-

gebracht, von denen du mich verzehrt siehst: sie war damit angesteckt und ist inzwischen vielleicht daran gestorben. Paquette hatte dieses Geschenk von einem außergewöhnlich gelehrten Franziskaner erhalten, der bis zur Quelle hinaufgestiegen war, denn er seinerseits hatte es von einer alten Gräfin bekommen, die es von einem Rittmeister empfangen, der es einer Marquise verdankte, die es von einem Pagen besaß, dem's ein Jesuit verschafft, welcher es während seiner Novizenschaft in gerader Linie von einem Gefährten des Christoph Columbus bekommen hatte. Was mich angeht, so werde ich es an niemanden weitergeben, denn ich sterbe."

„Oh Pangloß," rief Candid, „welch ein absonderliches Geschlechtsregister! Sollte es seinen Ursprung nicht im Teufel haben?" „Keineswegs," erwiderte der große Mann, „das Ganze ist ein in der besten aller Welten völlig unentbehrliches Ding, ein notwendiger Bestandteil, denn hätte Christoph Columbus auf einer Insel Amerikas diese Krankheit nicht bekommen, als welche die Quelle der Fortpflanzung vergiftet, ja zuweilen sogar verstopft und ganz offenbar der Gegenpart des großen Zweckes der Natur ist, so hätten wir weder Schokolade noch Kochenille. Man muß ferner beachten, daß diese Krankheit bis auf den heutigen Tag ebenso wie die Religionsstreitigkeiten eine Besonderheit unseres Erdteiles ist. Die Türken, Inder, Perser, Chinesen, Siamesen und Japaner kennen sie noch nicht, aber es ist ein zureichender Grund dafür vorhanden, daß auch sie ihrerseits sie im Verlauf einiger Jahrhunderte kennen lernen werden. Inzwischen hat sie unter uns gar herrliche Fortschritte gemacht, vor allem in jenen großen, aus ehrenwerten wohlerzogenen Söldnern bestehenden Heeren, die über die Schicksale der Staaten entscheiden. Man darf versichern, daß, wenn dreißigtausend Mann gegen ein gleich großes Heer eine Schlacht liefern, auf jeder Seite ungefähr zwanzigtausend mit dieser Seuche behaftet sind."

„Das ist wunderbar!" rief Candid, „aber sie müssen kuriert

werden." „Wie sollte das wohl geschehen?" sagte Pangloß, „ich habe keinen gebogenen Heller, mein Freund, und auf der ganzen Breite dieses Erdenrundes kann man weder einen Aderlaß noch ein Klistier bekommen, ohne dafür zu bezahlen oder von jemand anderem dafür bezahlen zu lassen!"

Dies letzte Wort brachte Candid zu einem Entschluß: er warf sich seinem barmherzigen Wiedertäufer Jakob zu Füßen und machte ihm eine so rührende Schilderung von dem Zustande seines Freundes, daß der wackere Mann nicht länger zögerte, den Doktor Pangloß aufzunehmen und auf seine Kosten heilen zu lassen. Pangloß verlor in der Kur nur ein Auge und ein Ohr. Er schrieb gut und beherrschte die Arithmetik, der Wiedertäufer Jakob machte ihn also zu seinem Buchhalter, und als er sich nach Verlauf von zwei Monaten gezwungen sah, in Handelsgeschäften nach Lissabon zu reisen, nahm er seine beiden Philosophen mit sich auf sein Schiff. Pangloß setzte ihm auseinander, daß alles so gut sei, wie es gar nicht besser sein könnte. Jakob war nicht seiner Meinung. „Die Menschen," sagte er, „müssen die ursprüngliche Natur wohl ein wenig verdorben haben, denn sie sind nicht als Wölfe geboren, sondern sind erst zu Wölfen geworden. Gott hat ihnen weder vierundzwanzigkalibrige Kanonen noch Bajonette gegeben, sondern sie haben sich Bajonette und Kanonen erst zu gegenseitiger Vernichtung selber erfunden. Ich könnte auch die Bankerotte und die Gerechtigkeit in Betracht ziehen, als welche sich der Güter der Pleitemacher bemächtigt, um die Gläubiger darum zu betrügen." „Alles dies ist unerläßlich," sagte der einäugige Doktor, „privates Unglück bildet das allgemeine Glück, so daß alles um so besser steht, je mehr privates Unglück es gibt." Während er dergestalt vernünftelte, verdunkelte sich die Luft, die Winde bliesen aus allen vier Ecken der Welt und das Schiff ward angesichts des Hafens von Lissabon von dem schrecklichsten Unwetter überfallen.

Aus den von Ernst Hardt vortrefflich übersetzten Erzählungen Voltaires (Verlag Wiegandt u. Grieben, Berlin).

MENSCHENRECHTE
VON AUGUST STRINDBERG

Aus der schwedischen Handschrift übersetzt von Emil Schering

Wenn in einer zivilisierten Gesellschaft ein Menschenkind geboren wird, so wird es mit Rechten geboren, weil die Gesellschaft darauf wartet, von dem Neugeborenen Pflichten zu verlangen, sobald die Zeit erfüllt ist.

Das Kind hat ein Recht auf Nahrung und elementare Erziehung, und die Gesellschaft soll die Kinder, deren Eltern es infolge von Not nicht können oder aus Nachlässigkeit es versäumen, ernähren und erziehen; denn das Kind darf nicht dafür bestraft werden, daß die Eltern nachlässig sind.

Da aber das Leben ein Stadion ist, auf dem ein Wettstreit stattfindet, müssen alle beim Start gleich gerüstet sein. Das geschieht am besten in der Grundschule, in der die Elemente gratis mitgeteilt werden, obligatorisch und eine einzige für alle. Lesen, Schreiben und Rechnen heißen die Schlüssel zu allem Wissen, denn mit diesen dreien kann man dann den Rest, der im Buchhandel zu kaufen ist, selbst lernen.

Wer Mittel und Lust hat, mehr Kenntnisse zu erwerben, der soll es tun; das darf aber keinen Rang zur Folge haben, noch andere Vorrechte als das, daß jeder an seinen Platz kommt.

Und wer sich auf einen gelehrten Beruf vorbereitet, der soll nicht die Forderung stellen, daß der Staat ihm einen Platz verschafft, wo kein Platz ist; vielmehr muß er es als einen günstigen Umstand betrachten, daß er auf dem einen oder andern Gebiet mehr weiß als die nicht so Begünstigten.

Wenn jeder, seiner natürlichen Anlage und Neigung folgend, sich eine Laufbahn gewählt hat, so soll ihm offen stehen, ohne Beschränkung befördert zu werden, nach Verdienst, soweit seine Fähigkeit reicht.

Die erste Beschränkung in der jetzigen veralteten Kastengesellschaft ist das Studentenexamen (Abiturientenprüfung). Das ist schon an sich sinnlos, da niemand an einem halben Tage zu zeigen vermag, was er weiß, aber sehr wohl wegen einiger Einzelheiten, die er vergessen hat, durchfallen kann; gehört doch dieses ganze Sammelsurium von Wissen ins Konversationslexikon. Diese Prüfung, welche die ganze Jugend gekostet hat, gibt aber noch kein Brot, sondern ist nur die Einleitung zur Fachausbildung. Dagegen ist diese Prüfung ein Schlagbaum auf dem Wege, schafft einen bevorrechtigten Stand und muß darum fallen. Die Erfahrung hat ja gezeigt, daß ein Mann, auch ohne irgend eine Prüfung bestanden zu haben, einen Staat lenken kann (der Präsident der Vereinigten Staaten); und daß in einer Monarchie die Ratgeber des Königs ohne Prüfung und Fachkenntnisse Ministerien verwalten können. Das ist doch ein schlagender Beweis dafür, daß das Examen entbehrlich ist.

In einem Volksstaat (Schweiz) ist die Regierung sehr einfach, und ein Staatsamt wird nicht immer bezahlt, sondern als ein Ehrenposten betrachtet, als eine Vertrauensstellung, die man auch nicht indirekt durch buntere Tracht oder Orden belohnt.

In unseren bürgerlichen Ämtern wie Post, Telegraph, Eisenbahn müßte die Beförderung unbeschränkt sein. So könnte man den Briefträger, der ja schreiben und rechnen kann, dem große Geldsummen anvertraut werden, sehr wohl ans Pult setzen, wenigstens bei der inländischen Post, wenn er keine Kenntnisse in fremden Sprachen besitzt.

An der Eisenbahn soll der Gepäckträger Stationsvorsteher werden können, da zu Vorstehern sehr oft fremde Herren genommen werden, die von der weitläufigen Organisation des Betriebes so wenig Ahnung

haben, daß die sachverständigen Untergebenen den Dienst besorgen müssen.

In den höheren Stellungen werden im allgemeinen so geringe Fachkenntnisse verlangt, daß man täglich die unbegreiflichsten Beförderungen sehen kann. Jetzt ist dieser Mann Geologe; bald darauf ist er Direktor im Handelsministerium; dann taucht er auf als Eisenbahnbetriebsdirektor; und schließlich leitet er einen Regierungsbezirk, ein Amt, das weder mit Geologie, Handel noch Eisenbahn zu tun hat. Daraus geht deutlich hervor, daß Fachtüchtigkeit nicht der Grund für die Beförderung ist; und alle Welt weiß, daß der Oberpräsidialrat den Regierungsbezirk verwaltet — und daß des Oberpräsidenten Amt nur für den Inhaber da ist.

Einen europäischen Staat gibt es, in dem das Offiziersvorrecht aufgehoben ist, wo also der Unteroffizier befördert werden kann. Im italienischen Heere wird ein gewisser Prozentsatz von Unteroffizieren befördert. (Das war wenigstens um 1890 der Fall; ob es sich seitdem geändert hat, weiß ich nicht.)

Am meisten merkt man diesen Unterschied in Ämtern und Banken, wo es noch einen Bureaudiener gibt. Der wird bei Namen gerufen, ohne daß man ein „Herr" hinzufügt, während der unterste Beamte, (der doch der Diener der Allgemeinheit ist) Herr genannt wird.

Nun sind alte Diener in gewissen Ämtern so geschäftskundig, daß sie die neuen Beamten unterweisen; ich habe Ämter gekannt, in denen der erste Diener der Gehilfe des Chefs war, beinahe seine rechte Hand. Bei Zollämtern wird oft der ganze Dienst von einem alten Diener besorgt, wenn der Chef auf Jagd ist oder Urlaub hat (sich genommen hat); aber dafür bekommt der Diener weder eine Vertretung, einen besonderen Lohn noch eine Beförderung. In Privatbanken dagegen sind, das weiß ich, zuweilen Laufburschen und Diener zu Beamten befördert worden, weil sie sich befähigt gezeigt haben.

Dann haben wir die Dienstboten! Da man schließlich den freien Austausch zwischen Arbeit und Lohn erkannt hat, da Handgeld

Gesindeordnung, Züchtigungsrecht aufgehoben sind, müßte doch die Stellung der Dienstboten in einem Hause von etwas anderem abhängen als von Hausherrngewalt und Mietgeld. Der Dienstbote gibt seine Arbeit im Austausch gegen Lohn und Kost, und die Abrede ist frei. Warum ihn denn als Hörigen behandeln, da der Hausherr ebenso abhängig vom Dienstboten ist, also in seiner Abhängigkeit steht. Warum duzt man den Dienstboten? Er hat doch einen Arbeitsvertrag geschlossen! Warum soll er seinen bürgerlichen Namen verlieren? Mit welchem Recht greift man in sein Privatleben ein? Es braucht ja ein Dienstbote nur seinen Dienst zu verlassen, damit man merkt, wie hilflos man ist, wenn das Haus auf dem Kopfe steht! Man kann ja garnichts: weder ein Feuer anzünden, noch ein Bett machen; am allerwenigsten Essen bereiten, was eine große Kunst ist. Dann erst fühlt man, welchen Dank man diesen Unentbehrlichen schuldet, ohne die das Leben unmöglich zu leben ist — für die Oberen.

Dasselbe gilt für den Arbeiter! Etwas geht im Hause entzwei, nur ein Schloß zum Beispiel. Selbst kann man es nicht wieder in Ordnung bringen, kein Ingenieur, kein Professor der Mechanik kann es in Ordnung bringen, nur der Schlosser kann es! Er ist also unentbehrlich und müßte sich unerhört bezahlen lassen, aber das tut er nicht; vielmehr nimmt er viel zu wenig, da er allein mit seinen Berufsgenossen, ohne es zu wissen, ein Monopol hat oder einen Trust bildet. Wir, die wir im modernen Maschinenhause wohnen, wir müssen es fühlen, wie abhängig wir vom Arbeiter sind. Wenn das elektrische Licht nicht brennt, gerade da man Gäste erwartet, dann ist die Rettung nur bei einem; und wenn die Zentralheizung versagt, dann wohnt man wie auf der Straße und muß schleunige Abhilfe vom Arbeiter betteln. Er läßt uns heute etwas warten, damit wir lernen sollen, was er wert ist; aber es ist oft nur Gedankenlosigkeit und Schlendrian, daß wir den, von dem wir abhängig sind, behandeln, als sei er unser Diener . . .

Zwei Großstreike habe ich erlebt; da entdeckte ich, welche hilflosen, überflüssigen Luxusartikel wir Nichtarbeiter sind; wie die ganze Gesellschaft, mit ihrer Kultur, mit ihren Blüten: Kunst, Dichtung und Wissenschaft, nur von der Gnade der Arbeiter abhängt, denn sie sind die Fundamente und die Mauern.

„Wenn die Arbeit nach Verdienst bezahlt würde, müßte die Industrie aufhören", hat jemand gesagt. Mag sie denn einstürzen, wenn sie auf so ungerechter Grundlage gebaut ist, wenn sie die Notlage eines Mitmenschen mißbraucht.

Und wer gegen Klassenkampf predigt, soll lieber darauf bedacht sein, die Klassen und die Klassenschranken aufzuheben. Macht den Zutritt zum Stadion frei und seht zu, daß jeder Start unter gleichen Bedingungen und ohne Schwindel vor sich geht. Das würde den Haß besänftigen, das Leben erträglich und hoffnungsvoll machen für die, welche dort unten ohne Hoffnung arbeiten; ohne die Hoffnung, jemals an die Seite ihrer Mitmenschen hinauf zu kommen, die sich einbilden, über ihnen zu stehen, die ersten zu sein, obwohl sie, wie man schließlich entdeckt hat, die letzten sind.

NEUE ETHIK

VON ALFRED LEMM

Ethik ist das Bedürfnis, das Verhältnis der Menschen untereinander zu regeln. Religion hat es ursprünglich nur mit dem Verhältnis der Menschen zu der Macht, an die er sich verehrend anzulehnen sucht, zu tun. Doch ist es natürlich, daß diese Macht, einmal festgelegt, auch entscheidend für die sozusagen internen Angelegenheiten der Welt sein soll. Deshalb ist jede Religion Ethik zugleich. Mit ihrem Fall wurde auch ihren sittlichen Forderungen die Gültigkeit aufgesagt. Die Lücke hätte möglicherweise von der Philosophie, der wissenschaftlichen

Morallehre ausgefüllt werden können: Gefolgschaft der Lehre eines großen Mannes an Stelle des Kirchganges. Eine ähnliche Rolle der Hauptschuldigen aber wie die Wissenschaft an der Zersetzung der Glaubensobjekte, spielt die moderne wirtschaftliche Lebensform an dem Zusammenbruch jeder ethischen Grundlage.

Ein Großindustrieller, dessen Angestellter die Gebote der Bergpredigt, nicht etwa wörtlich, sondern nur dem Sinne nach, in seinem Geschäftsbetrieb einzuführen versuchte, würde zweifellos für die sofortige Überführung des Schwärmers in ein Irrenhaus sorgen. Die Entfernung zwischen dem christlichen Ethikideal und dem Zeitempfinden ist also heute bis zu den kaum noch überbietbaren Polen „Christus und Tollhaus" gestiegen. Dostojewsky zeigte in seinem „Idioten" erschütternd diese Diskrepanz auf. Doch von einer anderen Seite. In dem unindustriellen, primitiven Rußland jener Zeit treibt er seine Forderung der Liebe gleich einem Keil zwischen Grausamkeit, Unverstand, Gewalttätigkeit. Das westliche Europa und Amerika von heute sind zivilisierter, die Problemstellung ist eine andere. Ethisches Unrecht geschieht mehr auf gesetzmäßigem Gebiet. Das Faustrecht wich der Geldmacht. Hier liegt das Sündenfeld.

Zu dem Resultate der Existenzform wie sie heute ist, laufen die Linien aus den verschiedensten Richtungen zusammen. Das Recht jedes Einzelnen an den Vorteilen der Kultur, gesteigertes Bedürfnis nach ihnen, einseitige Anhäufung von Grundbesitz und Kapital, der technische Aufschwung mit dem sich einstellenden Größenwahnsinn, der alle Arbeit getan glaubt und flaches Genießen statt Vertiefung zur Folge hat, das Offenliegen aller Möglichkeiten, zur Jagd nach ihnen treibend, gesellschaftliche Machtsucht. Alles dies machte den Lebenskampf zu einem so ungeheuer schweren und ließ die Menschen in ihrer Mehrzahl nicht die Möglichkeit, ihr Verhältnis auf anderer als nationalökonomischer Grundlage zu regeln. Ein Moment ist hier bezeichnend für die ganze entsetzliche Lage: die scharfe, für jede Ethik groteske Trennung zwischen geschäftlicher und menschlicher Moral, wie sie allgemein in naiver Offenheit verfochten wird.

Ist der Materialismus, sei er nun ein notwendiger oder ein freiwilliger, in den nach stofflichen Erfolgen strebenden Schichten der Menschen der Feind der Ethik, so ist es in den Kreisen mit mehr geistigen Zielen der Individualismus. Abzweigungssucht, Vereinzelungsbestreben aus Neigung, hervorgegangen aus einem vorgeschrittenen Stadium der Eigenentwickelung, trennten die Köpfe voneinander und von der Gesamtheit. Dem demokratischen Zeitalter folgte ein antisozialer Rückschlag. Auch hier konnte das Verhältnis der Menschen untereinander offensichtlich nur in verneinender Weise begriffen werden.

Doch nun kam ein Ereignis. Als in den Augusttagen von allen Seiten die Kanonen gegen das deutsche Volk aufgefahren wurden, da durchpulste den gesamten Staatskörper ein Zusammengehörigkeitsgefühl von ungeahnter Stärke. Es besteht für niemanden ein Zweifel, daß in dieser Zeit weniger Unrecht am Nebenmenschen in Deutschland geschah. Die Stimmung auf den Straßen war symbolisch: man sah ungleich mehr Rücksicht, wo Menschen zusammenkamen, hörte Worte innigeren Verständnisses füreinander. Der Angriff von außen preßte zu nahester Gemeinschaft zusammen. Eine unsoziale Tat war eine hassenswerte, verabscheute. Mehr kann der Ethiker nicht verlangen. Und alles das war nicht die Folge einer verstandesmäßigen Überlegung: ich helfe Dir, weil ich weiß, daß ich in dieser schweren Zeit auch bald Deine Hilfe brauche; sondern der Begriff der Kameradschaft, bisher völlig fremd der heutigen Generation, wurde von Millionen erfühlt, nachdem gemeinsame Gefahr ihn freigelegt hatte. Dieses Gefühl aber ist letzte Notwendigkeit und für alle Ewigkeiten unentbehrlich dem Verhältnis der Menschen untereinander. Ohne den Sinn der Zusammengehörigkeit schärft sich der Individualismus beider Formen ins Unendliche zur gegenseitigen Zerfleischung.

Das erkannte die Lehre der Seelenwanderung und des Ahnenkultus. Das wußte natürlich auch Christus. Der aber war kein Volkswirtschaftler. Er wollte Fortwendung von weltlichen Zielen; wich dem wirklichen Erdenleben aus. Deshalb weiß mit seiner Lehre die heutige

Zeit, die Wirklichkeitsnaheste aller Zeiten, wenig mehr zu beginnen. Geschehen in ihr doch die Morde und Verwundungen zum lächerlich kleinen Teil nur auf der Straße: zum allergrößten auf Börsen und in Büros. In diesen aber, die eingerichtet sind auf Einanderverdrängen aus allen Kräften, auf gegenseitiges Schaden aus Beruf und Notwendigkeit ist noch immer gleich einem schönen Bild aus besseren Zeiten die Lehre von der Bruderliebe des Nazareners aufgehängt. Der moderne Industriestaat steht Christus gegenüber wie ein mit Rechnungen erfüllter Geschäftsmann einem großen Kunstwerk.

Wir können es nicht ändern, daß leben kämpfen, kämpfen töten ist. Heutige Ethik muß, im Einsehen ach so vieler Notwendigkeiten, bescheiden sein. Sie muß auf festumzirkelte numerierte Gebote verzichten. Sie kann nur die ungefähre Forderung aufstellen: geht in Eurem Kampf nicht über das eherne Grundgesetz hinweg, daß die Menschen Kameraden sind. Es sei die letzte Grenze. Für den Kameraden pflegt man nicht zu opfern was zur Tränkung der eigenen Lebenswurzeln dient. Aber man wird ihm auch nicht nehmen, was nicht unbedingt nötig ist. Und man wird ehrlich zu ihm sein.

Heutige Ethik sagt nicht, hört auf zu kämpfen, weil ihr tötet. Sie fordert nur: Kämpft wenigstens offen, auf daß ihr das Schönste und Wertvollste, was die Erde, nachdem so vieles haltlos wurde, noch zu vergeben hat, nicht besudelt: Das gegenseitige Vertrauen. Ohne Vertrauen zerfällt die Welt. Früher brauchte man es nicht so wichtig. Die hoffenden Augen richteten sich nach oben. Heute aber, wo der Himmel zu Stein geworden ist, müssen sie nach rechts und nach links sich wenden. Auch der letzte Glaube stirbt ohne Vertrauen auf Menschen. Der Gegenwart steige Gottesglaube nur aus dem Glauben an die Menschheit empor.

Denn so wie Deutschland heute umlagert ist von Hassern, die ihm Abbruch tun, es verderben wollen, so kreist äußeres und inneres Schicksal beständig um die Menschen, bereit, jeden Augenblick auf sie einzuhacken. Die ewigen Schmerzen des Lebens und des Sterbens fressen an ihnen. Des einen Qualen heißen Krankheit, Hunger, Trauer, Leidenschaften.

Die anderen sind wundgeschlagen von den Widersprüchen der Welt, der Unhaltbarkeit alles Menschlichen, vom Versagen der Kraft zum Ziele. Sie alle Genossen des Leides. In dem unendlichen Weltenraum ist der Planet Erde eine kleine Insel, auf die eine Anzahl Schiffbrüchiger verschlagen wurde. Rings umgeben vom grauen, zähnebleckenden Meer sind sie aufeinander angewiesen. Ungeheuerlich zu denken, daß sie sich nicht einmal aufeinander verlassen könnten. Fluch über den, der in der gemeinsamen großen Not den Kameraden um des Vorteils willen belügt.

Der Zusammenhalt der Menschen gegen das Drohende, Schwere, ist die letzte Abwehr, nachdem so viele andere Schutzwehre fielen. Vertrauen aber ist ihr Baugrund, ohne den auch sie zusammensänke. Ihr müßt Eure Mitmenschen schädigen; und rühmt Euch dessen. Es liegt neuzeitliche Kraft im notwendigen Kampf. Aber schadet offen. Im Zorn ein Mord ist weniger schlimm als eine bewußte Vertrauenstäuschung. Denn durch sie schändet ihr den letzten Sinn der Welt, welcher unantastbar bleibt, wenn jeder andere gefallen ist. Vertrauen ist Pfand und reinster Ausdruck des Zusammenhaltes. Ist Grundlage und äußerste — nicht einmal befriedigende — Forderung des Ethischen. Ist das Geringste, worauf menschlicher Seelenbestand, der im Lauf der Entwicklung des Geistes geplündert und durcheinandergeworfen wurde, noch Anspruch erhebt. Ohne Vertrauen knicken die letzten festen Stäbe der Welt und Chaos bricht über ihr herein.

* * *

Das deutsche Volk hat gespürt, was die Grundlage aller Ethik ausmacht. Die Tage der Bedrängnis haben es bis tief in die eigensüchtigsten Herzen gerufen. Viele sagen: Mit der Not ist noch stets wieder die Moral vergangen. Dies wird die Prüfung für den gerühmten Idealismus Deutschlands sein. Früher war ja Idealismus eine viel leichtere Kunst als heute. Im Geschäftsbetrieb der Völker findet sich kaum noch Zeit für ihn. Ethischer Idealismus aber ist heute der am wenigsten leichte, weil er die Portemonnaies nicht schwerer macht. Um so stolzer aber

könnte Deutschland darauf sein, hier seine Aufgabe zu sehen. Es müßte sich mit seiner deutschen „Sentimentalität" aus allen Kräften gegen die Einfuhr englisch-amerikanischer Nur-Nützlichkeit, dieses Totgiftes aller Ethik, stemmen. Es müßte Hochschutzzollpolitik zugunsten des einheimischen so notwendigen Luxusartikels Idealismus treiben.

Ein ethischer Zustand, dessen Gültigkeit mit den Landesgrenzen endet, ist natürlich noch kein endgültiger. Sittlichkeit muß nach heutigem Empfinden, wenn auch nicht kosmopolitisch, so doch halb- oder viertelweltlich sein. Wenn die Staatsgrenzen wieder fallen werden, wird Deutschland das Eroberte in die Welt tragen müssen. Man muß sich ja immer bewußt sein, daß unsere augenblickliche geistige Lage eine provisorische ist. Daß unser ganzes Leben in eine primitivere Form zurückgedrängt wurde, in Jahrtausenden erworbenen Errungenschaften des Geistes ausgeschaltet sind. Wie bei den ersten Menschen alle Kräfte für die Verteidigung des nackten Lebens nötig waren, verschieben sich unsere Anschauungen nach Richtung jener Urzustände hin. Diese Primitivität aber wühlte auch jenes Gefühl für Ethik aus dem Innern des deutschen Menschen hoch. Mit dem Ausgang des Provisoriums werden die höheren Verpflichtungen des Menschengeistes wieder zu ihrem Recht kommen. Das Bewußtsein der Kameradschaft aber darf nicht wieder verschwinden.

Damit das, was das deutsche Volk gefühlt hat, zu einem festen Besitz erstarre, über alle Zeiten hinaus, müßte einer aufstehen, der jenes Empfinden der Massen abschöpfte zu einer festen Form und Formel. Der in eherne Gesetzestafeln gösse, was die Herzen empfanden in den Stunden des August, und sie über aller Augen einschlüge in die Ewigkeit. Die Zeit, Religionen zu schaffen ist da. Wird der Prophet kommen?

DOKUMENTE DER LIEBE

Die Welt ist so auf den Kopf gestellt, daß wir uns mit einem Hofprediger leichter verständigen können als mit den Rittern vom Geiste. Man lese die wohltuenden Worte, die Ernst Dryander der Oberhof- und Domprediger in Berlin, als „Weihnachtsgedanken in der Kriegszeit" bei S. Hirzel in Leipzig veröffentlicht hat, und fühle den Abstand dieser Gedanken von vielem, was uns augenblicklich als Patriotismus alles zugemutet und angepriesen wird. Hier steht nichts von Haßgesängen, nichts von einer herrlichen großen Zeit, die der Krieg über uns gebracht habe. Hier spricht ein Mann, ergriffen von dem ungeheuern Leid der Welt stille und mutige Worte des Verständnisses. Der Widerspruch zwischen Krieg und Christentum wird ihm nicht — wie vielen andern — zum leichtlösbaren Problem, das man je nach seiner Nationalität mit der gerechten Sache seines Volkes regelt. Die ewigen Ideale der Menschlichkeiten erscheinen ihm selbst im Kriege nicht belächelnswert. Denn er weiß: „Der Jünger, der von allen den Meister am tiefsten verstand, Johannes, schrieb einst ein Wort, das bis dahin in keines Philosophen Kopf gekommen war, und das doch alle Gottesbegriffe der Philosophie an Tiefe weit hinter sich ließ: „Gott ist Liebe!" .... „Aber welch ein entsetzlicher Widerspruch", ruft Dryander aus, „dieses Evangelium weltversöhnender Liebe zu feiern mitten in der Wut eines Krieges, der fast die gesamte christliche Welt wider einander in die Waffen gerufen hat. Fast noch vernichtender als diese den Leib tötenden und verstümmelnden Waffen ist der Haß, der diese christlichen Nationen vergiftet, vor dessen Ausbrüchen der Christ sein Haupt verhüllt und dessen Überwindung nur durch ein Wunder in das Gebiet der Möglichkeit

gerückt werden kann. Daß das Verbrechen dieses Krieges überhaupt möglich war: schlägt es nicht allem Christentum dieser Nationen ins Gesicht? In den Gesprächen der Mannschaften in den Schützengräben oder in den öden Quartieren des Ostens, schrieb mir vor kurzem ein Unteroffizier, ein gebildeter Mann, ist das das unermüdlich wiederkehrende Thema, wie Christentum und Krieg zueinander stimmen. Wie oft mag dabei angesichts der grausen Wirklichkeit auch noch der letzte Rest von Christentum aus dem zweifelnden Herzen herausgerissen werden, und nur der Eindruck seines völligen Bankerotts zurückbleiben!

Sie haben recht, wenn sie als Maßstab für dieses Urteil das Christentum der Bergpredigt anlegen. Wo das sich verwirklicht, hört der Krieg von selbst auf; wo noch Krieg möglich ist, ist von ihm nichts vorhanden."

Wie dieser wahre Christ mit seinem Gotte ringt, wie heftig er den Gegensatz zwischen Staat und Individuum empfindet, mögen folgende Sätze zeigen. Er fordert vom Staat, „wenigstens die Bedingungen und den Boden" zu schaffen, „auf dem die höhere Sittlichkeit der Liebe gedeihen kann." Dieses Recht zu verwirklichen, sei die Aufgabe des Staates .... „Freilich sind gerade die Staaten mit ihrer rücksichtslosen Selbstsucht, ihrer Verfolgung eigener Interessen, immer wieder die brutalsten Verletzer des Rechts gewesen und haben ihrerseits die Kriege heraufbeschworen, die sie verhindern sollten."

„Nur da", führt Dryander weiter aus, „kann das Recht zum Kriege vorhanden sein, wo nicht ein einzelnes mehr oder weniger geringwertiges Recht in Frage gestellt ist, sondern wo das Gesamtrecht des Volkes verneint wird, wo es zum Streite für seine Existenzbedingungen, *pro aris et focis* gezwungen ist. ... Denn immer entfesselt der Krieg ein furchtbares Maß von Sünde, von Verbrechen, von entsetzlichem Tun. Auch die edelste Nation ent-

zieht sich nicht deren verrohendem Einfluß, der von der Kriegsführung ausgeht. . . . . .

„Man hat in dieser Zeit oft vom deutschen Gott gesprochen. Mag das hingehen, wenn es nichts weiter besagen soll als die enge Verbindung von Christentum und Patriotismus, die starke Verpflichtung, auch um Gottes willen für das Vaterland uns einzusetzen. Aber wir haben keinen anderen Gott als die anderen Nationen. Das Evangelium erkennt wie das Recht so auch die Gaben der Nationalitäten an. . . . . .

Zu dem Furchtbarsten, was dieser Krieg hervorgerufen hat, gehört der Haß, der die Völker heute scheidet. Greueltaten fallen immer nur einzelnen zur Last. Sie finden, wenn auch nicht eine Entschuldigung, doch häufig eine Erklärung in den Umständen des Augenblicks, in denen sie geschehen. Die Überreizung der Nerven, der verrohende Einfluß des Krieges, die Aufpeitschung des Rachegefühls entfesseln Leidenschaften, die wir vielleicht Wilden, wie unsere Feinde sie gegen uns in den Kampf führen, verzeihen können, nicht aber uns selbst verzeihen dürfen. Der Haß aber der Völker erfüllt alle und vergiftet alles. Er ist der Boden, aus dem die Brutalitäten wachsen, unter denen wir leiden, angesichts deren man versucht ist, das Christentum nur für einen dünnen Firnis zu halten, der unter dem zersetzenden Einflusse des Krieges schwindet wie der Märzschnee vor der Sonne. Dieser Haß ist die eigentliche „Grundsünde im Leben der Nationen". Er fällt zudem mit furchtbarer Gewalt größtenteils auf Unschuldige zurück, nicht nur auf Gefangene, die wenigstens irgendwie an dem Kriege beteiligt waren, oder auf Landsleute im Auslande, für die man wenigstens einen Schein der Verschuldung erdichten kann. Tausendfach weben sich heute zarteste Bande der Ehe, der Verwandtschaft, der Freundschaft, der Arbeitsgemeinschaft um die einzelnen Glieder der Völker. In welchem Maße haben die Nationen durch ihre Gaben einander befruchtet und angeregt, zu schöner gemein-

samer Arbeit der Kultur auf den verschiedensten Gebieten sich zusammengeschlossen. Mit roher Hand hat der Krieg alle diese Verbindungen zerstört, die Brücken abgebrochen, die Gemüter verbittert. Wenigstens vorläufig können wir uns kaum eine Vorstellung davon machen, wie wir, angewiesen auf einer Erde miteinander zu leben, wieder den alten Verkehr und das alte Vertrauen zueinander finden sollen. . . . . . .

Wohl gibt es viele, denen heute die Aufgabe: Liebet eure Feinde! wie ein unmögliches Problem erscheint. Die Atmosphäre, in der wir atmen, der geistige Stoff, mit dem die Zeitungen täglich unsere Seele nähren, das auch bei uns sich steigernde Bedürfnis nach nervöser Erregung, das uns selbst die unsinnigsten Nachrichten glauben läßt, erschweren es von Tag zu Tag mehr. Wir stehen in der Gefahr, daß unsre eigene Seele in den Pfuhl dieses Hasses herabgezogen, von seinen Dämpfen vergiftet wird."

* * *

Die Stimmen der Vernunft mehren sich.

PROFESSOR RUYSSEN

von der Universität in Bordeaux schreibt — wie ich dem Prager Tagblatt entnehme — in der „Voix de l'Humanité":

„Der Mensch, der jede Minute sein Leben wagt, erniedrigt sich nicht zur Beschimpfung. Wie alle Todesgefahren macht der Krieg oft den Kämpfenden größer. Leider ist dies mit den Nichtkombattanten nicht der Fall! Man sieht nun gewisse Leute, die nichts riskieren; Schriftsteller in ihrem Arbeitszimmer, Journalisten auf ihrem Bureau ihre Feder in Kot, Galle oder Gift tauchen und ihren ganzen Anteil am Gefecht in der Besudelung des Feindes liefern! Pfui über das häßliche, abstoßende Treiben! Voll Ekel sammle ich diese Beispiele menschlicher Bosheit — einer Bosheit, die niedrig ist, weil sie nicht die Entschuldigung der täglichen Gefahr hat, und die auf kaltem Wege erzeugt, ein Parade-Mephistophelismus ist. Und diejenigen, deren Feder sich bei solchen Uebungen vergißt, sind nicht etwa obskure Federfuchser, bei denen die

Übertreibung eine Reklame zur Gewinnung von Lesern ist. Es sind die meistgelesenen, die berühmtesten unter unseren Schriftstellern. „Dreckige Rasse", sagt Barrès; „Wilde mit rosigem Rüssel", Loti; und Richepin, derselbe Richepin, der ehedem die Liederlichkeit verherrlichte mit derselben aufgedonnerten Geschwätzigkeit, die seine unerfreuliche Spezialität ist, stimmt einen Dithyrambus zu ehren des Hasses an, „den unerbittlichen, unversöhnlichen, mitleidlosen Haß . . ." Rhethorik, alles das, wird man sagen. Worte, Phrasen! Ja, aber Worte, die wirken, Worte, die man hört und die das kleinste, an Stoffmangel leidende Provinzblättchen wiedergibt; Phrasen, die zum Schluß die Geister erfüllen, die sich der aufregenden Suggestion nicht zu erwehren wissen."

FRANZOSEN ÜBER UNS

Wielange wird der Krieg dauern? Wer kann diese Frage beantworten, noch die Höhepunkte des Kampfes voraussehen. Aber über den Enderfolg besteht kein Zweifel. Man muß es sagen und wieder sagen und unnütze Erregungen im Volk verbannen. Elsaß-Lothringen wird wieder französisch werden; Belgien wird, mit Ruhm bedeckt, die positive Frucht seines Heldentums ernten. Das geht aus dem kühlsten Prüfen der Lage hervor. Es genügt, wenn die zwei Stücke des Gebisses, Frankreich und Rußland, festhalten — — und sie halten fest — — diese zwei Millionen Russen, die wie der Ansturm einer Flut daherkommen; sie halten fest, diese Soldaten Frankreichs, die mit einer unvergleichlichen Artillerie ausgestattet sind und bleiben, was sie die Jahrhunderte her waren: die Meister der blanken Waffe. Und auch wir, die Öffentlichkeit, wollen festhalten und nie die sicheren Gründe aus den Augen lassen, die wir dafür haben, daß wir siegen.

Ein Erfolg ists, das Gewicht ganz Germaniens zu ertragen, ohne darunter zusammenzubrechen. Bald wird ein Teil derer, die wir und die uns nicht haben umstoßen können, weggerufen werden durch die Russengefahr. So wird uns, noch durch die Engländer unterstützt, die entschlossen sind, uns bis zum letzten Mann zu geben, das gelingen, was gestern unsere ungeduldigen Soldaten haben aufschieben müssen.

MAURICE BARRÈS in Echo de Paris.

EIN BARBARENEINZUG

Der Barbar braucht Gepränge, Prunk, Glanz, ein Übermaß an Schaustellungen, übertriebene Erscheinungen: er braucht Geräusch, berauschenden Tumult. Er braucht die Enormität der Horden, das Überschwemmen mit endlosen Aufzügen, die in Waffenblitzen und Donnerrollen dahinziehen. Jedesmal, wenn die Barbaren in der Geschichte wieder auftauchen, geschieht es mit der gleichen, im Laufe der Jahrhunderte kaum modifizierten Inszenierung. Der Barbar hat das Bedürfnis, den Besiegten zu beschimpfen und den Genuß seiner Gewalt auszukosten: es scheint (sic!), daß die Ulanen zwei belgische Offiziere, mit Handschellen gefesselt, am Steigbügelriemen mitschleppten. Der Barbar kennt nicht Alter noch Geschlecht. Die Deutschen rissen die Landesfarben ab, die die belgischen Frauen an der Brust tragen. Warum nicht, da die Leute Frauen hinschlachten? Beiseite lasse ich gewisse schlimme Scherze, die vielleicht nur individuelle Ausbrüche der Freude bei den rohen Leuten sind. Ich beschäftige mich nur mit dem Geist, der bei der offiziellen Organisation dieses Einzugs gewaltet hat und sage, daß zwei Züge ihn charakterisieren deren einer die Barbarei ist, der andere der Größenwahn.

RENÉ DOUMIC im Gaulois.

EINE NOCH NICHT ERLASSENE BUNDESRATSVERORDNUNG

Variation der Verordnung über die Brotversorgung.

Die Bekanntmachung des Bundesrats vom 25. Januar 1915 begrenzt hiermit die Herstellung und die Lektüre von Haßartikeln vom 1. Februar 1915 ab auf dreiviertel der bisherigen Menge. Dem kann und muß sich jeder einzelne in seinem Verbrauch anpassen. An Haß sind für die Ernährung einer Person in der Woche keinesfalls mehr als zwei Kilogramm Holzpapier erforderlich. Wie die Erfahrung lehrt, kann man sich auch häufig mit einer geringeren Menge begnügen. Es stehen uns ja neben

dem Haß auch andere billige Empfindungen insbesondere Achtung vor jedem menschlichen Leid, zur Verfügung. Aus gesetzlichem und vaterländischem Gebot trifft daher jeden die Pflicht, über das Höchstmaß von zwei Kilogramm Haß und Verachtung unter keinen Umständen hinauszugehen, wohl aber mit weniger auszukommen. Von denen besonders, deren Bildungsgrad die ausreichende Ernährung mit andern Gefühlen gestattet, muß unbedingt erwartet werden, daß sie ihren Haßverbrauch um so stärker vermindern.

Schwierigkeiten werden sich im Anfang kaum vermeiden lassen. Wir wenden uns jedoch an den vaterländischen Sinn und das Verständnis unserer Mitbürger, mit der Bitte, sich willig den Anordnungen, die das allgemeine Wohl gebietet, zu fügen.

DIE MORGENRÖTE DER GRÜNDERZEIT

Im Bereich des ersten Armeekorps sind Offiziere und Soldaten bei dem Einkauf von Kleidern, Ausrüstungsgegenständen und Lebensmitteln von Geschäftsleuten derart ausgewuchert worden, daß der stellvertretende kommandierende General Graf zu Eulenburg und der Gouverneur von Königsberg in einer Bekanntmachung verkünden, daß Fälle offenbarer Übervorteilung zu melden seien. *Münchener Post.*

Es hat sich schon in den drei letzten Monaten eine neue Schicht von Millionären gebildet, vor der man nicht gerade den Hut zu ziehen braucht. Hinter mancher Spende von 10000 Mark für das Rote Kreuz steht eine unberechtigte Millionenspekulation an Kriegslieferungen.

Der Abgeordnete ERZBERGER im Tag.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog, Leopoldstraße 10, München / Druck von J. Schön, München

DAS FORUM

1. Jahrgang *Februar 1915* *Heft 11*

KLÄRUNGEN

VON WILHELM HERZOG

KULTUR UND ZIVILISATION

Man müßte den Witz des Sprachkritikers Georg Christoph Lichtenberg haben, um die seit sechs Monaten beliebte Antithese von Kultur und Zivilisation auf ihren Schlagwortcharakter zurückzuführen. Was ist Kultur? Sehr gebildete Dialektiker antworten: Stil, Form, Geschmack, aber auch Dämonie, Inquisition, Autodafés, Veitstanz, Päderastie, vor allem aber gehört zur Kultur die Kunst. Sie gehört keineswegs zur Zivilisation, deren Todfeindin sie vielmehr ist. Denn die Zivilisation bedingt Vernunft, Aufklärung, Skeptisierung, — Geist. Und Geist zersetzt. Er zersetzt nicht nur, er ist antiheroisch. Kultur hat mit Fortschritt und Aufklärung nicht das Geringste zu tun. So habe etwa Deutschland im Gegensatz zu dem zivilisierten Frankreich Kultur.

Diese plakatierende Berufung auf unsere Kultur ist keineswegs neueren Datums. Wir hatten bereits vor dem Krieg Kulturwohnungen und Kulturmöbel, und wenn ein Verleger einen Prospekt herausgab, so taufte er ihn schlicht: „Kultur der Seele".

Die Empfindung der Gegensätzlichkeit von Kultur und Zivilisation — am geistreichsten formuliert von Thomas Mann — scheint also einem langgehegten Bedürfnis entgegenzukommen. Selbst der Kaiser sprach mit dem Poeten Ganghofer von dieser fesselnden Antithese. Wohin man in Zeitschriften blickt, begegnet man ihr und jüngst,

als ich den Brief einer liebenswürdigen Dame, die eben aus Peking zurückkehrte, las, mußte ich plötzlich laut auflachen, da auch hier zwischen der Zivilisation der Chinesen und unserer Kultur ein gar artiger Vergleich gezogen war.

Zur Kultur gehörte für einen großen Teil der Intellektuellen, bis zum 4. August 1914, daß man sich um das politische Leben seines Volkes nur wenig kümmerte, daß man von den parlamentarischen Kämpfen leicht degoutiert war, um sich ganz seinen Geschäften hinzugeben oder um sich — in Erinnerung an berühmte Vorbilder — ungestört der Bemalung einer Leinwandfläche oder der Ausarbeitung einer Novelle zu widmen. Nicht nur der größte Teil unserer Künstler, sondern auch die Mehrzahl unserer ästhetisch Gebildeten lebte innerhalb des Staates abseits aller öffentlichen Interessen. Ja, es gehörte zum guten Ton, sich mit Politik nicht zu befassen. Man las gute Bücher, sammelte gute Bilder, hörte gute Konzerte, man wurde Bibliophile, hielt mehrere Revuen für Kulturausdruck und verwandte Gebiete, pflegte Umgang mit Gelehrten und Künstlern, — kurz: man hatte Kultur.

Für gerechtere Lebensformen kämpfen? Sozialdemokraten besorgten dies schon allzulaut. Haben ja in manchem recht, aber es kommt schließlich alles zu seiner Zeit. Und: lebten wir etwa schlecht? Es ist allerdings wahr, das preußische Wahlrecht kürzt die Rechte großer Volksteile und kann nicht gerade als Muster gerechter Verteilung gelten. Wurde aber schon von Bismarck das elendeste aller Systeme getauft. Er war doch unser größter Politiker. Warum hat er's nicht geändert? Und wenn vierzig Sozis statt sechs drin sitzen werden, welche Umwälzung wird entstehen? Keine. Es gibt keinen Fortschritt. Es gibt nur Kultur des Einzelnen, Pflege des persönlichen Lebens.

Da brach der Krieg herein. Und aus kultivierten ichsüchtigen Ästheten wurden Politiker, Volksanbeter. Jetzt schwuren sie ihren Individualismus ab und wollten nur noch Masse sein. Einer schrie

(und viele ihm nach): Held ist die Masse. Andern war diese Erkenntnis, waren die Kräfte und Energien dieses arbeitsamen Volkes auch schon vor dem 4. August bekannt. Sie wußten, was Millionen unter der Erde in Bergwerken des Ruhrreviers schaffen und fördern müssen, um zur Erhaltung einer kapitalistischen Gesellschaft beizutragen. Sie wußten, wie tapfer und anspruchslos diese Menschen bereits im Frieden kämpften. Sie brauchten diesen Krieg nicht, um über die Tüchtigkeit, den Mut, die Leistungsfähigkeit dieser Truppen aufgeklärt und auf die Knie gezwungen zu werden. Sie kannten ihre Fähigkeit, Entbehrungen zu ertragen, durchzuhalten und weiterzukämpfen.

Der ahnungslose Kulturmensch jedoch war überrascht, staunte und pries die neue, die herrliche, die große Zeit. Zum erstenmal fand er, der sich bisher mit seiner Indifferenz brüstete, einen Zusammenhang mit seinen Mitmenschen, ja, ihm kamen geradezu soziale Ideen, und aus den kleinen Ichs von gestern wurden plötzlich unterwürfige Enthusiasten der Masse, die keinen anderen Ehrgeiz mehr kennen wollten, als sich dem Mann mit der schwieligen Faust zu verbrüdern. So lobenswert dieses Streben sein mag, eine reine Freude darüber kann kaum aufkommen, weil diesen Kulturmenschen das eine wie das andere, der Individualismus wie der Sozialismus, eine spielerische Sensation ist. Ja, sie brauchten den Krieg als Erlebnis; sie fühlen sich befreit und gereinigt, und berauscht sprechen sie mit Vorliebe vom Segen des Krieges. Aber wenn diese große Zeit wieder klein geworden sein wird, müssen diesen Priestern des Kriegers Ketzer gegenübertreten, die sie als gefährliche Alkoholiker entlarven werden. Gefährlich nicht nur, weil sie von jedem neuen Schnaps, den man ihnen bietet, beseeligt schwärmen müssen, sondern weil sie zu schwach, zu haltlos sind, um auch nur das Geringste vertragen zu können.

Das Gemeinschaftsgefühl, das jetzt plötzlich jeden Kulturbürger ergriffen hat und dessen Dauer wir abwarten wollen, kam lange

vor dem Krieg in den Versen eines jungen Dichters zu lebendigem Ausdruck, — eines Dichters, dessen leidenschaftliche Menschlichkeit mit aller Kreatur zitterte und bebte, der in jedem menschlichen Wesen Bruder, Schwester oder Freund sah, ohne das Erlebnis des Krieges nötig zu haben. Dieser Weltfreund sang uns jenes programmatische Lied:

Mein einziger Wunsch ist, dir, o Mensch, verwandt zu sein,
Bist du Neger, Akrobat, oder ruhst du noch in tiefster Mutterhut.
Klingt dein Mädchenlied über den Hof, lenkst du dein Floß
im Abendschein,
Bist du Soldat oder Aviatiker voll Ausdauer und Mut.

Trugst du als Kind auch ein Gewehr in grüner Armschlinge?
Wenn es losging, entflog ein angebundener Stöpsel dem Lauf.
Mein Mensch, wenn ich Erinnerung singe,
Sei nicht hart und löse dich mit mir in Tränen auf!

Denn ich habe alle Schicksale durchgemacht. Ich weiß
Das Gefühl von einsamen Harfenistinnen in Kurkapellen,
Das Gefühl von schüchternen Gouvernanten im fremden
Familienkreis,
Das Gefühl von Debutanten, die sich zitternd vor den Souffleurkasten stellen.

Ich lebte im Walde, hatte ein Bahnhofsamt,
Saß gebeugt über Kassabücher und bediente ungeduldige Gäste
Als Heizer stand ich vor Kesseln, das Antlitz grell überflammt,
Und als Kuli aß ich Abfall und Küchenreste.

So gehöre ich dir und Allen!
Wolle mir, bitte, nicht widerstehen!
O, könnte es einmal gescheh'n,
Daß wir uns, Bruder, in die Arme fallen!

Unsere Gebildeten rühmten dieses Gedicht und rühmten den Dichter, dessen artistische Begabung sie entzückte. Endlich einmal

etwas Anderes. Kein subjektives Liebesgeflüster, keine ekstatischen Selbstbespiegelungen; auf: „Ich und die Bücher" oder „Ich und Indien" folgte Franz Werfels: „Wir sind".

Soweit auch ein Dichter, wie Werfel, von jeder Nutzanwendungspoesie entfernt ist, so litte er sicherlich unter keiner Vorstellung mehr als wenn man ihn für einen Lyriker nähme, der die seelische Gemeinschaft von Mensch zu Mensch etwa wie ein anderer den Wein oder die Weiber besingt. Er will wirken, ja, er will sogar aufhellen. Er ist, obschon ein Künstler, interessiert an der Demokratisierung seines Volkes, er glaubt an den Geist, er glaubt, ohne deshalb ein liberaler Politiker zu sein, an den Fortschritt. Er baut auf das Wir. Er resigniert nicht. Er sucht sich aus der Sekte der Künstler zu befreien, deren unnatürliche Entfernung vom Volk sie so steril oder übersättigt erscheinen läßt.

Der Künstler, dessen Geist vor der Macht abdankt, kann ein vorzüglicher Handwerker, nie ein großer Mensch sein. Wir haben noch kein Recht, uns der Pflege des persönlichen Lebens zu widmen, solange dem Geist und der Gerechtigkeit feindliche Mächte auf irgendeinem Gebiete herrschen. Wir haben als Menschen des Geistes für die Erfüllung seiner Forderungen zu kämpfen. Ihm, und nicht der Kunst, haben wir zu allererst zu opfern. Er zivilisiert, er verbürgerlicht, er vermenschlicht.

Wie traurig wäre es um eine Kultur bestellt, die den Geist nicht vertrüge. Wir aber wissen, daß die Zuspitzung der Gegensätzlichkeit von Kultur und Zivilisation in der Neigung zu Antithesen wurzelt, die das wirkliche Leben nicht respektiert.

Das Leben kümmert sich den Teufel darum, ob sich hochgebildete Individuen — plötzlich durch ein Erlebnis bewogen — vom Subjektivismus zum Sozialismus bekehren oder ob die These, Kultur sei das Gegenteil von Zivilisation, ein Jahr lang zum beliebten Gesellschaftsgespräch ästhetisch Gebildeter wird.

Sachlich treffend bleibt dies: die technisch-mechanistische Kultur triumphierte, und blieb der geistigen gegenüber Sieger. Die materiellen Güter wurden — nicht nur in einer lange versunkenen kleinen Zeit — von einer großen Schicht als die einzig erstrebenswerten geschätzt. Sie hatten Kultur, was brauchten sie Geist? Oder gar Menschlichkeit?

Ein modernes Volk jedoch, das andern ein Beispiel sein will, wird auf jede Kultur verzichten, die sich mit Vitzliputzli, Götzenglauben, ungerechter Gewalt und Brutalität dem Geistigen gegenüber verträgt. Solche widerspruchsreichen Kulturen — wir wissen es — gab und gibt es. Nur ein Unterschied besteht: die Anbeter des Vitzliputzli glaubten an Vitzliputzli; ihre Kultur also war echt. Wir jedoch sind bereits so weit vorgeschritten und so grofund gebildet, nicht mehr an Vitzliputzlis zu glauben. Ja, es gibt selbst Universitätsprofessoren, die der virgo immaculata kritisch gegenüberstehen.

Obwohl viele Kulturmenschen also an keine Vitzliputzlis mehr glauben, sind und bleiben sie ihnen dennoch unterworfen oder schließen Kompromisse mit ihnen. Daher das Fragwürdige, Unechte, Doppelzüngige unserer Kultur. Kann man sie befreien, indem man neben der Sucht nach materiellem Gewinn den geistigen, den ethischen, den menschlichen Erfolg als den wertvolleren, menschenwürdigeren hinstellt? Jene Reinigung, die Optimisten nach dem Krieg erhoffen, wäre erreicht, sobald in jedem Hirn Kultur und Zivilisation nicht mehr trennbare Begriffe geworden sind.

16. 2. 1915.

DIE POSITIVEN UND DIE NEGATIVEN

Die Resignation vor der Macht, die Kriege herbeiführt, die Abdankung des Geistes vor der „notwendigen Entwicklung", die biologische Begründung der Unvermeidbarkeit kriegerischer Aus-

einandersetzungen zwischen den Völkern, — alle Argumente, die gegen menschlichen Fortschritt und für den Krieg sprechen, scheinen vor hundertzwanzig Jahren bereits auf die knappste und endgültige Formel gebracht worden zu sein. Unsere Kriegspriester, die immerhin stottern und stöhnen, wenn sie segnen, haben einen Ahnherrn, der ohne Mystik (er war ein Franzose) mutig und klar sein reaktionäres Programm dahin zusammenfaßte:

„Es ist ganz unnütz, überhaupt eine Revolution zu machen, denn Fortschritt gibt es nicht, der Wunsch nach Besserung ist ein Betrug unserer Natur und eine Chimäre unseres Geistes. Die Menschheit macht immer wieder dieselben Phasen durch: Hoffnung, Enttäuschung, wieder Illusionen und wieder Ernüchterung, und glaubt fortzuschreiten, weil sie sich abarbeitet.

* * *

Die Zukunft? Innerlich zerrissen von partiellen Umwälzungen werden die Nationen abwechselnd in Barbarei zurücksinken. Während dieser Wirren werden die in Verderbnis und Aufklärung weniger vorgeschrittenen sich auf den Trümmern der andern erheben, um dann ihrerseits die Beute ihrer Uneinigkeit und ihrer schlechten Sitten zu werden. Dann stehen die zuerst in Barbarei verfallenen Nationen wieder auf und nehmen ihren Platz auf dem Erdball wieder ein — und so weiter in endlosem Wechsel.

* * *

Die Demokratie ist, nach Chateaubriand, die schlimmste der Regierungsformen, besonders „wenn man einen mächtigen Feind bekämpfen muß und ein einziger Wille notwendig ist zum Heil des Landes". — Der Volksstaat schwächt die Nation im Kampf gegen das Ausland. Die Demokratie ist abzulehnen, *weil sie die natürliche Feindin einer Expansion nach außen und*

einer Eroberungspolitik ist. Eine Nation aber muß erobern. Abstrakte Politik (Ideologie) ist hassenswert und lächerlich. Realpolitik!

* * *

Dieses Resumé von Chateaubriands Ansicht über den Fortschritt stammt aus seinem „Essai sur les Révolutions anciennes et moderne." (1795). Ich citiere nach Emile Faguets „Dix-neuvième siècle. Études littéraires". Keinem modernen Verteidiger der Tradition gelänge diese Einfachheit der Sätze. Sind gegen ihre monumentale Überlegenheit Einwände überhaupt möglich, heute, wo die Wirklichkeit ihnen Recht zu geben scheint?

Was ist die Weltgeschichte anderes als eine Reihenfolge von Kriegen? Wie arrogant müssen die Menschen gewesen sein, die glauben konnten, in unserem vorgeschrittenen Zeitalter seien Kriege nicht mehr möglich? Lehrt nicht das tägliche Leben, daß Kriege sein müssen? Ist das Leben selbst nicht ein steter Kampf? Sind auch nur zwei Menschen miteinander einig? Oder streiten sie sich nicht bei jedem Anlaß aus Überzeugung oder Mißverständnissen heraus. Und weshalb sollte es zwischen einzelnen Völkern anders sein? Schiedsgerichte wären zur Schlichtung empfehlenswert? Ein Volk wird, wenn es sich in seiner Existenz bedroht sieht, sein Schicksal einem Schiedsspruch anvertrauen? Ein Volk, das sich so tief erniedrigte, verdiente aus der Reihe der Nationen, die auf Ehre und Kultur halten, gelöscht zu werden. Es gibt aber Gott sei Dank kein Volk auf Erden, das von sich behaupten will, einen Krieg begonnen zu haben, aber da er ihm aufgezwungen sei, führt es ihn mit Stolz. Alle handeln oder glauben in Notwehr zu handeln. Eine Aufklärung darüber, daß da alle gezwungen zu sein glauben, keines in Wirklichkeit gezwungen wäre, ist nicht denkbar, weil jedes von dem andern glaubt, es lügt. Gelänge die Aufklärung trotzdem, so würde dadurch nichts geändert, meint Chateaubriand, wenn ich ihn recht verstehe. Die Völker müssen zeitweise in Barbarei zurück-

fallen. Sie brauchen den Krieg als Auslösung, als Abwechslung müder und schlaffer Epochen.

So will es die Natur. Gegen ihre Gesetze, sagt Chateaubriand und der Schweif seiner realpolitischen Anhänger aller Nationen, gegen ihre Gesetze sind wir ohnmächtig. Sehr wahr; wir haben uns bisher gegen Kriege so wenig zu schützen vermocht wie gegen Erdbeben, Lawinenstürze oder Überschwemmungen,

Nur haben wir — mit Ausnahme von Theologen — diesen Naturereignissen nie moralische Motive untergelegt. Und all unser Sein und Denken ist auf Bekämpfung, auf Zähmung der Natur gerichtet. Jede menschliche Kultur steht auf Kriegsfuß mit der Natur. Die Kunst, die Natur sein will, ist immer ein Mißverständnis. Sie ist im günstigsten Falle Photographie. Als für das deutsche Drama in den neunziger Jahren die Parole des Naturalismus ausgegeben wurde, haben wir den Sklavenaufstand, der ohne Stil und ohne Geist auskommen wollte, schaudernd erlebt. Wir erleben ihn heute noch bei naturalistischen Malern und Schauspielern.

Die Natur hat mit Kunst nicht das Geringste zu tun, obschon wir sie oft als Künstlerin bewundern. Auch dies läßt sie sich gefallen. Denn sie steht jenseits von Gut und Böse. Ihre Elemente sind moralinfrei. Sie läßt die Erde beben, weil es ihr Spaß macht oder, was dasselbe ist, weil die Naturgesetze es fordern, also: weder um die kleinen Menschen zu strafen noch um sie zu erschrecken. So wenig wie der berühmte Ziegelstein, der vom Dache fällt, irgendwelche Mordpläne hegt. Die Natur ist roh, grausam, sinnlos und es macht ihr, wie es scheint, besonderes Vergnügen, der Gesetze menschlicher Logik und Moral zu spotten. Sie ist raffiniert und primitiv; sie ist keusch und entartet, ja dekadent und pervers. Sie verschwendet und verstümmelt. Kurz: sie ist konsequent und sinnwidrig; sie scheint greifbar und ist in tausend Worten nicht zu fassen. Sie ist das All und ist das

Nichts. Sie existiert vielleicht nur in unserer Vorstellung. Darum gibt es nicht einen Gegensatz, der nicht in ihr wäre.

Dieselben Menschen aber, die sich den Krieg nur als Naturereignis zu erklären vermögen, suchen trotzdem nach moralischen Urhebern und schieben sich gegenseitig die Schuld zu. Auch zu diesem Geschäft treibt sie die Natur, die ihren diabolischen Charakter besonders gern bei Behandlung geringfügiger Angelegenheiten, wie den menschlichen, aufleuchten läßt. Die Menschen also, die sich vor dem Ausbruch der Naturkräfte mit den vorzüglichsten technischen Mitteln zu schützen suchen, werden dennoch nie dahin gelangen, einen Kampf, den die Natur befiehlt, nicht auszutragen, so sagt man uns. Sie müssen ihrem Mobilisierungsbefehl folgen. Ja, die Natur sei so einfallsreich, daß sie, selbst wenn sie sich moralischer Begründungen nicht mehr bedienen könnte, tausend andere Mittel fände. So seien also Kriege unausrodbar. Und jeder Versuch, am untauglichen Objekt unternommen, müsse mit Naturnotwendigkeit mißlingen.

Was aber tat Prometheus? Er trotzte Gott, seinem Feinde. Er, der Mensch, trotzte der Natur. Und wenn unter uns je dieses prometheische Feuer erlösche, so würde die Welt ärmer, sie würde leer und reizlos, denn es gäbe keine Kämpfer mehr gegen die Sinnlosigkeit der Natur. Und wir fielen wirklich, wie Chateaubriand prophezeite, in Barbarei zurück. Prometheus Söhne hätten umsonst gelebt, Künste und Wissenschaften verlören Sinn und Bedeutung. Dies aber wird nicht sein. Denn auch die Gegenspieler der Natur, die Promethiden, leben von ihrer Allmacht.

* * *

Die gebildeten Leute à la Chateaubriand jedoch halten sich meist für die Positiven und jene, die weniger paradox denken wie sie, sind ihnen zersetzende Geister. Schlechtweg: Verneiner. Man muß endlich den Beweis erbringen, daß das Umgekehrte das Zutreffende ist.

Was wollen die Verneiner? Ihre Ideen gegen die herrschenden durchsetzen. Gibt es etwas Bejahenderes als eine Idee? Und gar eine, die erst noch verwirklicht werden soll. Die Negativen also kämpfen für ihre Idee, lassen sich aus Liebe zu ihr verachten und einsperren. So leidenschaftlich bejahen sie diese Welt und ihre Forderungen.

Was wollen die Positiven? Die Ruhe nicht bewegen. Sie verneinen also jedes Vorwärtsdrängen, jedes Emporkommen neuer Werte, denn sie sind entweder von der Nutzlosigkeit des Kampfes von vornherein überzeugt oder schon zu satt, um den Kampf überhaupt bejahen zu können. Die gefährlichsten dieser Positiven sind jedoch jene mit dem falschen Idealismus und dem falschen Patriotismus. Sie hassen den Zweifel, sie sind unverträglich dem Geist gegenüber und Selbstkritik halten sie für Selbstschändung. Sie sind sich ihres positiven Wertes so bewußt, daß ihnen die abgegriffensten Argumente in ihrem Munde nicht der Originalität zu entbehren scheinen. Sie sind geschwätzig, weil sie nichts zu sagen haben. Was also ist ein Positiver? Einer, der die Forderungen des Geistes, der Gerechtigkeit entweder verneint oder als im Augenblick nicht erfüllbar bezeichnet. Einer, der Kritik immer als etwas Unangenehmes und jeden Kämpfer als einen verdächtigen Ideologen empfindet. Einer, der das Bestehende stets für das Bestmögliche hält und die Kraftäußerungen jeder vorhandenen Macht bewundert. Der Positive kann Sportsmann, Börsianer, Theaterkritiker oder Mitglied des Reichstags sein. Er wird als Sportsmann die Favoriten schätzen, als Börsianer die höchst- oder niedrigststehenden Papiere kaufen, als Kritiker Sudermann und Schönherr lieben und als M. d. R. nationalliberal wirken.

Dabei ist der Positive meist vorurteilsfrei. Er paktiert mit jeder Macht, wenn sie nur auf irgend einem Gebiet etwas gilt oder Einfluß hat. Der Positive achtet vor allem das Großkapital, den Adel und die Kirche, er verkehrt selbst mit Vertretern des

Geistes, vom Chefredakteur aufwärts, und mit Künstlern, die eine eigene Villa haben, duzt er sich geradezu. Wenn er mit Minderbegüterten manchmal sprechen muß, so ist er wohlwollend und heuchelt Verständnis. Der Positive gehört mehreren Wohlfahrtskomitees an, er ist gebildet, er anerkennt Sombart, Klinger, Lenbach, Richard Strauß und er ist sicher — in so verschiedenartigen Typen er auch vorkommt — Wagnerianer.

Was also ist der Positive? — Ein Anbeter des Erfolgs. Augenblicklich haßt er England. Sollten wir England — was kaum anzunehmen ist — keine schwere Schlappen beizubringen vermögen, so würde dem Positiven die insulare Unabhängigkeit, der übermütige Stolz des Engländers wieder imponieren.

Die Verneiner machen kein Hehl daraus, daß sie in der Religion, in der Politik, in der Kunst und im Gesellschaftsleben alles Unechte und Fragwürdige, das neue Entwicklungen hemmt, beseitigen wollen. Einige von ihnen glauben gar, daß Chateaubriand unrecht habe und daß Kriege etwas Abschaffbares seien. Dennoch fühlen sie sich garnicht als unfruchtbare Ideologen, sondern als aufrechte Kämpfer, die das Lächeln der Positiven über ihren Glauben an den Geist zur stärkeren Bejahung ihrer Ziele anspornt.

19. 2. 1915.

KRITIK DER KRITIK

Jeder öffentlich Wirkende, vom Kaiser bis zum Schriftsteller muß es sich gefallen lassen, falsch beurteilt zu werden, muß es hinnehmen, daß seine Motive verdächtigt, seine Äußerungen entstellt, seine Ziele herabgesetzt werden. Kurz: jeder Mensch, der aus seinen vier Wänden heraustritt, gewöhnt sich in dieser besten aller möglichen Welten gar bald an verletzende Mißverständnisse, Beschimpfungen niedrigster Art, so wie er sich abfindet, daß ihm,

geht er bei Regenwetter spazieren, der Schmutz an die Hosen spritzt. Zu Hause bürstet man ihn wieder ab.

Ja, man könnte weitergehen und sagen, ein Mensch, der für das allen irgendwie zugute Kommende schafft, und nicht verunglimpft wird, der kämpft und nicht besudelt wird, dessen menschliche Forderungen nicht verlästert werden, der nie Demütigungen von Mächtigen und Ohnmächtigen erfuhr, — ein solcher Mensch weiß nicht, wie reich dieses Leben ist.

Christus, das Genie des Leidens, wußte es, schöpfte es aus und formte der ihn kreuzigenden Welt Symbole ihrer Gemeinheit, prägte ihrer Erbärmlichkeit unsterbliche Epigramme, verriet ihr seinen Abscheu vor dem Haß gegeneinander und stellte über sie die Tafeln, auf denen er ihnen zurief, Mitleid miteinander zu haben. Aber sie übten kein Mitleid. Sie hassen weiter. Wenn wir wissen, daß es keinen großen Mann in der Geschichte gab, der nicht ordinären und thörichten Verleumdungen ausgesetzt war, wenn wir wissen, daß noch über jeden Feldherrn (man denke an Friedrich den Großen oder Napoleon), jeden Staatsmann (Bismarck), jeden großen Künstler, jeden Wissenschaftler, jeden Publizisten, jeden Volksführer die unsinnigsten Gerüchte, Urteile, Wertungen im Umlauf waren, warum also, wenn wir die Neigung der Menschen kennen, der Lüge mehr zu glauben als der Wahrheit, warum sollte, warum könnte es heute anders sein? Man erinnere sich etwa, was für eine Beurteilung noch vor ganz kurzer Zeit Dichter wie Strindberg, Wedekind und Heinrich Mann erfuhren. Strindberg, der glühendste Ethiker unserer Zeit, war ein Wahnsinniger (in fast allen Tageszeitungen stand es angeschlagen); er war: ein lallender Alkoholiker, ein zuchtloser Nihilist.

Wedekind, heute zwar schon von Hoftheatern gespielt, war noch bis vor wenigen Jahren: ein Satanist, ein Zotenreißer, ein Verherrlicher der Dirnen und Zuhälter, kurz: der hassenswerteste

Vertreter der „Dekadenz". Als Künstler: ohne Talent. Als Mensch: ein gemeines Subjekt. War? Ist er noch. Ein Teil der Münchener Presse richtete jüngst nach der Aufführung des „Marquis von Keith" gegen den Intendanten des Hoftheaters heftige Angriffe, weil er den Pornographen Wedekind jetzt zu spielen wage. Er störe dadurch, sagten sie, den Burgfrieden. Diese schwarzen Entrüstungslämmer sind späte Nachzügler. Es verdrießt und beunruhigt ihre Unschuld, daß neben dem Weißen Rößl und Alt-Heidelberg in dieser großen Zeit das Werk eines Moralfanatikers aufgeführt wurde, vor dessen Schönheit sie stehen wie jener Bauer in der Pinakothek vor der Venus.

Heinrich Mann, dessen „Göttinnen", dessen „Kleine Stadt" der kommenden Generation von einem einsamen Geiste künden werden, — Heinrich Mann wurde als Artist verschrieen. Eins der gefährlichsten Schimpfwörter. Er war kalt, ohne Herz, kurz: er hatte kein Gemüt. Keinen Schollenduft; im Gegenteil: er fühlte sich geistig in Europa zu Hause, er liebte die Helden der französischen Revolution, er hatte und hat für die Schwächen der Menschen einen gleich scharfen Sinn wie für ihre Leidenschaften. Heldentum ist bei ihm nicht mit möglichst dicken Muskeln verbunden. Er hat vor jeglichem Athletentum — des Körpers und der Seele — nur wenig Respekt. Da er Leidenschaften, seltene, abseitige und doch menschliche, formte, was war er? — Zügellos. Krank. Pervers. Artist. Hysteriker. Wenn er politische Essays schrieb, wenn er den Tatmenschen mit dem Geistesmenschen konfrontierte und sich als demokratischer Literat für den Geist entschied, was war er? — Ein Ideologe, ein politischer Schwärmer, der lieber bei seinen Romanen bleiben sollte.

* * *

Die letzten Exempel derartiger Verkennung wurden jüngst an zwei Schriftstellern von Rang statuiert, die aufgewühlt vor Schmerz

es immerhin gewagt hatten, neben Ganghofer und Lissauer ihre Gedanken im Kriege zu äußern: an Carl Spitteler und Annette Kolb.

Meine Absicht war, da ich für mündige Leser zu schreiben glaube, im vorigen Heft den Spittelerschen Vortrag vollständig zu drucken, um jedem Leser selbst zu überlassen, was in der Rede Spittelers gerecht oder ungerecht, menschlich oder beleidigend für uns wäre. Die Zensur konnte die Veröffentlichung des schon gesetzten Spittelerschen Vortrages nicht genehmigen — wie sie mir mitteilt —: „wegen der darin enthaltenen schmachvollen Verleumdungen Deutschlands, die eine Weiterführung der friedenstörenden Auseinandersetzungen herausfordern"; sie fügte hinzu, daß eine andere „öffentliche Stellungnahme als die von vaterländisch gesinnten Männern wie etwa die des Herrn v. Ostini in den Münchner Neuesten Nachrichten Spitteler gegenüber jezt nicht zulässig sei."

Da uns aber selbst das Kriegszustandsgesetz nicht veranlassen kann, gleich Herrn v. Ostini zu denken, so müssen wir schweigen. Wir glauben allerdings, daß ein starkes und mächtiges Volk wie das deutsche, längst gelernt hat — wie jeder tapfere Kerl im Leben —, Worte feindlicher, selbst ungerechter Kritik ebenso zu ertragen, wie lobende und schmeichelnde nicht zu überschätzen.

26. 2. 1915.

DER PHRASENRAUSCH UND SEINE BEKÄMPFER

Nachdem uns eine erstaunlich reiche, wenn auch etwas krause Kriegsliteratur „durch Not und Tod" — „zum Weltvolk hindurch" geführt hatte, nachdem wir uns „Die Vernichtung der englischen Weltmacht und des russischen Zarismus" gebunden bereits für Mk. 1.80 kaufen konnten, nachdem diese Ideale Unverantwortlicher zum Gebrauch des kleinen Mannes durch einen Teil der Presse ihre Apotheosen erfuhren, hat die Reichsregierung jetzt — in weiser Parallele zu den wirtschaftlichen Maßregeln — den Kriegs-

literaturlieferanten sozusagen Höchstpreise für billige Ekstasen festgesetzt. Sie hat in einem klugen von der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Aufsatz „eine Entfesselung der Diskussion über die künftigen konkreten Friedensbedingungen" abgelehnt. Sie wäre nicht möglich, ohne daß sofort die Parteirichtungen und die äußersten Gegensätze, von romantischen, zum Teil auf die mittelalterlichen Westgrenzen des Reiches eingestellten Eroberungsplänen bis zur größten Genügsamkeit an dem, was wir besitzen, hervorträten . . ."

In einer Besprechung des französischen Gelbbuches, die schon im Dezember als amtliche Erklärung der deutschen Reichsregierung an der Spitze der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung erschien, standen diese Sätze: „Die ganze Unwahrheit dieses Machwerks wird dadurch gekennzeichnet, daß darin als Ziel der deutschen Politik hingestellt wird, die Herrschaft des Deutschtums über die ganze Welt auszubreiten, die kleinen Völker zu unterdrücken und alte Gebiete, die vor Jahrtausenden einmal zum Deutschen Reiche gehört haben, wie Burgund und das Balticum, für Deutschland zurückzuerobern. Kein ernster Mann in Deutschland hat jemals solche Phantasien gehegt."

Ist das wahr? Trotz allem, was dagegen spräche: ja; wir haben zwar keinen ernsten Mann, aber einige berühmte Männer von der Hegemonie Deutschlands in Europa laut reden hören, wir haben wahnsinnige Vorschläge, Zukunftspläne, Forderungen vernommen, wie sie eine aufgeregte Zeit nur allzuleicht hervorbringt. Nichts trägt — in allen Ländern — heute mehr Ruhm ein, als wenn man den Mund recht voll nimmt. Wer am lautesten brüllt, ist unter den Zuhausgebliebenen allein deshalb ein Ajax, weil er brüllt. Wer gar so weit ging, Verdun und Calais deutsch auszusprehen, welcher Liederbold am Schreibtisch kühn Kniebeuge auf Maubeuge reimte, dünkte sich ein Held, wer Belgien, Nordfrankreich, Rußland aufteilte, mochte er Haeckel heißen oder an Witzblättern

mitdichten, hielt sich für einen Politiker. Wer bis zum 4. August auf lyrischem Wege ackerte und strömte, säte plötzlich Haß, um — wenn möglich — zum Nationaldichter von 1914/15 zu avancieren. Besonders vaterlandsliebend glaubte man — wie in allen Ländern übrigens — zu sein, wenn man Künstler feindlicher Staaten für minderwertig erklärte oder für undankbares Gesindel, und besonders Eifrige, die für sich und ihre Kunst schon die Morgenröte guter, von Konkurrenz befreiter Geschäfte anbrechen sahen, konnten leicht für patriotische Draufgänger gehalten werden.

Diese Strömungen waren auch im Frieden vorhanden, sie durften sich nur unmittelbar nach Kriegsausbruch stärker bemerkbar machen. Jetzt verebben sie schon wieder. Daß es in der Kunst kein Nationalitätsprinzip gibt, daß sich der Geist Shakespeares, Goethes, Tolstois, Dostojewskis, Flauberts, Zolas allen nationalen Phraseologien entzieht, und daß selbst Künstler, die sich gegen uns äußern, dadurch an unserer Beurteilung ihrer Werke nichts zu ändern vermögen, — diese während der ersten Kriegswochen vielleicht kühne Behauptung kann nun langsam wieder zum Gemeinplatz werden.

Wie immer sich die Politik Europas gestalten mag, es wird in England, in Frankreich, in Rußland und auch in Deutschland Menschen geben, die auf geistigem Gebiet keine Grenzen gelten lassen. Viele von uns werden mit Anatole France und Romain Rolland intimere geistige Beziehungen haben als mit Haßsängern oder Kriegsbarden, die wir leider nicht verhindern können, sich für Repräsentanten des deutschen Geistes zu halten. Ich kenne junge Menschen, die — als Offiziere draußen im Schützengraben — sich weder Haßgesänge noch Ganghofers „Trutze von Trutzberg", sondern Maupassants Novellen, Frances Romane und Mirbeaus Automobilnummernbuch erbaten. Sie kehren sich den Teufel um den einfältigen Lärm der Zurückgebliebenen, von denen sie, schrieb

jüngst ein Oberleutnant, garnicht überrascht wären, würden sie nach dem berühmten Muster Chamberlains, der Jesus zum Germanen beförderte, in ihrem Haß gegen England Shakespeares zum Amerikaner stempeln.

Die Zeichen mehren sich, daß besonnene und stillere Köpfe es für ihre Pflicht halten, den Kriegsphraseologen schärfer entgegenzutreten.

Wir müssen diesen Männern danken, daß sie — unbekümmert um Mißverständnisse oder thörichte Aburteilungen — die zeitgemäßen Phrasen kritisch untersuchen und auf ihren geringen Wert hinzuweisen den Mut haben. Ist es unzeitgemäß, sich von einer denkfaulen Terminologie nicht anstecken zu lassen?

In einer lesenswerten Broschüre „Krieg und Schule" (Hirzel, Leipzig) stellt der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Adolf Matthias dem falschen Patriotismus die echte Vaterlandsliebe gegenüber. Er spricht mit Begeisterung von einem der ehrlichsten Kämpfer unter den deutschen Schriftstellern, von Paul de Lagarde, den er mit Recht als einen der wenigen wirklich berufenen Erzieher zu deutscher Bildung anspricht. Lagarde hat die Schulen einmal als „Brutstätten des Patriotismus" bezeichnet. Ein so bewährter Schulmann wie Matthias verübelt ihm das nicht etwa, sondern pflichtet ihm bei, indem er — dieses Wort auf seine Richtigkeit untersuchend — schreibt: „Was er (Paul de Lagarde) zurückweisen, was er mit seinem Tadel treffen wollte, können wir ihm nachempfinden. Er wollte nicht jenen Patriotismus der Phrase mit byzantinischem Unterton, der mit unwürdiger Schmeichelei und Unterwürfigkeit die Namen der Herrscher unnütz mißbraucht, der mit Charakterlosigkeit sich mischt, mit eitlem Kastengeist, mit viel bewußter Lüge, der keine Wurzeln im Gemüt hat, sondern mehr eine Komödie der Streberei ist nach Ämtern und Würden, nach Titeln und Ehrenzeichen und persönlichem Vorteil aller Art. *Er wollte auch deshalb nichts von Pflege des Patriotismus in der Schule*

wissen, weil dieser zu leicht von einer einzigen Partei als ausschließliches Besitztum beansprucht wird, von dem aus Anhänger anderer Parteien, die mit Gesinnungstüchtigkeit nicht in lauten Worten zu prunken vermögen, verketzert und verdonnert, und womöglich als vaterlandslose Menschen gekennzeichnet werden, weil sie nicht dieselben Tugendpfade wandeln, wie jene politischen Pharisäer. Jenem ernsten Erzieher war jeder Hurrapatriotismus widerwärtig, der in tönenden Bierreden und nachgeplapperten Phrasen seine Kraft und Stärke vaterländischer Gesinnung zu offenbaren sich bestrebt. Und ebenso wird er in seiner kraftvollen Empfindung den Götzenkult der Vaterlandsliebe von sich gewiesen haben, wie er im Chauvinismus der Franzosen sich kund tut, der in verschwommenen Phrasen den Haß gegen die deutschen Nachbarn nährt, und in kriegerisch erregter Gesinnung und in leidenschaftlicher, nach Ruhm und Erfolgen dürstenden Erregung sich weidet und in renommistischer Empfindungsweise sich wohl fühlt. Wo diese Arten von Patriotismus in den Schulen großgezogen werden, da darf man diese allerdings als „Brutstätten" bezeichnen."

Für diesen Pädagogen ist echte Vaterlandsliebe mit Mut zur Wahrhaftigkeit untrennbar verbunden. „Ohne Wahrhaftigkeit ist aller Idealismus kraft- und wirkungslos. Echter Patriotismus besteht ja darin, daß wir nicht nur unserer Stärke bewußt sind, sondern auch unsere Schwächen sehen."

Diese Gesinnung „gründet sich auf klare Überzeugung und klare Erkenntnis und nicht auf unklare Gefühlsseligkeit, die der erste kräftige Luftzug der Kritik und der Tatsachenwirkung hinwegfegt wie ein aus Phrasen errichtetes Kartenhaus .... Jeder Mangel an Selbsterkenntnis, jede Selbsttäuschung, jede Selbstüberhebung auf dem Gebiete der Erziehung ist eine Art von Unwahrhaftigkeit; alle

pädagogischen Phrasen sind ein Mangel an Wirklichkeitssinn .... Die wahre Würde eines Volkes fängt erst da an, wo Prahlerei und Selbstgefälligkeit aufhören. Dasjenige Volk — das kann man heute schon prophezeien — hat in Zukunft für seine Weltstellung am meisten zu hoffen, in welchem der Heimatsinn und Vaterlandssinn sich eng vereinigt mit der Kenntnis fremder Völker, ihrer Sitten und Einrichtungen, ihrer Vorzüge und Fehler. Die alten Hanseaten hatten schon etwas von diesem großzügigen patriotischem Weltbürgertum in sich.....

Und ich denke noch an manche andere Tugend, die wir aus der Kriegszeit mit herübernehmen wollen in den Frieden. Jetzt steht unser Volk ohne Unterschied des Standes, der Religion und der Parteien, einig und geschlossen gegen den Feind. Einigkeit schafft Duldsamkeit und Gemeinsamkeit des Denkens und Empfindens und reißt die Schranken nieder, die Geld und Gut, Standesunterschied und Religionsverschiedenheit im Frieden so unheilvoll zwischen uns gestellt haben..... Politische Parias darf es für den, der in ernstem Geiste politisch denkt, nicht mehr geben. Politischer Hochmut muß heraus aus unserer Volksvertretung und vor allem aus unserer Schule, die gesunde Keime auszustreuen hat auch in dieser Richtung."

Daß sich die Gedanken dieses idealistischen Pädagogen nicht als zu optimistisch erweisen mögen, muß der Wunsch eines jeden sein, der neben der materiellen Wohlfahrt des deutschen Volkes seine geistige und menschliche Höherentwicklung als Ziel vor Augen hat.

In zwei wohltuend klar geschriebenen Essays, durch deren Veröffentlichung sich das Berliner Tageblatt nicht geringes Verdienst erwarb, unternahm es der Düsseldorfer Professor Leopold von Wiese, Staatsmystik und Staatssozialismus, Mystik und Politik gegenüberzustellen, ihre Grundlagen und ihren Wert zu untersuchen, und er kam zu Ergebnissen, zu denen jeder unberauschte Geist, der sich durch plötzliche Schlagwörter nicht einseitig lähmen

ließ, gekommen war oder kommen wird, wenn er auch nicht den Mut oder die Fähigkeit sein eigen nennt, das Erkannte ebenso scharf auszudrücken.

Schon in seinen „Politischen Briefen über den Weltkrieg", deren Lektüre zu empfehlen ist, hatte Leopold v. Wiese geschrieben: „Erfaßt man das Leben, wie es ist, so zerrinnt einem der Höllenspuk des antithetischen Denkens und Wollens überhaupt, der Gegensatz von Individualismus und Sozialismus, ebenso wie der zwischen Altruismus und Egoismus, zwischen Gut und Böse an der Wirklichkeit. Sie sind im Erlebnisse gar nicht solche Gegensätze ... Staat und Gesellschaft verlangen starke Individualitäten; starke Individualitäten fordern den Staat und die Gesellschaft. Sie gehören in Wechselwirkung zusammen."

Anknüpfend an diese Worte führt Herr v. Wiese in seinem Aufsatz über „Mystik und Politik" weiter aus, worauf es ankomme, sei allein die Wahrhaftigkeit des Willens. „Ob das intensivste Leben von Staat und Ich erreicht wird, das ist nicht von der platonischen Ideenschönheit des Ideals abhängig, sondern von der Art seiner Verwirklichung. Denn das Feldgeschrei, der Staat sei alles, der einzelne nichts, kann in den Massen eine ganz andere, eine recht gefährliche Wirkung haben. Die mittelmäßigen Naturen mögen denken: Ich kann mich auch mit dieser Parole bequem einrichten. Wenn es so gar nicht auf mich ankommt, ei, so bin ich auch der Verantwortung enthoben. Ich brauche nur still zu halten, zu gehorchen, mich treiben zu lassen und keine Initiative zu zeigen. Ich werde schon mein trockenes Plätzchen finden; für alles andere mag der Staat sorgen. Ich will schon ordentlich Hurra schreien und mich recht gesinnungstüchtig-patriotisch gebärden. Was kümmerts mich im Grunde, ob Individualismus oder Nationalismus die Parole ist? Ich schlüpfe überall mit durch. Die, welche den Individualismus schmähen, haben vergessen, wie schwer seine Anforderungen sind. Dieses Alleinstehenwollen,

dieses Streben, aus sich selbst eine harmonische Kraft zu gestalten, ist ja viel schwerer als der Wille zum Abtöten des Ich. Wir werden Menschen, die sich nicht so ohne weiteres mit anderen zu einem undifferenzierten Klumpen vereinigen lassen wollen, noch sehr nötig haben. Allemal hat es sich in der Welt gerächt, wenn man eine Lebenskraft zugunsten einer anderen herabzusetzen suchte. Sie kann nicht untergehn. Aber sie kann dem Strome gleichen, der eine Zeitlang unterirdischen Lauf annimmt. Das gilt auch für einen anderen, jetzt gleichfalls viel gehörten Satz: Dieser Krieg bedeute den Sieg der sittlichen über die ästhetischen Energien. Weshalb muß man immer das eine gegen das andere ausspielen? Ist die Menschenseele so eng, daß sie nur Raum für eine Kraft besitzt? Mit dem Schönen hat es seine eigene Bewandtnis: Es scheint verschüttet von den Wellen des Krieges und begraben unter den von Blut gefärbten Wassern; doch wie Venus Anadyomene steigt es eines Tages herrlicher und leuchtender denn je empor. Dann gilt, was Laotse, der Philosoph der Chinesen, vor fast zweiundeinhalb Jahrtausenden sagte: „Das Weichste von der Welt überwindet das Härteste."

Der gesperrte Abdruck dieser ausgezeichneten Sätze sollte jeder Zeitung zur Pflicht gemacht werden. So wie ich es seinerzeit schon für die klugen und gerechten Ausführungen österreichischer Offiziere in Danzers Armee-Zeitung vorschlug, die sich gegen die billige und lächerliche Verhöhnung der Feinde richteten. Eine Presse, die auf sich hält, wird die Wünsche des Publikums nach Klärung und Einsicht nicht mehr ganz außer acht lassen dürfen. Es ist ja gar nicht wahr, daß das Publikum an der Verwilderung und Entartung der Presse schuld ist; das Publikum ist bei weitem klüger, gebildeter, gewissenhafter und fast immer auch anständiger als jene Art Redakteure, die der Meinung sind, Sensationstelegramme oder Tartarenentrefilets seien die meistbegehrte geistige Kost und deshalb das Beste fürs Volk. Selbst heute, wo schon viel verdorben

ist, könnte eine Sezession der Presse, wie sie die ehrliche Idealistin Annette Kolb etwa ersehnt, selbst heute wäre eine solche Sezession der anständigen Presse eine begrüßenswerte Tat.

Diese Redaktionen hätten vor allem dafür zu sorgen, daß abgelaufene Begriffe, all-gemeine Schlagworte, summarische Urteile auf ihren Wert oder Unwert untersucht würden. Herr von Wiese nennt einige Beispiele: Man liebt es, englischen und deutschen Geist gegeneinander auszuspielen. Was aber besonders interessiere, sei die Frage, ob es richtig, britischen und kommerzialistischen Geist gleichzusetzen und deutschen und kommerzialistischen in Gegensatz zu stellen? Es entspreche dies der vulgären Formel, die man heute für die Massen geprägt hat. Sie sei um so zugkräftiger, als sie nicht ganz falsch, sondern halb wahr ist.

„Aber ist denn", fragt Herr von Wiese mit Recht, „der Handelsgeist wirklich so etwas Verachtenswertes? Aller Seehandel zum mindesten atmet auch Kriegergeist, Abenteurersinn, Unternehmungslust und Frische. Haben wir uns nicht bis zum Kriege emsig bemüht, unserem Volke Handelsgeist anzuerziehen? Haben wir nicht unseren wirtschaftlichen Aufschwung verherrlicht? Sind wir nicht stolz auf jede Produktions- und Absatzsteigerung unserer Industrie gewesen? Ist nicht ein beträchtlicher Teil des Erfolges unserer Industrie auf echten Handelsgeist zurückzuführen? Und nun schmähen wir ihn auf einmal als etwas Minderwertiges! Als etwas, was ein deutscher Idealist verachten müsse! Mir kommt das recht verfehlt und als ein künstlich neu belebter Rest aus längst vergangenen Tagen vor, in denen es für einen Vorzug galt, unpraktisch zu sein. Wir sind aber nicht mehr das Volk von 1813; wir brauchen den Kaufmannsgeist zum Vorankommen.

Ähnlich unbegreiflich ist mir die Verurteilung der englischen Philosophie. Ist es wirklich notwendig, ein Volk, das man aus guten Gründen militärisch und politisch niederzwingen möchte, auch in seinen Geisteserzeugnissen herabzusetzen? Die zahlreichen Rückwirkungen, die von der (allerdings) realistischeren englischen Philosophie auf Deutschland erfolgt sind, gereichten uns nicht zum Nachteile. Welcher Strom von Anregungen ist etwa von den Denksystemen, die man als Darwinismus bezeichnet, ausgegangen?

Ich ziehe den Schluß: Neben der Staatsgesinnung hat auch der Individualismus Raum. Ferner erscheint mir dieser Krieg durchaus nicht als ein geistiger oder metaphysischer, sondern als ein immens politischer Krieg, den wir unter harten Bedingungen gegen zahlreiche Gegner führen müssen. Unter ihnen erregen besonders die Briten unsere Erbitterung. Aber die Abrechnung mit ihnen brauchen wir nicht umzudichten zu einem Kampfe des guten mit dem bösen Prinzip. Denn diese Ausdeutung zieht die große Gefahr nach sich, daß sich der so wie so schwache politische Sinn der Deutschen, dessen Kräftigung wir jetzt aufs dringendste bedürfen, ganz verflüchtigt. Statt des metaphysischen Dunstes brauchen wir Verständnis für Realitäten.

Wenn nämlich wirklich dieser Krieg ein Geisteskampf wäre, dann bedürften wir nicht des militärischen Sieges. Denn Geist geht auch durch Niederlage im Kriege nicht unter. Als die Hellenen gänzlich von den Römern besiegt waren, eroberte das geistige Hellas Rom. Aber um unserer realen Machtinteressen, um unseres politischen und wirtschaftlichen Einflusses auf der Erde und um unserer (angeblich so nebensächlichen) Reichtumsmehrung willen brauchen wir den Sieg.

Noch eines: Es wäre entsetzlich, wenn ein falscher, unwahrer Ton in die Auffassung unseres nationalen Lebens käme. Ich kann den neudeutschen Mystikern nicht in die Herzen sehen und will glauben, daß sie es alle ehrlich meinen. Jedoch es wäre fürchterlich, wenn es sich um Selbstbetrug, um künstliche Überhitzung und um beabsichtigte Stimmungsmache nach dem Rezept von 1813 handelte. Dazu ist die Stunde zu ernst. Ich hege Zweifel, daß wir noch das Volk Kants und Hegels sind. Das stände mit allen gesellschaftlichen Entwicklungsgesetzen im Widerspruch. Wir können und wollen doch die Erfahrungen der Schule eines vierzigjährigen wirtschaftlichen Aufschwunges nicht ungeschehen machen. Unser Geist ist mehr von dieser Welt als der damalige, realistischer, politischer. Er ist auch ökonomischer. Lächerlich wäre es, sich dessen zu schämen. Nur der Siegeswille und die nationale Energie sind die alten."

* * *

Der Versuch, zur Klärung zu kommen, scheint mir in dieser wirrnisreichen Zeit das einzig notwendige und besonders lohnend

für die, die nicht an der militärischen Auseinandersetzung teilnehmen. Das Tohuwabohu schief gestellter, dem sechsmonatlichen Kriegsrausch entsprungener Fragen und Forderungen hat viele verwirrt. Es kann also für jeden öffentlich Wirkenden keine dringendere Aufgabe geben, als — soweit es nur irgend in seinen Kräften steht — zur Aufhellung beizutragen, und Wege zum Ziel zu bahnen, das doch schließlich der Friede sein muß.

Dieser Aufklärungsdienst, diese geistigen Patrouillenritte würden wesentlich erleichtert, wenn das Riesenheer der Zuhausgebliebenen von vornherein auf alle mystischen Umhüllungen von Begierden, Wünschen, Geschichtskenntnissen verzichtete, wenn es einem falschen Idealismus, der sich mit Unterwürfigkeit und Brutalität verträgt, mißtraute, und allein gestützt auf die militärischen Resultate sich seiner reichen Kräfte bewußt bliebe.

Nicht nur Ideologen, sondern auch Volkswirtschaftler nennen als Ziel dieses Krieges: die Schaffung der vereinigten Staaten von Europa.

Ist dieser Bund wirklich eine wirtschaftliche Notwendigkeit, so werden wir noch sehnsüchtiger als vorher nach Männern umschauen müssen, die unsere Führer sein können. Was uns im Parlament, im öffentlichen Leben, in der Publizistik fehlt, sind Persönlichkeiten, die ein gesteigerter Ausdruck der Energien des Volkes sind, deren Geist, Bildung und Begabung nicht von persönlicher Eitelkeit aufgefressen wird, deren Leidenschaft sich vielmehr an den großen Ideen der Menschheit orientierte, die die Erbärmlichkeit dieses Daseins kennen, und die deshalb nicht aufhören werden, für Besserung menschlicher Zustände zu kämpfen.

Diese geistigen Führer einer Nation sind ihr Profil. In ihnen zeichnet sich ab, was an Mut, Entschlossenheit, Korruption, Lebenswille im Volke selbst steckt.

Held ist die Masse. Aber dieser Held bedarf der Führung. Und wir hoffen, den Triumph der Massen nicht nur während des Krieges feiern zu können. Die Massen dürften ihn erst feiern, wenn ihre Führer im Frieden sich auch als Helden erweisen werden.

1. 3. 1915.

DIE DARDANELLEN

VON LEOPOLD VON WIESE

Eine der zwölf Skizzen, die Herr Professor Leopold v. Wiese unter dem Titel: „Politische Briefe über den Weltkrieg" bei Duncker u. Humblot (München u. Leipzig) erscheinen ließ.

Es war nicht möglich, zu schlafen. Kaum eine Stunde mochte bis zum Sonnenaufgang fehlen; noch aber stand ein kupfriger Mond am Himmel, bei dessen Schein die nahe schroffe Küste in rötlichem Dämmer leuchtete. Durch das runde Kabinenfenster lauschte ich in die Stille über den weich flutenden Wassern. Die Verse fielen mir ein: „Seht ihr dort die altersgrauen — Schlösser sich entgegenschauen, — Leuchtend in der Sonne Gold, — Wo der Hellespont die Wellen — Brausend durch der Dardanellen — Hohe Felsenpforte rollt?" In dieser Nacht war die Meerenge still. Das Schiff näherte sich der Stelle, wo sich einst Lesbos und Abydos gegenüberlagen und die Sage von Hero und Leander spielt. Hier war es auch, wo im Jahre 1810 Lord Byron nach Asien hinüberschwamm.

Gibt es eine Meerenge auf der Erde, die sich an weltgeschichtlicher Bedeutung mit den Dardanellen messen könnte, die das Marmara- vom Ägäischen Meer und Europa von Asien trennen? Wer vor Sonnenaufgang zum erstenmal den Hellespont befährt, sucht sich mit der Größe der Stunde ganz zu erfüllen und versinkt in Träumereien, deren Inhalt doch Geschichte ist: Hier ließ Xerxes den schäumenden Hellespont, der sich seinem Willen zu widersetzen schien, im Zäsarenwahn mit Ketten geißeln, als er auszog, Europa zu erobern. Hier setzte fast 150 Jahre später Alexander der Große nach Kleinasien über, um seine Weltherrschaft über das Morgenland auszudehnen. Hier drangen tausend

Jahre danach die Türken immer aufs neue aus Asien vor, um schließlich das alte oströmische Kaiserreich zu stürzen, jahrhundertelang das Abendland aufs empfindlichste zu beunruhigen und dem christlichen Europa das mohammedanische entgegenzustellen. Hier versuchten unter Timur Lenk die Mongolen hinter den Osmanen her die ungeheure Woge ihrer Menschenmassen nach Europa zu wälzen.

Als ich dort vorbeifuhr, hatten nicht lange vorher die Italiener die Dardanellenschlösser beschossen, ohne beträchtlichere Spuren des Angriffs zu hinterlassen. Ein ausgedehntes weißes Zeltlager türkischer Truppen bekränzte das Ufer. Jetzt drehte das Schiff langsam nach Süden. Über dem Skamander wurden im Morgenlicht die Hügel von Troja sichtbar; wieder wurde der erinnerungsuchende Sinn in eine noch ältere Zeit hinabgezogen, in der vielleicht zum erstenmal Hellenen in Kleinasien einzufallen trachteten. Vor uns lag jetzt die Insel Tenedos und in tiefblauer Färbung das Ägäische Meer, die inselreiche See der Griechen.

Die Wellen, die in den Dardanellen bei Nordwest oder Südost hinüberrauschen von Europa nach Asien und von Asien nach Europa, sind Symbole der Weltgeschichte. Die Taten der Menschenwogen, die vom Morgenland zum Abendland und vom Abend- zum Morgenland in beständiger Folge fluteten, bilden den Hauptinhalt des für uns Kaukasier wichtigen historischen Geschehens. Wie die Menschen, so die Gedanken. Das Licht aller höheren Religionen, aller Künste, Philosophien und Wissenschaften ergoß sich einst aus den alten Ländern des Morgens zu uns herüber. Lange, ehe die europäische Menschheit aus dem Schlummer der Unkultur erwachte, bildeten sich in China, am Ganges, in Mesopotamien und am Nil höhere Gesellschaftsformen und tiefere Gedanken. Das alte, machtvolle Asien wurde der Erzieher Europas, der kleinen vielgegliederten Halbinsel des riesigen Vaterkontinents. Aber danach nahmen die beweglichen Bewohner der Halbinsel die langsam und schwer reifenden Ideen des Morgenlandes in einem viel schnelleren Zeittempo auf und bauten auf dem soliden, aber wenig gestaltungsfähigen Boden

asiatischen Geistes das formenreiche, lebensvolle Haus europäischer Kultur. Unter ihren Händen wurde das Werk Asiens etwas Neues, Irdischeres, Brauchbareres, das zugleich als eine Waffe gegen Asien selbst dienen konnte.

„Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Okzident.
Nord und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände."

Und doch gemahnt das Verhältnis der durch die schmalen Dardanellen getrennten Welten viel mehr an Rivalität als an Frieden. Immer wieder erhebt sich die eine Welt gegen die andere. Die Griechen belagern Troja, Alexander der Große überschreitet den Granikos und den Indus. Zu anderer Zeit dringen Perser, Araber, Hunnen, Türken, Mongolen aus Wüsten und Steppen Asiens in Europa ein. Die großen ruhmreichen Schlachten unserer Rasse setzen ihnen eine Wehr: Salamis und Platää, die katalaunischen Felder, Xerxes de la Frontera, Wahlstatt und die Siege des Prinzen Eugen von Savoyen retten Europa. Mit ihnen ist die Offensive Asiens abgeschlagen. Achtzehn Jahrhunderte nach Alexanders Zug begann dann, als Vasco da Gama an der indischen Malabarküste landete, das gigantische Angriffswerk der Europäer mit den neuen wirksamen Mitteln teils kriegerischer, teils friedlicher Kolonisation. Seitdem ist der Riese Asien Europas Knecht, sucht aber mit steigender Lernbegier die Geheimnisse europäischer Überlegenheit der jungen Herrin abzulisten.

Wieder schaut heute jedermann mit Spannung nach den Dardanellen, dem Schicksalswasser der Erde. Doch die Stunde ist seltsam verworren und widerspruchsvoll: Beginnt die Woge, die in den letzten Jahrhunderten in sicherer, sieghafter Regelmäßigkeit von Europa nach Asien flutete, sich zu kehren? Stehen wir am Anfange des Niedergangs Europas? Fordert die Heimat der Weisheit und der Kraft ihre Rechte zurück? Wird das an Menschen und Reichtümern unergründliche Asien die Erbschaft antreten, wenn sich das unruhige, kurzsichtige und dünkelhafte Europa im Bruderzwiste der Rasse zerfleischt hat? Der Hellespont

wird weiter in Jahrhunderten seine Wellen „brausend durch der Dardanellen hohe Felsenpforte" rollen, mag Europa, mag Asien gebieten.

Uns aber zwingt das Gebot der Stunde, von der Höhe universalgeschichtlicher Betrachtung in die Schwierigkeiten der heutigen politischen Lage hinabzusteigen und nüchtern zu fragen, wo wir gegenwärtig stehen:

Im zweiten und dritten Briefe (vom 6. und 13. September) war von der damaligen politischen Stellung des Orients zum Kriege die Rede. Ich schrieb damals: „Je länger sich der Krieg hinzieht, desto größer wird die Möglichkeit, daß die schlummernden Konflikte des größten Erdteils geweckt werden." Oder vorher: „Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß etwa ein kriegerisches Eingreifen der Türkei gegen England ein starkes Echo der Sympathie im mittleren Osten wecken würde. Von der Stellung der Türkei im weiteren Verlaufe des Krieges ist das Übergreifen des Kampfes auf den asiatischen Orient abhängig. Bleibt sie neutral, so ist es unwahrscheinlich, daß England in seinen asiatischen Reichen und Kolonien irgendwelche Schwierigkeiten erwachsen." Ich versuchte damals zu zeigen, daß vorläufig eine Erhebung der Eingeborenen im indischen Reiche unwahrscheinlich, der Panslawismus ohne religiöse Motive nicht zur Tat zu entflammen wäre, daß ferner die Vereinigten Staaten ein Interesse daran hätten, die für die Zukunft unvermeidliche Abrechnung mit den Japanern zunächst noch hinauszuschieben, und sich China möglichst lange mit rein diplomatischen Verwahrungen begnügen würde.

Inzwischen sind zwei ereignisreiche Monate verflossen. Tsingtau ist gefallen, die Türkei befindet sich gegen Rußland, England und Frankreich tatsächlich im Kriegszustande und hütet mit ihren Kriegsschiffen Bosporus und Dardanellen. Persien und Afghanistan sind unruhig; in Ägypten versuchen die Engländer ihren unzählige Male (im Orient meist erfolgreich) angewandten Trick, einen ihnen dienstwilligen Eingeborenen gegen den ihnen feindlichen Landesherrn auszuspielen, sehen aber dem Angriffe der Türken entgegen. Die Begehrlichkeit der Japaner zwingt schließlich Yankees und Chinesen mehr aus ihrer Reserve herauszutreten, als ihnen lieb sein mag.

Uns Deutsche kann im Augenblick weniger die ferner liegende Frage, ob sich nicht schließlich wieder der Orient gegen den Okzident kehren wird, als das unmittelbare nationale Interesse kümmern, ob durch die kriegerischen Verwicklungen mit dem Islam Rußland und Großbritannien genötigt werden, größere Truppenmassen der Land- und Seemacht vom europäischen Kriegsschauplatz weg dorthin zu entsenden. Die Türkei ihrerseits tritt nicht in den Kampf ein, weil es ihr deutsche Militärinstrukteure eingeredet haben, sondern weil sie erkennt, daß ihre staatliche Existenz durch Rußland, das den Ausgang vom Schwarzen Meere nach dem Mittelmeere verlangt, gefährdet ist und England ihr Ägypten vollends entreißen will.

Die Schaffung eines zweiten Schwerpunktes in diesem Weltkriege an den Dardanellen eröffnet eine Fülle neuer Möglichkeiten, die hoffentlich, wenn die Stunde kommt, von unsrer Diplomatie aufs geschickteste ausgenutzt werden. Während vor einem Vierteljahr Sir Edward Grey im Parlament glaubte erklären zu können: „Wenn wir mit unserer mächtigen Flotte, die unseren Handel, unsere Küste und unsere Interessen schützen kann, an dem Kriege teilnehmen, werden wir nur wenig mehr zu leiden haben, als wenn wir uns passiv verhalten", steht Großbritannien schon heute vor einer Situation, der an Gefährlichkeit noch nie vorher in der Geschichte des Inselreichs eine Lage gleichgekommen ist. Unmöglicher denn je ist es, die kommende Entwicklung vorauszusehen; das labile Gleichgewicht zwischen den politischen Kräften der Beharrung und des Fortschritts ist im Orient erschüttert. In Indien mag es verhältnismäßig am ruhigsten sein; es fehlt hier noch, wie ich früher einmal andeutete, das religiöse Motiv zum Umsturz; in politischer Hinsicht trauen dort Hindus und Moslems den Engländern mehr Regierungsfähigkeit und ersprießliche Leitung des Landes zu als sich selbst oder den Türken. Schließlich haben die Briten es stets verstanden, sich die führenden Persönlichkeiten durch Schmeichelei und persönliche Vorteile zu Freunden zu machen. Auch im Innern Ägyptens mag es zur Stunde aus ähnlichen Gründen noch ruhiger sein, als man in Deutschland zumeist

annimmt. Ist jedoch einmal ein siegreiches türkisches Heer im Lande, so wird auch hier die fatalistische Ruhe der Nilanwohner vorüber sein.

Andere Fragen türmen sich auf: Wie wird sich Italien zur Türkei stellen? wie Rumänien zu Rußland? Bulgarien zu Serbien? Wird sich England immer mehr den Japanern verpflichten? würde es eine Besetzung Konstantinopels durch die Russen zulassen? müßte ihm nicht ein Eindringen der Russen ins Mittelmeer als schwere Bedrohung erscheinen? wird Juanschikai den Mut und die finanziellen und militärischen Möglichkeiten zum Widerstande gegen die Schantung besetzenden Japaner finden? — Immer neue Knoten knüpfen sich. Die Erschütterungen des Krieges teilen sich jedem Erdwinkel mit. Um so sicherer und ruhiger verfolgt Deutschland sein Ziel, England militärisch zu besiegen und politisch zu isolieren. Bei all dem erkennt man aber, daß wie beim Kopf der Gorgo aus jedem Kriegsfall neue Schlangenhäupter nachwachsen. An den Dardanellen gilt nicht mehr der uralte Gegensatz: Hier Abendland — hier Morgenland!, sondern es besteht ein recht verwickeltes Verhältnis. Türken und Japaner entstammen beide der altaiischen Völkergruppe; jetzt kämpfen Türken neben Deutschen gegen die Moskowiter und jenes keltisch-germanische Volk, das sich seinerseits vorher mit dem Mikadoreiche verbündet hat.

Schon Herodot, der Vater der Geschichtschreibung, erkannte vor mehr als 2200 Jahren, daß der Kampf zwischen Orient und Okzident der Hauptinhalt der Weltgeschichte wäre.

CANDID ODER DER OPTIMISMUS

VON VOLTAIRE

Aus den von Ernst Hardt vortrefflich übersetzten Erzählungen Voltaires (Insel-Verlag, Leipzig).

Sturm, Schiffbruch, Erdbeben und was dem Doktor Pangloß, Candid und dem Wiedertäufer Jakob begegnete.

Die eine Hälfte der geschwächten Reisenden, welche in jenen unbegreiflichen Ängsten, die das Rollen eines Schiffes in die Nerven und in alle wider die Bahn geschüttelten Kräfte des Körpers bringt, beinahe gestorben wäre, brachte nicht einmal die Kraft auf, sich über die Gefahr zu beunruhigen; die andere Hälfte schrie und betete. Die Segel waren zerrissen, die Maste geknickt und das Schiff geborsten. Wer nur irgend konnte, legte Hand an, keiner jedoch verstand den anderen und niemand befehligte. Der Wiedertäufer leistete einige Hilfe beim Schiffsdienst. Er stand auf dem Oberverdeck. Ein wütender Matrose führte einen heftigen Schlag nach ihm und streckte ihn auf die Planken nieder; von der Wucht des Schlages jedoch bekam er selber einen so heftigen Stoß, daß er mit dem Kopf voran über Bord stürzte, dort aber blieb er an einem Zacken des gebrochenen Mastes hängen. Der gute Jakob eilte ihm zu Hilfe, stützte ihn beim Heraufklettern und beugte sich dabei so weit nach vorn über, daß er vor den Augen des Matrosen ins Meer hinabstürzte, und dieser ließ ihn untergehen, ohne sich auch nur nach ihm umzusehen. Candid eilte hinzu und sah, wie sein Wohltäter noch einmal auftauchte und dann für immer unterging. Er wollte sich ihm nachwerfen, aber der Philosoph Pangloß hinderte ihn daran, indem er ihm bewies, daß die Reede von Lissabon eigens dazu erschaffen worden

sei, daß dieser Wiedertäufer dort ertränke. Während er dieses a priori nachwies, barst das Schiff vollends, und alles ging unter mit Ausnahme von Pangloß, Candid und jenem rohen Matrosen, der den tugendhaften Wiedertäufer ertränkt hatte. Glücklich gelangte der Schurke schwimmend ans Ufer, wohin Pangloß und Candid auf einer Planke getrieben wurden.

Sobald sie wieder einigermaßen zu sich selber gekommen waren, schlugen sie den Weg nach Lissabon ein. Sie hatten noch etwas Geld, mit dem sie sich vor dem Hungertode zu retten hofften, nachdem sie dem Sturme glücklich entgangen.

Kaum aber hatten sie unter Tränen über den Tod ihres Wohltäters den Fuß in die Stadt gesetzt, so fühlten sie, wie die Erde unter ihren Tritten bebte. Kochend und brausend erhob sich das Meer im Hafen und zerschellte die Schiffe, die dort vor Anker lagen. Große Flammen und Aschenwirbel bedeckten die Straßen und öffentlichen Plätze, die Häuser stürzten ein, die Dächer fielen auf die Fundamente und die Fundamente barsten auseinander. Dreißigtausend Einwohner jeglichen Alters und Geschlechts lagen zerschmettert unter den Trümmern. Pfeifend und fluchend rief der Matrose: „Holla, hier gibt's was zu verdienen!" „Welches kann der zureichende Grund für dieses Naturereignis sein?", fragte Pangloß. „Das Ende der Welt ist gekommen!" schrie Candid. Der Matrose lief unverzüglich zwischen den Trümmern umher, durchsuchte die Toten nach Geld, fand welches, nahm es an sich, betrank sich, und nachdem er seinen Wein im Leibe hatte, erkaufte er sich die Gunst des ersten besten Freudenmädchens, dem er auf den Trümmern der Häuser inmitten der Toten und Sterbenden begegnete. Pangloß zupfte ihn dabei am Ärmel. „Mein Freund", sprach er zu ihm, „Ihr tut nicht gut, Ihr vergeht Euch an der allgemeinen Vernunft und wähltet Eure Stunde schlecht!" „Dreck und Blut, ich bin ein Matrose und in Batavia geboren! Ich bin auf vier Reisen nach Japan viermal unter dem Kreuz durchgefahren, du bist mit deiner allgemeinen Vernunft wahrlich an den Rechten geraten!"

Candid war von einigen abstürzenden Steinen verwundet worden und lag unter dem Schutt mitten auf der Straße. „Ach", rief er Pangloß an, „verschaffe mir ein wenig Wein und Öl, ich sterbe!" „Diese Erdbeben sind nichts neues", erwiderte Pangloß, „in Amerika erlitt die Stadt Lima im vorigen Jahre dasselbe. Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen. Wahrscheinlich reicht eine unterirdische Schwefelschicht von Lima bis Lissabon." „Das ist äußerst wahrscheinlich", sagte Candid, „aber, um Gott, ein wenig Öl und Wein!" „Wie kannst du sagen: wahrscheinlich", erwiderte der Philosoph, „ich behaupte, daß die Sache erwiesen ist." Candid verlor das Bewußtsein, und Pangloß brachte ihm etwas Wasser aus einem nahen Brunnen.

Nachdem sie am nächsten Morgen einigen Mundvorrat zwischen den Trümmerhaufen ausfindig gemacht hatten, erfrischten sie ihre Kraft und halfen dann wie alle anderen das Schicksal der Einwohner erleichtern, die dem Tode entgangen waren. Einige Bürger, denen sie beigestanden, gaben ihnen ein so gutes Mittagessen, wie es eine derartige Unglückszeit zuließ. Das Mahl verlief allerdings traurig, die Geladenen benetzten das Brot mit ihren Tränen, Pangloß aber trocknete sie, indem er versicherte, die Dinge könnten nicht gut anders sein, „denn", sagte er, „alles dies ist aufs beste eingerichtet, und wenn es in Lissabon einen Vulkan gibt, so konnte er eben nicht wo anders sein, denn es ist unmöglich, daß Dinge nicht dort sind, wo sie eben sind, denn alles ist gut."

Ein kleiner schwarzer der Inquisition nahestehender Mann, der neben ihm saß, nahm nun höflich das Wort und sagte: „Offenbar glaubt der Herr nicht an die Erbsünde, denn wenn alles gut ist, hat es also niemals Sündenfall und Strafe gegeben?"

„Ich bitte Eure Vortrefflichkeit bescheidentlichst um Vergebung", erwiderte noch höflicher Pangloß, „aber der Sündenfall und die Verfluchung des Menschen gehören notwendig zu der besten der möglichen Welten." „Der Herr glauben also nicht an die Freiheit?" fragte der Freund der Inquisition. „Eure Vortrefflichkeit wird mich entschuldigen", entgegnete Pangloß, „die Freiheit kann mit der un-

bedingten Notwendigkeit zusammen bestehen, denn es war notwendig, daß wir frei seien, damit schließlich der bedingte Wille." . .
Als Pangloß an diese Stelle seines Satzes gelangt war, machte der Freund der Inquisition seinem Bedienten ein Zeichen mit dem Kopfe, worauf ihm dieser Wein aus Porto oder Oporto einschenkte.

Wie man zur Verhinderung der Erdbeben ein schönes Autodafé veranstaltete*) und wie Candid ausgepeitscht wurde.

Die Weisen von Lissabon wußten nach dem Erdbeben, welches drei Viertel von Lissabon zerstört hatte, kein wirksameres Mittel zur Verhinderung der völligen Zerstörung zu erdenken, als die Veranstaltung eines schönen Autodafé! Die Universität von Coimbra hatte entschieden, daß das Schauspiel einiger feierlich auf langsamem Feuer verbrannter Menschen ein unfehlbares Mittel sei, die Erde am Beben zu verhindern.

So hatte man denn einen Biskayer, der überführt worden war, seine Gevatterin geheiratet zu haben, und zwei Portugiesen aufgegriffen, die beim Verzehren eines Huhnes den Speck achtlos fortgeworfen, und nach Tisch fesselte man auch den Doktor Pangloß und seinen Schüler Candid, den einen, weil er gesprochen, den anderen, weil er mit beistimmender Miene zugehört hatte. Alle beide wurden getrennt in zwei außerordentlich kühle Gemächer geführt, in denen man niemals von der Sonne belästigt wird. Acht Tage später wurden beide mit einem Sanbenito bekleidet und ihre Häupter mit Papiermitren geschmückt. Die Mitra und der Sanbenito Candids waren mit umgekehrten Flammen und Teufeln ohne Schwanz und Krallen bemalt; die Teufel des Pangloß dagegen hatten Krallen und Schwänze, und die Flammen standen aufrecht. So gekleidet, schritten sie in einer Prozession dahin und bekamen eine sehr pathetische Predigt und darauf eine sehr schöne, aber eintönige Musik zu hören. Candid wurde während des Gesanges im Takt mit Ruten gepeitscht. Der Biskayer und die

*) Nach dem Erdbeben, das im Jahre 1755 Lissabon zerstörte, wurde in der Tat ein Autodafé veranstaltet.

beiden Männer, welche keinen Speck hatten essen wollen, wurden verbrannt, und Pangloß wurde gehängt, obgleich dieses sonst nicht gebräuchlich war. Selbigen Tags bebte die Erde noch einmal unter fürchterlichem Krachen.

Entsetzt, bestürzt, verwirrt und über und über blutend und nach Luft ringend, sprach Candid zu sich selber: „Wenn dies hier die beste aller möglichen Welten ist, wie muß es dann erst auf den anderen sein! Wenn ich wenigstens nur geprügelt worden wäre, das kannte ich ja schon von den Bulgaren her, aber mußte ich dich, du mein geliebter Pangloß, den größten aller Philosophen, mußte ich dich hängen sehen, ohne zu wissen warum, und mußtest du, mein teurer Wiedertäufer, du bester aller Menschen, im Hafen ersäuft werden, und Sie, oh Fräulein Kunigunde, Sie Perle der Mädchen, mußte man Ihnen den Bauch aufschlitzen?"

Ermahnt, gepeitscht, losgesprochen und gesegnet, schleppte er sich mühsam dahin, als ihn ein altes Weib ansprach und ihm zuflüsterte: „Fasse Mut, mein Sohn, und folge mir."

Wie ein altes Weib Candid in seine Obhut nahm und wie er das wiederfand, was er liebte.

Candid faßte keineswegs Mut, aber er folgte der Alten in ein altes, halb verfallenes Haus. Sie reichte ihm einen Topf Salbe, auf daß er sich einreibe, gab ihm zu essen und zu trinken und führte ihn dann vor ein schmales, ziemlich sauberes Bett. Neben dem Bett lag ein vollständiger Anzug. „Essen Sie, trinken und schlafen Sie. Unsere liebe Frau von Atocha, der heilige Antonius von Padua und der heilige Jakob von Compostella mögen Sie in ihre Hut nehmen, morgen komme ich wieder." Noch völlig benommen von allem, was er gesehen und erduldet hatte, vor allem verwundert über die Barmherzigkeit der Alten, wollte Candid ihr die Hand küssen. „Nicht meine Hand sollen Sie küssen", sagte die Alte, „morgen komme ich wieder. Reiben Sie sich mit Salbe ein, essen Sie und schlafen Sie."

Trotz aller Leiden aß Candid und schlief. Am nächsten Morgen brachte ihm die Alte ein Frühstück, besah seinen Rücken und

rieb ihn selber mit einer anderen Salbe ein. Später brachte sie ihm dann das Mittagessen, und gegen Abend kam sie mit einem Nachtmahl wieder. Am nächsten Tage tat sie dasselbe. „Wer seid Ihr?" fragte unaufhörlich Candid, „wer hat all diese Güte in Euch erweckt, wie soll ich es Euch je danken?" Die alte Frau antwortete nichts, und als sie am Abend wiederkam, brachte sie kein Nachtmahl mit. „Kommen Sie mit mir", sagte sie, „und sprechen sie kein Wort." Sie nahm ihn unter den Arm und ging mit ihm ungefähr eine Viertelstunde über Land. Dann gelangten sie vor ein einzelnes, von Gärten und Wassergräben umgebenes Haus. Die Alte klopfte an eine kleine Tür, es ward geöffnet, und sie führte Candid über eine geheime Treppe in ein vergoldetes Gemach, setzte ihn dort auf ein mit Brokat überzogenes Sofa, verschloß die Tür und ging fort. Candid glaubte zu träumen, sein ganzes verflossenes Leben erschien ihm wie ein düsterer Traum, der gegenwärtige Augenblick hingegen wie ein lieblicher.

Bald erschien die Alte wieder und unterstützte mühsam ein zitterndes Weib von majestätischem Wuchs, das von Edelsteinen glitzerte und mit einem Schleier bedeckt war. „Heben Sie diesen Schleier auf", sagte die Alte zu Candid. Der junge Mann trat herzu und zog mit zager Hand den Schleier fort. Welch ein Augenblick, welche Überraschung! Er glaubte Fräulein Kunigunde zu sehen, und er sah sie wirklich, denn sie war es. Seine Kraft versagte, er konnte kein Wort hervorbringen, sondern fiel nur stumm zu ihren Füßen nieder. Kunigunde fiel auf das Sofa. Die Alte besprengte beide mit Weingeist, sie kamen wieder zur Besinnung und sprachen miteinander. Aber es waren zuerst nur gestammelte Worte, sich drängende Fragen und Antworten, Seufzer, Tränen und Ausrufe. Die Alte empfahl ihnen, weniger Lärm zu machen, und ließ sie allein. „Wie, Sie sind es?" rief Candid, „Sie leben? In Portugal finde ich Sie wieder! Man hat Sie also nicht vergewaltigt, Ihnen nicht den Bauch aufgeschlitzt, wie es mir der Philosoph Pangloß versicherte?" „Es geschah dem so", sagte die schöne Kunigunde, „man braucht jedoch an diesen beiden Vor-

fällen nicht immer zu sterben." „Aber sind Ihr Vater und Ihre Mutter getötet worden?" „Nur allzu sehr", erwiderte weinend Kunigunde. „Und Ihr Bruder?" „Auch er ist ermordet!" „Und warum sind sie in Portugal, und wie haben Sie erfahren, daß ich hier sei, und welch seltsamer Umstand erlaubte Ihnen, mich in dieses Haus führen zu lassen?" „Ich werde Ihnen das alles sagen", erwiderte die Dame, „vorher jedoch müssen Sie mir alles erzählen, was Ihnen widerfahren ist seit dem unschuldigen Kusse, den Sie mir gaben, und den Fußtritten, die Sie empfingen."

Mit tiefer Ehrerbietung gehorchte Candid, und obgleich ihm noch völlig beklommen zumute war, obgleich seine Stimme noch schwach klang und zitterte und sein Rückgrat ihn noch ein wenig schmerzte, so erzählte er ihr doch auf die schlichteste Weise alles, was ihm seit dem Augenblick ihrer Trennung begegnet. Kunigunde erhob die Augen zum Himmel und vergoß Tränen über Panglоß' und des Wiedertäufers Tod, und dann sprach sie folgendermaßen zu Candid, und Candid verlor keines ihrer Worte und verschlang sie mit seinen Augen.

Die Geschichte Kunigundens.

„Ich lag in meinem Bette in tiefem Schlaf, als es dem Himmel gefiel, die Bulgaren in unser schönes Schloß Tundertentronck zu schicken; sie erwürgten meinen Vater und meinen Bruder und hackten meine Mutter in Stücke. Ein großer, sechs Fuß langer Bulgare bemerkte, daß mir bei diesem Anblick die Sinne vergangen waren, und machte sich daran, mir Gewalt anzutun: das brachte mich zu mir. Ich ward meiner Sinne wieder mächtig, biß, kratzte und wollte dem großen Bulgaren die Augen ausreißen, da ich ja nicht wußte, daß das, was mir im Schlosse meines Vaters widerfuhr, etwas völlig gebräuchliches sei. Der Unhold versetzte mir nun einen Messerstich in die linke Seite, dessen Narbe noch sichtbar ist." „Ach", rief der kindliche Candid, „ich hoffe sehr, sie zu sehen." „Sie werden sie sehen" erwiderte Kunigunde, „zunächst lassen Sie mich jedoch fortfahren." „Fahren Sie fort", rief Candid.

Und so nahm sie denn den Faden ihrer Erzählung wieder auf: „Ein bulgarischer Hauptmann trat ein, er sah mich bluten, aber der Soldat ließ sich nicht stören. Der Hauptmann ward über die geringe Achtung, die ihm der Wüstling bezeugte, zornig und tötete ihn auf meinem Leib, darauf ließ er mich nähen und führte mich als Kriegsgefangene in sein Quartier. Ich wusch die wenige Wäsche, die er besaß, und besorgte seine Küche: er fand mich, wie ich gestehen muß, sehr hübsch, und ich meinerseits will nicht leugnen, daß er schön gewachsen war und eine weiche weiße Haut hatte. Anderseits besaß er nicht viel Verstand und gar keinen philosophischen Sinn; man merkte gar wohl, daß er nicht durch den Doktor Pangloß erzogen worden war. Nachdem er im Verlaufe von drei Monaten all sein Geld verloren hatte und meiner überdrüssig geworden war, verkaufte er mich an einen Juden, Don Issakar mit Namen, der in Holland, Portugal und Afrika umherreiste und eine leidenschaftliche Liebe zu Frauen hegte. Dieser Jude faßte eine große Neigung für meine Person, aber es gelang ihm nicht, über sie obzusiegen, ich habe ihm besser widerstanden als dem bulgarischen Soldaten: ein ehrenhaftes Frauenzimmer kann wohl einmal vergewaltigt werden, aber ihre Tugend gewinnt daraus nur erhöhte Kraft. Der Jude brachte mich nun zu meiner Zähmung in dieses Landhaus, in dem wir jetzt sind. Bis dahin hatte ich geglaubt, es gäbe auf der Erde nichts so Schönes wie das Schloß von Tundertentronck, aber ich bin eines besseren belehrt worden.

Eines Tages sah mich der Großinquisitor in der Messe; er blickte mich oft an und ließ mir dann sagen, er müsse mich in einer geheimen Angelegenheit sprechen. Ich wurde in seinen Palast geführt und entdeckte ihm meine Geburt. Er stellte mir vor, wie wenig es meinem Range entspräche, einem Israeliten anzugehören. Und dann wurde dem Don Issakar von seiner Seite der Vorschlag gemacht, mich Seiner Hochwürden abzutreten. Don Issakar, welcher Hofbankier und ein sehr einflußreicher Mann ist, wollte davon nichts wissen. Der Inquisitor bedrohte ihn nun mit einem Autodafé. Daraufhin schloß der eingeschüchterte Jude einen Ver-

trag mit ihm ab, wonach das Haus und ich ihnen beiden gemeinsam gehören sollte: dem Juden standen die Montage, Mittwoche und der Sabbat, dem Inquisitor die übrigen Tage der Woche zu. Seit sechs Monaten besteht nun dieser Vertrag, allerdings nicht ohne Streitigkeiten, denn oft war es unbestimmt, ob die Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag unter das mosaische oder das christliche Gesetz fiele. Was mich jedoch angeht, so habe ich bis jetzt allen beiden widerstanden, und gerade aus diesem Grunde bin ich, wie ich glaube, ohne Wanken geliebt worden.

Um die Geißel der Erdbeben abzuwenden und Don Issakar einzuschüchtern, gefiel es nun schließlich dem Herrn Inquisitor, ein Autodafé zu feiern. Er erwies mir die Ehre, mich dazu einzuladen. Ich bekam einen vortrefflichen Platz, und zwischen der Messe und der Urteilsvollstreckung wurden den Damen sogar Erfrischungen gereicht. Allerdings erfaßte mich ein Grausen, als ich die beiden Juden und den wackeren Biskayer, der seine Gevatterin geheiratet hatte, brennen sah, wie groß war jedoch meine Überraschung, mein Schrecken und meine Unruhe, als ich in einem Sanbenito und unter einer Mitra eine Gestalt erblickte, die Pangloß ähnelte. Ich rieb mir die Augen, betrachtete ihn aufmerksam, sah ihn gehängt werden und fiel in Ohnmacht. Kaum war ich wieder zur Besinnung gekommen, so sah ich Sie bis auf die Haut entkleidet vor mir, und mein Schrecken, meine Bestürzung, mein Schmerz und meine Verzweiflung erreichten ihren Höhepunkt. Der Wahrheit gemäß will ich Ihnen gestehen, daß ihre Haut noch weißer und deren Tönung noch vollkommener ist als bei meinem bulgarischen Hauptmann; dieser Anblick verdoppelte alle Gefühle, die mich durchwogten und verzehrten. Ich wollte aufschreien, wollte rufen: „Halt, halt, ihr Barbaren“, aber meine Stimme versagte, und außerdem wäre mein Rufen auch nutzlos gewesen. Als Sie dann tüchtig gegeißelt worden waren, fragte ich mich, wie kann es sein, daß der liebenswürdige Candid und der weise Pangloß sich in Lissabon befinden und zwar der eine, um hundert Geißelhiebe zu bekommen, und der andere, um gehängt zu werden,

und beides auf Befehl des Herrn Inquisitors, dessen Geliebte ich bin? Pangloß hatte mich also grausam getäuscht, als er mir versicherte, alles in der Welt sei zum besten bestellt!

Aufgeregt, von Sinnen, bald der Raserei nahe und dann wieder fast sterbend vor Schmerz, war mein ganzes Innere erfüllt von der Metzelei meines Vaters, meiner Mutter, meines Bruders, von der Schändlichkeit meines abscheulichen bulgarischen Soldaten, von dem Messerstich, den er mir versetzte, von meiner Dienstbarkeit, meinem Köchinnenhandwerk, meinem bulgarischen Hauptmann meinem häßlichen Don Issakar, meinem abscheulichen Inquisitor, von dem Henken des Doktor Pangloß und von dem großen eintönigen Miserere, zu dessen Klängen Sie gegeißelt wurden, und vor allem von dem Kusse, den ich Ihnen hinter einem Wandschirm an jenem Tage gegeben, da ich Sie zum letzten Mal sah. Ich pries Gott, daß er Sie mir nach vielen Prüfungen wiedergegeben. Ich gebot meiner Alten, für Sie Sorge zu tragen und Sie, sobald es anginge, hierher zu bringen. Sie hat meinen Auftrag trefflich ausgeführt, ich habe die unaussprechliche Freude genossen, Sie wiederzusehen, Sie zu hören und zu Ihnen zu sprechen. Sie müssen jedoch einen verzehrenden Hunger verspüren, und auch ich habe großen Appetit, lassen Sie uns also mit dem Nachtmahl beginnen."

Damit setzten sie sich alle beide an den Tisch, und nach dem Essen nahmen sie wieder auf dem schönen Sofa Platz, von dem bereits gesprochen worden ist, und dort saßen sie, als Don Issakar, einer der Herren des Hauses, eintrat. Es war nämlich Sabbat, und so wollte er sich seiner Rechte erfreuen und seiner zärtlichen Liebe Ausdruck geben.

Was mit Kunigunde, mit Candid, mit dem Großinquisitor und mit einem Juden geschah.

Dieser Issakar war der jähzornigste Hebräer, den es seit der babylonischen Gefangenschaft gegeben. „Wie, du galiläische Hündin", schrie er, „mit dem Herrn Inquisitor ist's noch nicht getan, auch dieser Hallunke dort soll mit mir teilen?" Und während er dies

sprach, zog er einen langen Dolch, den er stets bei sich trug, und da er nicht annahm, daß auch die Gegenpartei Waffen hätte, warf er sich über Candid. Unser wackerer Westfale hatte jedoch zusammen mit dem vollständigen Anzug auch einen schönen Degen von der Alten bekommen, und trotz seines sanften Gemütes zog er ihn nun hervor und streckte mir nichts dir nichts den Israeliten mausetot zu den Füßen der schönen Kunigunde auf die Fliesen nieder.

„Heilige Jungfrau", schrie diese auf, „was soll aus uns werden: ein Mann bei mir getötet! Wenn die Polizei kommt, sind wir verloren." „Wäre Pangloß nicht gehängt worden", sagte Candid, „wüßte er in dieser äußersten Not einen guten Rat zu geben, denn er war ein großer Philosoph. Da er uns fehlt, wollen wir die Alte befragen." Sie war sehr klug und wollte eben ihre Meinung sagen, als sich eine andere kleine Tür öffnete. Es war eine Stunde nach Mitternacht, also Sonntag Anfang, und dieser Tag gehörte dem Herrn Inquisitor. Er trat ein und sah den gegeißelten Candid mit gezogenem Säbel und einen Toten lang auf der Erde, Kunigunde starr vor Schrecken und die Alte Ratschläge erteilend.

In diesem Augenblick ging nun in der Seele Candids folgendes vor und führte ihn zu den folgenden Schlüssen: Wenn dieser heilige Mann Hilfe herbeiruft, wird er mich später unweigerlich verbrennen lassen, dasselbe könnte er mit Kunigunde tun, ferner hat er mich unbarmherzig auspeitschen lassen, ist zudem noch mein Nebenbuhler, und ich bin gerade beim Totstechen, es gibt also kein Schwanken. Diese Überlegung ging klar und blitzschnell vor sich, und ohne dem Inquisitor auch nur die Zeit zu gönnen, sich von seinem Erstaunen zu erholen, stieß er ihn durch und durch und legte ihn neben den Juden zu Boden. „Noch einer", rief Kunigunde, „nun gibt es keine Schonung mehr, wir werden exkommuniziert werden, unsere letzte Stunde hat geschlagen! Wie haben Sie, der Sie von Natur so sanftmütig sind, es nur angestellt, in zwei Minuten einen Juden und einen Kirchenfürsten zu töten?" „Mein schönes Fräulein, wenn man verliebt, eifersüchtig

und von der Inquisition ausgepeitscht worden ist, kennt man sich nicht mehr."

Nun ergriff die Alte das Wort und sagte: „Im Stalle stehen drei andalusische Pferde mit Sattel und Zaumzeug, der tapfere Candid möge sie anschirren. Die gnädige Frau haben Goldddublonen und Diamanten, wir wollen, obgleich ich mich nur noch auf einer Hinterbacke zu halten vermag, schnellstens aufsitzen und nach Cadix reiten. Es ist das schönste Wetter von der Welt, und eine Reise in der Frische der Nacht ist ein großes Vergnügen."

Auf der Stelle sattelte Candid die drei Pferde, und Kunigunde, die Alte und er legten hintereinander dreißig Meilen zurück. Während sie dahinjagten, betraten die Schergen der heiligen Hermandad das Haus: Hochwürden wurde in einer schönen Kirche beigesetzt und Issakar auf den Schindanger geworfen.

Candid, Kunigunde und die Alte befanden sich zu der Zeit bereits in der kleinen Stadt Avacena inmitten der Berge der Sierra Morena und führten in einer Herberge folgendes Gespräch miteinander:

In welcher Not Candid, Kunigunde und die Alte nach Cadix gelangten, und von ihrer Einschiffung.

„Wer nur hat meine Dublonen und meine Diamanten stehlen können?" rief Kunigunde unter Tränen, „wovon sollen wir leben, was sollen wir tun, wo Inquisitoren und Juden finden, die mir wieder neue schenken?" „Ach", sagte die Alte, „leider muß ich einen ehrwürdigen Franziskanermönch im Verdacht haben, der gestern in Badajoz in derselben Herberge schlief. Bei Gott, ich scheue mich davor, ein voreiliges Urteil zu fällen: aber er betrat zweimal unser Zimmer und reiste lange vor uns ab." „Ach", sagte Candid, „oft hat mir der gute Pangloß bewiesen, daß die Güter der Erde allen Menschen gemeinsam gehörten und ein jeglicher gleiches Anrecht auf sie hätte. Nach diesen Grundsätzen hätte der Franziskaner uns wenigstens so viel lassen müssen, wie wir zur Fortsetzung unserer Reise benötigen. Sie haben also gar nichts mehr, meine schöne Kunigunde?" „Nicht einen Heller" „Was tun?"

rief Candid. „Lassen sie uns eines der Pferde verkaufen", schlug die Alte vor, „ich sitze dann hinter dem gnädigen Fräulein auf, und wenn ich mich auch nur noch mit einer Hinterbacke festzuhalten vermag, so werden wir doch schon nach Cadix gelangen."

Ein Benediktinerprior hielt sich zufällig in derselben Herberge auf und erstand das Pferd für einen billigen Preis. Candid, Kunigunde und die Alte kamen durch Lucena, durch Chillas, durch Lebrixa, und langten endlich in Cadix an. Dort rüstete man eine Flotte aus und zog Truppen zusammen, um die ehrwürdigen Jesuitenpatres von Paraguay zur Vernunft zu bringen, welche beschuldigt wurden, eine ihrer Horden in der Nähe der Stadt des heiligen Sakraments gegen die Könige von Spanien und Portugal aufgewiegelt zu haben. Candid, der ja bei den Bulgaren gedient hatte, exerzierte dem General der kleinen Armee auf bulgarische Weise mit so viel Anstand, Schnelligkeit, Gewandtheit, Strammheit und Biegsamkeit vor, daß man ihm den Befehl über eine Kompagnie Fußvolk übertrug. So war er denn nun Hauptmann geworden und ging mit Fräulein Kunigunde, der Alten, zwei Dienern und den beiden andalusischen Pferden, welche dem Herrn Großinquisitor von Portugal gehört hatten, zu Schiff.

Während der ganzen Überfahrt sprachen sie viel über die Philosophie des armen Pangloß. „Wir begeben uns jetzt in einen anderen Weltteil," sagte Candid, „warscheinlich wird dort alles gut sein, denn man muß doch gestehen, daß man über so mancherlei, was sich in dem unseren ereignet, sowohl körperlich wie geistig, gar sehr klagen könnte." „Ich liebe Sie zwar von ganzem Herzen", sagte Kunigunde, „aber meine Seele ist noch ganz verstört von allem, was ich gesehen und erlebt habe." „Es wird alles zum besten gehen", fuhr Candid fort, „das Meer dieser neuen Welt ist schon weit besser als die Meere in unserm alten Europa, es ist ruhiger, und die Winde sind beständiger. Gewißlich ist die neue Welt jene beste aller möglichen Welten." „Wolle es Gott", rief Kunigunde, „aber ich bin in der meinen so schrecklich unglücklich gewesen, daß sich mein Herz jeder Hoffnung fast verschließt." „Sie beklagen sich",

sprach nun die Alte zu ihnen, „und Sie haben doch, ach, so gar wenig Übles erlitten im Vergleich mit dem, was ich durchgemacht." Kunigunde mußte beinahe lachen und fand die gute Frau mit ihrer Behauptung, unglücklicher zu sein als sie selber, sehr ergötzlich. „Ach, meine Gute", sprach sie zu ihr, „wenn du nicht wenigstens von zwei Bulgaren vergewaltigt worden bist und zwei Messerstiche in den Bauch bekommen hast, und man dir nicht zwei Schlösser zerstört hat, und man nicht zwei Mütter und zwei Väter vor deinen Augen erwürgt und mindestens zwei deiner Liebhaber in einem Autodafé ausgepeitscht hat, so sehe ich nicht, wie du es mir hättest zuvortun können, und dazu kommt noch, daß ich als Freifräulein von zweiundsiebenzig Ahnen geboren und dennoch zum Handwerk einer Köchin gezwungen worden bin." „Gnädiges Fräulein", erwiderte die Alte, „von meiner Geburt wissen Sie nichts, und wollte ich Ihnen meinen Hintern zeigen, so würden Sie nicht länger solchermaßen sprechen, sondern Ihr Urteil aufschieben." Diese Bemerkung erweckte in Kunigundens und Candids Herzen eine unbezähmbare Neugierde, die Alte aber redete folgendermaßen zu ihnen:

Die Geschichte der Alten.

„Ich habe nicht stets gerötete und blutumränderte Augen gehabt, noch berührte meine Nase immer mein Kinn, noch war ich stets eine Dienstmagd. Ich bin die Tochter des Papstes Urban des Zehnten *) und der Prinzessin von Palestrina. Bis zu meinem vierzehnten Jahre wurde ich in einem Palast auferzogen, für den alle Schlösser Eurer deutschen Barone nicht einmal einen Stall abgegeben hätten, und ein einziges meiner Kleider kostete mehr als alle Herrlichkeiten Westfalens. Inmitten von Freuden, Ehrerbietungen und Hoffnungen wuchs ich auf und nahm zu an Schönheit, Anmut und Begabung; ich vermochte schon Liebe zu erregen, mein Busen formte sich schon, und welch ein Busen!

*) Man beachte den äußersten Zartsinn des Verfassers: bis jetzt hat es noch keinen Papst Urban den Zehnten gegeben. Er scheut sich, einem bekannten Papste einen Bastard zuzuschreiben. Welche Umsicht, welche Feinfühligkeit. (Nachträgliche Fußnote Voltaires.)

Weiß, fest und schlank geschwungen wie der Busen der Venus von Medici, und welche Augen, welche Wimpern, welche schwarzen Brauen, und welche Flammen schossen nicht zwischen meinen Lidern hervor und überglänzten das Funkeln der Sterne, wie mir die Dichter bei Hofe versicherten! Die Frauen, die mich an- und auskleideten, gerieten außer sich vor Entzücken, wenn sie mich von hinten und von vorne anschauten, und alle Männer hätten sich an ihre Stelle gewünscht.

Ich wurde mit einem regierenden Fürsten von Massacarrara verlobt: welch ein Prinz! Er war ebenso schön wie ich, erfüllt von Sanftmut und Lieblichkeit, glänzend an Geist und glühend vor Liebe. Ich meinerseits liebte ihn, wie man nur das erste Mal lieben kann. Die Hochzeit ward mit unerhörtem Glanz und Prunk vorbereitet, Feste, Ringstechen und komische Opern drängten einander, und ganz Italien machte Sonette auf mich, von denen nicht ein einziges leidlich war. Schon nahte sich der Augenblick meines Glückes, als eine alte Marquise, welche die Geliebte meines Prinzen gewesen war, ihn zu einer Tasse Schokolade einlud. In weniger als zwei Stunden starb er unter entsetzlichen Krämpfen, aber das war nur eine Kleinigkeit. Meine Mutter, die verzweifelt und dennoch weit weniger betrübt war als ich, wollte für einige Zeit dem traurigen Leben am alten Orte entfliehen. Sie besaß ein sehr schönes Landgut bei Gaitte, und wir brachen auf einer einheimischen Galeere, welche wie der Altar St. Peters in Rom über und über vergoldet war, nach dorthin auf. Ein Korsarenschiff aus Salee fiel über uns her, kaperte uns, und unsere Soldaten verteidigten sich wie Soldaten des Papstes: sie warfen ihre Waffen fort, fielen in die Kniee und baten die Seeräuber um Absolution in articulo mortis.

Sofort zog man sie nackt wie Affen aus, ebenso meine Mutter, ebenso unsere Ehrendamen und ebenso auch mich. Es ist etwas Herrliches um die Emsigkeit, mit der diese Herren jedermann auszuziehen verstehen, was mich jedoch noch mehr verwunderte, war der Umstand, daß sie uns allen den Finger in einen Ort steckten,

in den wir Frauen uns im allgemeinen nur Spritzröhrchen einführen lassen. Diese Vornahme erschien mir gar absonderlich, so töricht urteilt man eben über alles, solange man nicht außer Landes gewesen ist. Denn bald erfuhr ich, dergleichen geschehe, um zu sehen, ob wir dort nicht etwa Diamanten verborgen hätten; das Ganze ist ein seit undenklichen Zeiten bei den gesitteten seefahrenden Völkern üblicher Brauch. Ich habe erfahren, daß sogar die frommen Herren Malteserritter ihn niemals außer acht lassen, wenn sie Türken oder Türkinnen aufbringen, er bildet ein Gesetz des Völkerrechtes, an dem man noch niemals gerührt hat.

Ich will Ihnen nicht sagen, wie hart es für eine junge Prinzessin ist, als Sklavin mit ihrer Mutter nach Marokko geführt zu werden. Sie können sich alles, was wir auf dem Seeräuberschiff auszustehen hatten, genugsam vorstellen. Meine Mutter war noch sehr schön und unsere Ehrendamen, ja, unsere einfachen Kammerfrauen besaßen mehr Reize, als sich in ganz Afrika auffinden lassen. Was mich anging, ich war zum Entzücken, ich war die Schönheit und Anmut selber und war noch Jungfrau! Ich blieb es nicht lange; diese Blume, die für den schönen Prinzen von Massacarrara gehegt worden war, wurde mir durch den Korsarenkapitän geraubt. Er war ein scheußlicher Neger, der sich noch einbildete, mir eine große Ehre zu erweisen. Die Frau Prinzessin von Palestrina und ich müssen gewißlich sehr stark gewesen sein, um alledem zu widerstehen, was wir bis zu unserer Ankunft in Marokko zu erdulden hatten! Übergehen wir es, derlei Dinge sind so gewöhnlich, daß es nicht der Mühe verlohnt, über sie zu sprechen.

Als wir anlangten, schwamm Marokko in Blut. Von den fünfzig Söhnen des Kaisers Muley-Ismael hatte ein jeder seine Partei, und daraus entsprangen fünfzig Bürgerkriege von Schwarzen gegen Schwarze, von Schwarzen gegen Gelbhäute, von Gelbhäuten gegen Gelbhäute, von Mulatten gegen Mulatten. In der ganzen Ausdehnung des Reichs herrschte nichts wie eine einzige große Metzelei.

Kaum waren wir ans Land gestiegen, so zogen auch schon Neger von einer unserem Korsaren feindlichen Partei heran, um

ihm seine Beute abzujagen. Nach den Diamanten und dem Golde waren wir das kostbarste, was er besaß, so ward ich denn Zeuge eines Kampfes, wie man dergleichen in Ihren europäischen Gegenden nie zu sehen bekommt. Das Blut der nordischen Völker ist nicht glühend genug, sie kennen die Wut nach Frauen nicht in dem Maße, wie sie in Afrika gewöhnlich ist. Ihre Europäer scheinen Milch in den Adern zu haben, in denen der Bewohner des Berges Atlas und der umliegenden Länder fließt dagegen Vitriol und Feuer. Man kämpfte um uns mit der Wut von Löwen, von Tigern und von Schlangen, wie sie in dem Lande dort leben. Ein Maure packte meine Mutter, der Leutnant meines Kapitäns hielt sie am linken Arm, maurische Soldaten ergriffen sie bei einem ihrer Beine, einer unserer Seeräuber hielt sie am anderen fest; unsere Mädchen wurden fast alle augenblicklich auf diese Weise von vier Soldaten nach vier Seiten gezogen. Mein Kapitän hatte sich vor mich gestellt, in seiner Faust hielt er einen krummen Türkensäbel und tötete alles, was sich seiner Raserei entgegenzustellen wagte. Schließlich sah ich unsere Italienerinnen und meine Mutter auseinandergerissen, zerhackt und zermalmt werden durch die Ungeheuer, die sich um sie stritten: alle meine gefangenen Gefährten und alle, die sie zu Gefangenen gemacht, Soldaten, Matrosen, Neger, Gelbhäute, Weiße, Mulatten und zuletzt auch mein Kapitän wurden getötet, und ich blieb sterbend auf einem Haufen von Toten liegen. Die gleichen Auftritte ereigneten sich, wie man weiß, bis zu einer Ausdehnung von mehr als dreihundert Meilen, ohne daß jemals die von Mohammed befohlenen täglichen Gebete außer acht gelassen worden wären.

Mit großer Mühe gelang es mir, mich aus der Menge so vieler aufgehäufter blutender Leichname zu befreien, und ich schleppte mich unter einen großen Orangenbaum, der am Ufer eines nahen Baches stand, dort brach ich vor Angst, Mattigkeit, Entsetzen, Verzweiflung und Hunger zusammen. Bald darauf fielen meine zermarterten Sinne in einen Schlaf, der eher eine Ohnmacht denn ein Ausruhen war. In einem solchen Zustande von Schwäche und

Empfindungslosigkeit zwischen Tod und Leben befand ich mich, als ich mich von etwas gedrückt fühlte, das sich auf meinem Körper hin und her schaukelte; ich öffnete die Augen und sah einen weißen Mann von gutmütigem Äußeren, welcher stöhnte und zwischen den Zähnen murmelte: „O che sciagura d'essere senza cogl . . .!"

Fortsetzung des Mißgeschicks der Alten.

Erstaunt und entzückt, die Sprache meines Vaterlandes zu vernehmen und nicht weniger überrascht durch die Worte, welche dieser Mann ausstieß, antwortete ich ihm, daß es noch weit größeres Unglück gäbe als jenes, über das er sich beklagte. Ich erzählte ihm in wenigen Worten all das Grausige, das ich erlitten, und fiel in meinen alten Schwächezustand zurück. Er trug mich in ein benachbartes Haus, legte mich ins Bett, ließ mir zu essen geben, bediente mich, tröstete mich, schmeichelte mir und sagte mir, er habe noch niemals etwas Schöneres als mich gesehen und auch noch niemals das so schmerzlich vermißt, was ihm niemand wiederzugeben vermöchte. „Ich bin in Neapel geboren", sagte er zu mir, „man kapaunt dort alljährlich zwei- bis dreitausend Kinder: die einen sterben davon, die anderen bekommen eine weit schönere Stimme, als Frauen haben, und wieder andere machen sich auf und beherrschen Staaten.*) An mir ward jene Operation mit dem außerordentlichsten Erfolge vollzogen, und ich wurde Sänger in der Kapelle der Frau Prinzessin von Palestrina." „In der Kapelle meiner Mutter", schrie ich. „Ihrer Mutter?" rief er weinend, „wie, so sind Sie jene junge Prinzessin, die ich bis zu ihrem sechsten Jahre auf den Armen getragen, und die damals schon so schön zu werden versprach, wie Sie es heute sind?" „Ja", ich bin es selber, und meine Mutter liegt vierhundert Schritte von hier in vier Stücke zerrissen unter einem Haufen von Leichen . . ."

Ich erzählte ihm nun alles, was mir widerfahren, und auch er erzählte mir seine Abenteuer. Er ließ mich wissen, daß er von

*) [Farinelli, ein italienischer Sänger, 1705 in Neapel geboren, regierte unter Ferdinand VI. über Spanien. Er starb im Jahre 1782.]

einer christlichen Macht zu dem Könige von Marokko entsandt worden war, um mit diesem Herrscher einen Vertrag abzuschließen, auf Grund dessen man ihm Pulver, Kanonen und Kriegsschiffe schicken wollte, auf daß er Beistand leiste zur Verdrängung des Handels der anderen Christen. „Mein Auftrag ist ausgeführt", sagte der ehrenwerte Eunuch, „ich will mich in Ceuta einschiffen, und Sie will ich nach Italien zurückbringen: Ma che sciagura d'essere senza cogl ...."

Ich dankte ihm mit Tränen der Rührung, aber anstatt mich nach Italien zu bringen, brachte er mich nach Algier und verkaufte mich dort an den Dei dieses Landes. Kaum war ich verkauft, so brach jene wütende Pestseuche in Algier aus, welche ganz Afrika, Asien und Europa durchzogen hat. Sie haben Erdbeben erlebt, haben Sie aber jemals die Pest gehabt, gnädiges Fräulein?" „Niemals", erwiderte die Baronin.

„Hätten Sie sie gehabt", fuhr die Alte fort, „so würden Sie zugeben, daß sie einem Erdbeben weit überlegen ist; in Afrika ist sie ziemlich üblich, auch ich ward von ihr befallen. Stellen Sie sich die Lage der fünfzehnjährigen Tochter eines Papstes vor, welche innerhalb von drei Monaten Armut und Sklaverei kennen gelernt hatte, fast täglich vergewaltigt worden war, ihre Mutter hatte vierteilen sehen, und Hunger und Kriegsnot erduldet hatte und nun mit Pest behaftet in Algier dahinstarb. Ich starb jedoch nicht, wohl aber mein Eunuch und der Dei und fast der ganze Serail von Algier.

Als das erste Wüten dieser furchtbaren Seuche vorüber war, verkaufte man die Sklaven des Dei. Mich erhandelte ein Kaufmann und brachte mich nach Tunis, wo er mich an einen anderen Händler verkaufte, der mich nach Tripolis losschlug; von Tripolis wurde ich dann nach Alexandrien, von Alexandrien nach Smyrna und von Smyrna nach Konstantinopel weiterverkauft. Dort ward ich dann endlich Eigentum eines Janitscharenagas, der bald darauf Befehl erhielt, Asof gegen die heranziehenden Russen zu verteidigen.

Der Aga war ein äußerst ritterlicher und verliebter Mann und nahm seinen ganzen Serail mit. Er brachte uns in einer kleinen Festung auf dem mäotischen See unter und ließ uns von zwei schwarzen Eunuchen und zwanzig Soldaten bewachen. Man tötete eine Unmenge von Russen, aber sie vergalten es nicht schlecht. Asof wurde in Blut und Feuer ertränkt und weder das Alter noch das Geschlecht geschont, nur unsere kleine Festung blieb noch unbezwungen, und die Feinde beschlossen, uns auszuhungern. Die zwanzig Soldaten hatten geschworen, sich niemals zu übergeben, die äußerste Hungersnot jedoch, in die sie gedrängt wurden, zwang sie aus Furcht, ihren Schwur zu brechen, dazu, unsere beiden Eunuchen aufzuessen, und nach Verlauf von zwei Tagen beschlossen sie, ein gleiches mit den Frauen zu tun.

Wir hatten einen sehr frommen und mitleidigen Iman, welcher nun ein schöne Predigt hielt, mit der er sie überredete, uns nicht völlig zu töten: „Schneidet einer jeden dieser Damen nur eine Hinterbacke ab", sprach er, „Ihr werdet derweise köstlich schmausen, und sollte die Not es fügen, habt Ihr Tags darauf gerade noch einmal die gleiche Portion, der Himmel wird Euch jedoch Euer barmherziges Verhalten vergelten und Euch retten."

Es eignete ihm eine große Beredsamkeit, und so vermochte er sie zu bestimmen: man nahm jene grausige Operation an uns vor, und der Iman legte uns von dem Balsam auf, mit dem man die frisch verschnittenen Kinder bestreicht .... wir waren alle dem Tode nahe.

Kaum hatten die Janitscharen das Gericht, das wir ihnen geliefert, verspeist, so fuhren auch schon die Russen auf flachen Booten heran. Kein einziger Janitschare kam mit dem Leben davon. Unser Zustand ward von den Russen nicht weiter beachtet. Überall jedoch gibt es französische Wundärzte, und einer von ihnen, der ungemein geschickt war, nahm sich unser an. Er heilte uns, und mein Lebtage werde ich es nicht vergessen, daß er mir, sobald meine Wunden gut verheilt waren, zärtliche Anerbietungen machte. Im übrigen riet er uns allen, uns zu trösten, und ver-

sicherte, dergleichen sei schon bei vielen Belagerungen vorgekommen, es sei Kriegsrecht.

Sobald meine Gefährtinnen wieder gehen konnten, brachte man sie nach Moskau. Ich fiel einem Bojaren zu, der mich zu seiner Gärtnerin machte und mir täglich zwanzig Knutenhiebe verabfolgte; doch als dieser Edelmann zwei Jahre später wegen einer Hofklatscherei mit dreißig anderen Bojaren umgebracht wurde, machte ich mir diesen Vorfall zunutze und entfloh. Ich durchzog ganz Rußland und war lange Kellnerin in Riga, dann in Rostock, Wismar, Leipzig, Kassel, Utrecht, Leyden, im Haag und in Rotterdam. Ich bin in Elend und Schande alt geworden, da ich aber nur einen halben Hinteren hatte und es niemals vergessen konnte, daß ich die Tochter eines Papstes sei, habe ich mich wohl zu hundert Malen töten wollen, stets jedoch liebte ich das Leben noch zu sehr. Diese lächerliche Schwäche ist vielleicht eine unserer unheilvollsten Neigungen, denn kann es etwas Törichteres geben, als unaufhörlich eine Last weiter tragen zu wollen, die man stets zu Boden werfen möchte, als Abscheu zu empfinden vor seinem Wesen und doch an seinem Wesen zu hängen, kurz, die Schlange, die uns verzehrt, zu liebkosen, bis sie uns das Herz aus der Brust gefressen hat?

In den Ländern, durch die mich das Schicksal getrieben, und in den Schenken, in denen ich gedient, habe ich eine ungeheure Zahl von Menschen gesehen, denen allen ihr Dasein eine Trübsal und ein Greuel war, aber nur zwölfen bin ich begegnet, die ihrem Elend freiwillig ein Ende setzten: es waren drei Neger, vier Engländer, vier Genfer und ein deutscher Professor namens Robeck. Zuletzt ward ich Dienstmagd bei dem Juden Don Issakar: er gab mich Ihnen, mein schönes Fräulein, zur Seite, und ich habe mich an Ihr Geschick geknüpft, stets habe ich mich mehr mit Ihren Abenteuern befaßt, denn mit den meinen. Ich würde Ihnen sogar niemals von meinem Unglücke gesprochen haben, wenn Sie mich durch Ihre Behauptung nicht etwas verletzt hätten und es außerdem nicht Brauch wäre, sich auf einem Schiff zum Zeitvertreib

Geschichten zu erzählen. Kurz und gut, mein Fräulein, ich habe Erfahrung, ich kenne die Welt: Wollen Sie sich ein Vergnügen machen, so bitten sie einen jeden der Reisenden hier, Ihnen seine Geschichte zu erzählen, und wenn sich nur ein einziger darunter findet, der nicht oft sein Leben verflucht und sich gesagt hat, daß er der unglücklichste aller Menschen sei, so werft mich mit dem Kopf voran ins Meer."

DER DICHTER UND DER KRIEG

VON CATHERINA GODWIN

In dem Momente, da elementar das große Ereignis hereinbricht — das über das Schicksal der Völkermassen hinweg auch zum Schicksal jedes Einzelnen sich gestaltet — werden diejenigen Menschen, die der Wirklichkeit am nächsten stehen, auch die Kraft ihrer Empfindung am schnellsten in die Tat umsetzen können.

Anders die, die der Wirklichkeit ferner gegenüberstehen, deren eigentliches Reich die Welt der Idee, die Welt der Phantasie ist, die in einziger Weise dem Dichter eignet.

Sonst tritt das Erlebnis zumeist von Innen an die Seele des Dichters heran, er ist es gewohnt, das Erlebnis in seiner Kunst selbst zu formulieren.

Und plötzlich naht ihm — abseits der gewohnten Linie — das monumentale Massenerlebnis und tritt von Außen, von der Wirklichkeit her, gewaltsam an ihn heran.

So wird es wohl dem Dichter besonders schwer, sich in die ungeheure Tatsache der Wirklichkeit hineinzufinden und wird es ihm wohl auch schwerer, wie manchem der vielen Gelegenheitsdichter, sogleich das befreite Wort zu sprechen, das die Größe der Stunde souffliert.

Wenn ein Ereignis in das Leben der Menschen tritt, dann teilen sich die Menschen in zwei extreme Gruppen: in die Einen, die ihre Gefühle unter die Menge tragen und sich mitteilen müssen und in die Anderen, die in tiefster Ergriffenheit sich absondern und schweigen — die Einen, die das Gewaltige ihrer Empfindung über sie selbst in Wort und Tat hinausführt und die Anderen, deren Äußerung weit hinter der Macht ihrer echten Empfindung zurückbleibt.

Und ein Verleger sprach nachdenklich also: Unser Militär — fabelhaft! — unsere Soldaten fabelhaft! — wo aber bleibt der Dichter? —

Tatsächlich findet sich in der Hochflut von kriegerischen und patriotischen Gedichten, die wochenlang alle Zeitungen und Zeitschriften überströmten, nur ganz vereinzeltes Hervorragendes, das auch Anspruch auf künstlerischen Wert hat.

Schon taucht der Verdacht auf, daß unser heutiger Dichter — in dem Augenblicke, wo er sein Talent beweisen müßte — darum zum Teil versagt, weil sich der moderne Phantasiemensch, insonderheit der moderne Dichter zu sehr auf sein eigenes Ich und seinen eigenen Gedankenkreis konzentriert und sich dadurch der Allgemeinheit und der Realität der Außenwelt entfremdet hat.

Nicht, daß dieser Verdacht in manchem Falle nicht zu Recht bestünde, aber der moderne Dichter, wie überhaupt der Dichter, steht der Realität der Außenwelt niemals entfremdet gegenüber, er steht ihr nur anders wie die Andern gegenüber.

Denn die Realität wird ihm nie Selbstverständlichkeit, sondern bleibt ihm stets Wunder, er steht nicht selbstverständlich mitten im Leben, sondern staunend vor dem Leben.

Der Phantasiemensch wird nur irrtümlich als Gegner der Realität verstanden. Er ist im Heimlichsten seines Wesens der Anbeter der Realität, gedanklich unlöslich mit der Wirklichkeit verknüpft, in die er immer wieder neue ideale Möglichkeiten träumt. Ja, trotz aller scheinbaren Zügellosigkeit seiner Gedanken

ist er im Grunde ein Pedant, der sich nicht wie die Anderen von der Wirklichkeit überraschen läßt, sondern jedweder Situation pedantisch das Programm seiner Phantasie voranschickt.

So vermählt er diese Welt mit der höheren Welt der Idee, er trägt das Unendliche in die Endlichkeit und was die Realität ihm verneint, das bejaht er und verherrlicht er in dem Werke seiner Kunst.

DOKUMENTE DER LIEBE

CIVITAS DEI

Der Ordinarius für romanische Philologie an der Berliner Universität, Professor Heinrich Morf, hielt zu Beginn der Vorlesungen an seine Studenten eine von der Internationalen Monatsschrift (Teubner) gedruckte Ansprache, der ich die folgenden Sätze entnehme:

Die geistigen Brücken, die die Völker verbinden, scheinen abgebrochen und über den klaffenden Abgrund gehen erregte, böse Worte hin und her. In der Respublica litterarum, in Wissenschaft und Kunst, die alle Menschen sonst verbindet und Weltbürger einer Civitas Dei aus ihnen macht, tobt der Bürgerkrieg.

Dieser Weltbürgerkrieg gehört nicht hierher.

Sie haben sich hier mit mir zu einem Werke des Friedens zusammengetan. Der Aufruf, den wir deutschen Hochschullehrer in die friedlose Welt hinausgesandt haben, beginnt mit den Worten: Wir Lehrer an Deutschlands hohen Schulen dienen der Wissenschaft und treiben ein Werk des Friedens. Wenn Ihr Lehrer dieses Katheder betreten hat und die Türen dieses Hörsaals sich nach außen geschlossen haben, dann müssen und wollen wir hier

unsere Gedanken für eine Stunde von dem abwenden, was Tag und Nacht sonst alle Herzen beklemmt, und sie zu wissenschaftlicher Arbeit zwingen. Die Leidenschaft des Tages soll nicht hier hereindringen. Wir wollen sie draußen lassen. Diesen Akt der Selbstbeherrschung und Selbsterziehung verlangt die Wissenschaft von uns. Wer ihn sich nicht zutraut, wird ihr nicht dienen und wird kein inneres Verhältnis zu ihr gewinnen. Er wird auch in diesem Hörsaal unbefriedigt bleiben.

Denn: ich möchte hier zu Ihnen von französischer Kultur der Vergangenheit so sprechen, wie ich es immer getan, seit ich vor 35 Jahren diese Aufgabe in Bern, an der deutsch-französischen Sprachgrenze, zum erstenmal übernahm, mich damals schon auf Goethe berufend, der uns gelehrt hat, wie mit sympathischem Interesse für das Romanische sich tiefe Liebe zum Eigenen, Germanischen, verbinden kann. Aus Achtung vor dem Fremden und aus Liebe zum Eigenen heraus habe ich all die Jahre hindurch von diesen romanischen Dingen vor deutscher Jugend gesprochen, und sie hat es mir mit freundlicher Anerkennung vergolten bis in diese furchtbaren Tage herein, da mich Feldpostkarten erfreuen, deren mir persönlich unbekannte Schreiber draußen an der westlichen Front sich dankbar der Stunden erinnern, da sie hier über französische Kultur unterrichtet worden sind.

An dem wissenschaftlichen Charakter dieser Vorlesungen wird also nichts anders werden. Ich möchte nach wie vor ihr historisches Denken schulen, eine Unterweisung in geschichtlicher leidenschaftsloser Auffassung und Beurteilung der Dinge der Vergangenheit und des Auslandes geben.

Solche wissenschaftliche Arbeit trennt nicht, sondern verbindet. Sie lehrt begreifen, verstehen und nicht verabscheuen. Und indem ich das vor Ihnen ausspreche, steigt die Gestalt meines Lehrers Gaston Paris, steigen die Studienjahre und die Studiengenossen zu Paris vor mir auf, mit denen unverlierbare Erinnerungen aus fernen

Jugendzeiten und aus jüngstem Zusammensein mich verbinden. Sie haben die Namen dieser Arbeitsgenossen und Forscher hier oft von mir gehört. Was unsere Wissenschaft ihnen schuldet, was ich selbst ihnen verdanke, habe ich hier oft ausgesprochen. Wir werden ihrer nach wie vor im nämlichen Geiste gedenken.

Jenseits des blutigen Ringens der Gegenwart steht Gaston Paris' beherrschende Persönlichkeit. Dankbar grüße ich von dieser Stelle aus seine Erscheinung. Den tiefen, entscheidenden Einfluß, den er auf mich gehabt hat, habe ich schon oft bekannt: das Beste, was ich Ihnen geben kann, ist in mir durch ihn geweckt worden.

Hören Sie, mit welchen Worten er, der Dreißigjährige, im Dezember 1870 im belagerten Paris, „inmitten des eisernen Ringes, den die deutschen Armeen um uns geschlossen haben“ seine Vorlesung am Collège de France wieder aufnahm. Nachdem er einen Blick auf die Arbeit des letzten Semesters geworfen und der fernen Zuhörer gedacht, die dem Ruf zu den Waffen gefolgt seien, und von denen einzelne auch im feindlichen Heere der Belagerer stehen werden, sprach er von den Aufgaben der Wissenschaft, die auch in diesen angstvollen Stunden, da das Vaterland sonst alle Gedanken beanspruche, ihr gutes Recht behalte:

„Im allgemeinen glaube ich nicht, daß der Patriotismus irgend etwas mit der Wissenschaft zu tun hat. Die Lehrstühle sind keine Tribünen. Wer sie benutzt, um etwas, was außer ihres rein geistigen Zweckes liegt, zu verteidigen oder zu bekämpfen, der entfremdet diese Lehrstühle ihrer wahren Bestimmung. Ich vertrete uneingeschränkt und ohne Vorbehalt die Lehre, daß die Wissenschaft als einziges Ziel die Wahrheit, die Wahrheit um ihrer selbst willen, anerkennen soll, ohne irgend darum besorgt zu sein, daß diese Wahrheit in der Praxis gute oder schlimme, bedauerliche oder erfreuliche Folgen haben kann. Wer aus patriotischer, religiöser oder auch moralischer Rücksicht in den Tatsachen, die Objekte seiner Forschung sind, oder in den Folgerungen, die er

zieht, sich die kleinste Verheimlichung, die leichteste Veränderung gestattet, der ist nicht würdig, seinen Platz zu haben in dem großen Laboratorium, in welchem Ehrlichkeit und viel unerläßlicherer Rechtstitel ist als Geschicklichkeit. Wenn man die gemeinsamen Studien so auffaßt und in allen Kulturländern in diesem Geiste betreibt, so werden sie hoch über den Schranken der feindlichen Nationalitäten ein großes Vaterland bilden, das kein Krieg befleckt, kein Eroberer bedroht, und wo die Geister jene Zuflucht und Einigung finden, welche zu andern Zeiten die Civitas Dei ihnen geboten hat."

So sprach am 8. Dezember 1870 ein junger französischer Gelehrter, der zugleich ein leidenschaftlicher Patriot war, zu seinen Hörern. Ich weiß nicht, ob der Patriotismus zu Paris heute ähnliche Worte findet. Die Zeit wird es lehren. Ich aber wollte vor Ihnen an die Worte dieses Edeln und Starken erinnern, der Bodenständigkeit und Weltbürgertum, Vaterlandsliebe und Wahrheitsliebe in vorbildlicher Harmonie vereinigt hat. Mögen seine Worte nicht umsonst gesprochen sein.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog, Leopoldstraße 10, München / Druck von J. Schön, München.

DAS FORUM

1. Jahrgang März 1915 Heft 12

ÜBERRASCHUNGEN

VON WILHELM HERZOG

Es kann den Chronisten in einer Zeit, die den Willen zum Irrationalen in jeder Minute betätigt, reizen, sich zum Grammophon auszubilden. Denn es kommt heute, sagen alle, garnicht auf Gesinnungen, auch nicht auf moralische Faktoren, sondern nur auf Tatsachen an. Die Tatsachen sprechen. Und die Tatsachen werden entscheiden.

War es Tatsache, daß alle Völker friedliebend waren, daß keins den Krieg wollte, daß jedes in Notwehr zu handeln glaubte? Die Patrioten der verschiedenen miteinander kriegführenden Länder widersprechen hier dieser Tatsache und klagen sich gegenseitig an, den Ausbruch des Krieges verschuldet zu haben. Ihre Stimmung hält das Epigramm jenes französischen Recken fest, der da sagte: „Diejenigen, die gegen uns kämpfen, betrachte ich als Banditen, die Unsrigen als Heroen, und ich schäme mich keineswegs, gegen den Feind gehässig und ungerecht zu sein."

Dieses aufrichtige Bekenntnis eines alten Exkommunarden, über dessen Unritterlichkeit sich ein großes deutsches Blatt entrüstete, war seit dem 2. August Allgemeingut in Europa geworden. Wer dieser selbstverständlichen Lehre widersprach, galt für vaterlandslos, zumindest für indifferent oder lau der großen Zeit gegenüber. Jetzt, nach acht schweren Monaten machen sich Anzeichen immerhin bemerkbar, daß die Vernunft den Rausch ablösen will. Man hört besonders in England Stimmen, die der offiziellen Kriegsphraseologie

zu trotzen wagen, die dem ruchlosen Kriegsidealismus sehr nüchterne, sehr kühle Feststellungen entgegenhalten. Keir Hardie, einer der tapfersten europäischen Kämpfer, fragt, indem er auf die Wurzel aller Dinge, das Geld, zurückgeht: wer ist an diesem Krieg interessiert? wessen Interessen werden verfochten? wie verträgt sich Vaterlandsliebe mit Geschäft? wie weit muß ein geriebener Geschäftsmann Patriot sein? Und er kommt zu dem Schluß: „Unsere ganze militärische und maritime Politik arbeitet im Interesse der Millionäre und Kapitalisten." Er spricht von England. Ferner: „Nur für die Finanz- und Handelswelt werden große Armeen geschaffen .... Wo bleibt nun der Arbeiter mit seinem elenden Dasein? Sind doch seine Entbehrungen und Arbeiten die Grundlage, auf der sich der glitzernde Schein des Imperialismus mit seinem Militarismus aufbaut. Der Arbeiter hat man meisten unter diesem Kriege zu leiden. Die Kaufleute und Geldmänner machen ihr Geschäft. Sie machen nirgends halt, um ihre Vaterlandsliebe zu zeigen. Sie haben den Preis von Nahrung und Kohlen hinaufgesetzt. Große und oft geehrte Lieferanten wurden verurteilt wegen Verkaufs von verdorbenen Nahrungsmitteln. Braunes Papier lieferte man statt Leder u. a. m. Und was wird geschehen, wenn der Krieg vorüber ist? Die Löhne werden zurückgehen. Aber der Imperialist, geldstrotzend, wird weiterregieren wie bisher."

Wird er? Er wird es, wenn die Tatsachen ihm recht geben. Wenn aber die Tatsachen nicht so ausfallen sollten, wie sie von unverantwortlichen Pseudoidealisten den berauschten Völkern seit den ersten Tagen des Augusts versprochen wurden, was dann? Wenn England weder die Vernichtung Deutschlands, noch Rußland die Zertrümmerung Österreichs, noch Deutschland die Hegemonie Europas erreicht, wird das, was wir als Vernunft anzusehen gewohnt waren, wieder stabiliert sein? Mag sein, daß zu Beginn eines Krieges ein Volk das andere für Schufte, Banditen, Mörder halten muß, mag sein, daß sie sich gegenseitig schwören müssen,

nicht eher aufzuhören, als bis eines von ihnen „vernichtet" oder „zu Staub zermalmt" sei.

Die Welt ist jedoch — in all ihrer erbärmlichen Unzulänglichkeit — immerhin so organisiert, daß solche rhetorischen Abschlachtungen und Beschimpfungen nicht neun Monate aufrechterhalten werden können. Die Welt — so jämmerlich und verbesserungsbedürftig ihre Einrichtungen sind — ist immerhin so organisiert, nicht zu dulden, daß eine große Nation „vernichtet" oder „zu Staub zermalmt" werde.

Was aber wird geschehen, wenn der Krieg vorüber ist? Die jetzt deutschfeindlichen Mächte werden erkennen müssen, daß das wahre Deutschland noch andere Kräfte enthält als die verhaßten militärischen, daß geistige Qualitäten auch in Deutschland nicht degradieren und daß die Zahl der nach Menschlichkeit und Gerechtigkeit Strebenden im deutschen Volke so groß ist als in irgend einem andern Lande. Wir aber werden in dem „dekadenten" Frankreich, dessen Kultur — nach dem Kriegsurteil eines literarischen Kritikers — am schönsten phosphoresziert, wenn sie fault, — wir werden in diesem „durch und durch korrupten, verseuchten" Lande überraschende Werte entdecken können, die zu besingen unseren Dichtern und Denkern eine dankbare Aufgabe bieten wird. Nach Aussage unserer Offiziere schlagen sich die Engländer außerordentlich tapfer. Jene weisen Männer, die sie jetzt als Krämer und Händler einem halbgebildeten Bürgertum zu Dank titulieren, werden später Abhandlungen über die Entwicklung des englischen Sports zu kriegerischem Heldentum verfassen. Auch sie stehen unter dem Gesetze der Relativität.

* * *

Das jüdische Proletariat Rußlands erließ einen Aufruf an die Kulturvölker, der um Hilfe fleht gegen die Gefahr neuer Pogrome. Die Oberrabbiner von Petersburg und Moskau legten dem Zaren

„ihre Ergebenheit zu Füßen“ und brachten ihm im Namen ihrer Gemeinden fünf Millionen Rubel für das russische Rote Kreuz. Der russische Finanzminister Bark erklärt in London, Rußland kämpfe für Freiheit und Rechtschaffenheit. Dazwischen notschreit nicht nur das jüdische Proletariat.

Der Chronist kann durch nichts mehr überrascht werden. Das Grammophon notiert: Rußland kämpft für Freiheit und Rechtschaffenheit. England, Frankreich, Deutschland, Österreich-Ungarn, Serbien, jeder kriegführende Staat kämpft nicht nur etwa für seine Freiheit, sondern für die Freiheit als Idee, als Symbol. Vor dem Krieg wurden Kämpfer für die Freiheit in jedem dieser Staaten garnicht selten eingesperrt. Im Juni 1914 — zwei Monate vor der großen Zeit — habe ich hier über eine Schande Europas, über russische Gefängnisse, einige Worte geschrieben und feststellen können, daß im Laufe von fünf Jahren in Rußland wegen politischer Vergehen aller Art 37 620 Menschen gerichtlich verurteilt worden sind, das heißt 7 524 jährlich, 627 monatlich, 20 täglich. In demselben Zeitraum wurden 8 100 Menschen zum Tode verurteilt, darunter 5 735 wegen politischer Verbrechen. (Rußland kämpft für Freiheit und Rechtschaffenheit, erklärt einer seiner Minister.)

Warum, fragt man sich, suchen sich die Staaten gerade die Ideale der Utopisten, der von ihnen im Frieden Bekämpften und Gefesselten, am liebsten nach Sibirien Verschickten heraus? Warum müssen sie gerade Freiheit und Rechtschaffenheit als ihre Ziele ausgeben?

Im Begriff des Staates liegt die Unfreiheit des Einzelnen begründet. Der Staat muß die Unterwerfung jedes einzelnen seiner Angehörigen fordern. Er muß. Noch der freieste Staat bindet jedes seiner Glieder an Gesetze, Vorschriften, Anschauungen, Befehle. Muß es tun, um sich als Organismus nicht der Gefahr auszusetzen, auseinanderzufallen.

Warum aber behauptet er, für Ideale zu streiten, die seinem

Wesen widersprechen? Glaubt er dem Hang nach liberalen Phrasen Zugeständnisse machen zu müssen? Weshalb, wenn er antidemokratisch und absolutistisch regiert wird, spricht er — wie ein liberaler Leitartikel — geschwollen von den Rechten des freien Volkes? Warum? Warum unternimmt er es nicht, die Hohlheit der Freiheitsphrasen aufzuzeigen, ihre Unfruchtbarkeit, ihre Anmaßung? Er kämpft nicht nur nicht dagegen: er übernimmt sie (— während des Krieges —).

Es ist dasselbe trügerische Spiel wie bei den Begegnungen und Bankettreden der Machthaber im Frieden. „Niemand denkt an den Krieg, aber man gibt Milliarden für Kriegsrüstungen aus und Millionen Menschen stehen in Rußland und Frankreich unter dem Gewehr", schreibt Leo Tolstoi 1894. Aber alles dieses geschieht zur Sicherung des Friedens: Sic vis pacem, para bellum. (L'empire c'est la paix. La république c'est la paix."

Sie haben alle zum Krieg gerüstet, weil sie den Frieden wollten. Und dann ist es Krieg geworden. Überraschend. Toll. Aber unvermeidlich. Vielleicht erkennt die Menschheit einmal, daß sie es mit einer umgekehrten Methode versuchen müßte. Pazifisten müssen zu Kriegshetzern werden, wollen sie für die Verwirklichung des Weltfriedens rüsten.

Um den Frieden zu bewahren, muß man zum Kriege rüsten. Um die Demokratie hintanzuhalten, muß man im Krieg ihre Phrasen übernehmen.

VON TOLSTOIS CHRISTENTUM UND VATERLANDSLIEBE

„Seit vielen Jahrhunderten sind Russen und Franzosen einander bekannt. Zuweilen waren die Beziehungen sehr freundschaftlich, leider aber meist sehr feindseliger Art infolge der Aufreizungen

ihrer Regierungen. Nun aber plötzlich erschien vor zwei Jahren ein französisches Geschwader in Kronstadt, dessen Offiziere ans Land gingen, an verschiedenen Stellen viel aßen und Wein tranken und dabei verlogene und dumme Reden anhörten und selbst hielten. Darauf traf im Jahre 1893 ein ähnliches russisches Geschwader in Toulon ein, und die Offiziere desselben haben in Paris stark gegessen und getrunken und dabei noch mehr verlogene und dumme Reden angehört und selbst gehalten, und die Folge davon war, daß nicht nur diejenigen, welche gespeist, getrunken und geredet haben, sondern auch alle diejenigen, welche dabei nicht anwesend waren, sondern nur davon gehört und in Zeitungen gelesen haben, — alle diese Millionen von russischen und französischen Menschen sich nun plötzlich einbilden, daß sie einander ganz besonders lieben, daß alle Franzosen sämtliche Russen und alle Russen sämtliche Franzosen lieben."

Dieses sind die Anfangssätze aus einer Schrift über „Christentum und Vaterlandsliebe", die Tolstoi 1894 kurz nach den französisch-russischen Verbrüderungsfeierlichkeiten zu veröffentlichen den Mut hatte, die deutsch im Verlag von Otto Janke, Berlin erschien und der ich die folgenden, heute besonders fesselnden Abschnitte entnehme. Er beschreibt den enthusiastischen Empfang, der den russischen Seeleuten in Frankreich bereitet wurde. Feste wurden gefeiert. Reden, Toaste auf den Zaren und den Präsidenten der Republik gehalten. Sobald irgendeiner der russischen Kapitäne auf die Gesundheit Frankreichs trank, wurde er sogleich der Welt bekannt gemacht, und sobald der russische Admiral sagte: „Ich trinke auf das schöne Frankreich", wurden diese Worte sogleich in der ganzen Welt verbreitet. Alle Reden hatten etwa diesen Sinn: „Wir lieben einander zärtlich, wir sind entzückt darüber, daß wir einander plötzlich so zärtlich lieben, unser Ziel ist nicht der Krieg und nicht die Revanche und nicht die Wiedererlangung der uns entrissenen Provinzen, unser Ziel ist nur der Friede, die

Wohltaten des Friedens, die Sicherung des Friedens, die Ruhe und der Friede Europas. Es lebe der russische Kaiser und die Kaiserin, wir lieben sie und lieben den Frieden. Es lebe der Präsident der Republik und seine Gemahlin, wir lieben sie auch und lieben den Frieden. Es lebe Frankreich, Rußland, ihre Flotten und ihre Heere. Wir lieben die Armee und den Frieden und die Anführer des russischen Geschwaders." Die Reden schlossen gewöhnlich wie in einem Couplet mit den Worten: Toulon, Kronstadt, oder Kronstadt, Toulon. Und die Namen dieser Städte, wo so viel Speisen aller Art gegessen und Weine aller Art getrunken worden waren, wurden wie Worte ausgesprochen, welche an die höchsten glänzendsten Taten von Vertretern beider Völker erinnerten, wie Worte, nach deren Benennung nichts mehr zu sagen bleibt, weil nun schon alles verständlich sei. „Wir lieben einander und lieben den Frieden, Kronstadt, Toulon!" Was kann man noch hinzufügen, besonders bei den Klängen feierlicher Musik, welche gleichzeitig zwei Hymnen spielt, von denen die eine den Zaren rühmt und von Gott Segen aller Art für ihn erbittet, während die andere alle Kaiser verflucht und ihnen allen den Untergang verkündigt? ......

* * *

Kardinäle, Erzbischöfe hielten überall Gebete ab und redeten selbst die sonderbarsten Gebete. So hat der Erzbischof von Toulon beim Stapellauf des Panzerschiffes Jaurèsguiberry zu dem Gott des Friedens gebetet, wobei er aber zu verstehen gab, daß er unter Umständen sich auch an den Gott des Krieges wenden könne. „Was auch sein Schicksal sein wird," sagte der Erzbischof von dem vom Stapel laufenden Panzerschiff, „Gott allein kann wissen, ob es den Tod aus seinen drohenden Feuerschlünden schleudern wird; wenn wir aber, die wir heute den Gott des Friedens anrufen, später genötigt sein sollten, auch den Gott der Schlachten

anzurufen, so bauen wir fest darauf, daß der Jaurèsguiberry dem Feinde entgegengehen wird, gemeinschaftlich mit den mächtigen Schiffen, deren Mannschaft heute in so nahe brüderliche Vereinigung mit den Unsrigen eingetreten ist. Doch möge diese Aussicht verschwinden, möge die gegenwärtige Feierlichkeit nur eine friedliche Erinnerung bleiben, wie das Andenken an den Großfürsten Constantin (Constantin Nikolajewitsch, der Onkel Alexanders III., war in Toulon 1857), welcher hier an dieser Stelle dem Stapellauf des Kriegsschiffes Quirinal beiwohnte, und möge die Freundschaft Frankreichs zu Rußland diese beiden Nationen zu Hütern des Friedens machen."

Währenddessen flogen Hunderttausende von Telegrammen aus Rußland nach Frankreich und aus Frankreich nach Rußland. Französische Damen begrüßten die russischen Damen, russische Damen sprachen den französischen Damen den Dank aus. Eine russische Theatergesellschaft begrüßte die französischen Schauspieler, die französischen Schauspieler erwiderten, sie hätten den Gruß der russischen Schauspieler tief in ihr Herz geschlossen. Russische Kandidaten zum Richteramt, welche beim Bezirksgericht irgend einer Stadt angestellt waren, sprachen ihre Begeisterung für die französische Nation aus. General Soundso dankte der Frau Soundso. Madame Soundso drückte ihre Gefühle für die russische Nation dem General Soundso aus. Russische Kinder schrieben Gedichte zur Begrüßung französischer Kinder, die französischen Kinder antworteten mit Gedichten und Prosa. Der russische Minister der Volksaufklärung bezeugte dem Minister der französischen Volksaufklärung die Gefühle plötzlicher Liebe zu den Franzosen im Namen aller ihm untergebenen russischen Kinder, Gelehrten und Schriftsteller. Die Mitglieder des Tierschutzvereins versicherten die Franzosen ihrer heißen Zuneigung, ebenso auch äußerten sich die Stadtverordneten von Kasan.

Der Kanonikus der Eparchie von Arrares schreibt dem hoch-

ehrwürdigen Protopresbyter der Geistlichkeit des russischen Hofs, er könne versichern, daß in den Herzen aller französischen Kardinäle und Erzbischöfe die Liebe zu Rußland, zu Seiner Majestät Alexander III. und seiner erhabenen Familie tief eingeprägt sei, und daß die französischen und russischen Geistlichen sich beinahe zu einem und demselben Glauben bekennen und in gleicher Weise die heilige Jungfrau verehren. Darauf erwiderte der hochehrwürdige Protopresbyter, die Gebete der französischen Geistlichkeit für die allerhöchste Familie fänden freudigen Widerhall in den Herzen des ganzen russischen, seinen Kaiser liebenden Volkes, und da das russische Volk gleichfalls die heilige Jungfrau verehre, so könne es auf Frankreich auf Leben und Tod sich verlassen. Fast dasselbe äußerten auch verschiedene Generale, Telegraphisten und Spezereikrämer. Alle beglückwünschten irgend jemand zu irgend etwas.

* * *

Während also die offiziellen Reden mit großer Beharrlichkeit vom Frieden sprechen, wird dem Volk, den jungen Generationen, allen Russen und Franzosen überhaupt unter der Hand nachdrücklich die Notwendigkeit und Rechtmäßigkeit, die Nützlichkeit und sogar die Ruhmwürdigkeit des Krieges eingeprägt.

„Wir denken nicht an Krieg, wir beschäftigen uns nur mit dem Frieden."

Man möchte fragen: „Qui diable trompe-t-on ici?" (Wer, zum Teufel, wird hier betrogen?) — wenn es überhaupt nötig wäre, diese Frage zu stellen und wenn es nicht schon klar genug wäre, wer dieser unglückliche Betrogene ist. Dieser Betrogene ist immer dasselbe, ewig betrogene einfältige Arbeitsvolk, dasselbe, welches mit schwieligen Händen alle diese Schiffe, Festungen, Arsenale, Kasernen und Kanonen, Dampfschiffe, Landungsbrücken und Hafendämme, und alle diese Schlösser, Säle, Schaubühnen und Triumphbogen erbaut hat, welches alle diese Zeitungen und Broschüren

gesetzt und gedruckt hat und alle diese Fasanen und Ortolanen, die Austern und den Wein herbeigeschafft hat, welche die von ihm ernährten, aufgezogenen und unterhaltenen Menschen essen und trinken, — dieselben Menschen, die es betrügen und ihm dadurch die schrecklichsten Leiden bereiten, es ist immer dasselbe gute, dumme Volk, welches grinsend seine gesunden weißen Zähne zeigt, mit naiver Freude alle diese ausgeschmückten Admirale und Präsidenten, die über ihm wehenden Flaggen, die Feuerwerke, die lärmende Musikbande angafft. Und ehe es sich umsieht, sind Admirale und Präsidenten, Flaggen, Musiker verschwunden, nur ein nasses, ödes Feld, Kälte, Hunger und Kummer liegt vor ihm, auf welchem der mörderische Feind steht und hinter ihm die unnachgiebigen, antreibenden Anführer, Blut, Wunden, Leiden, verwesende Leichen und der unsinnige, nutzlose Tod.

Jene Menschen aber, dieselben, welche jetzt bei den Feierlichkeiten in Toulon und Paris zechen, werden nach einer guten Mahlzeit mit halbgeleerten Gläsern guten Weines, mit einer Zigarre in den Zähnen im warmen Leinwandzelt sitzen und mit Stecknadeln auf der Landkarte jene Ortschaften bezeichnen, wo noch so und so viel Mann von dem aus dem Volke ausgehobenen Kanonenfutter aufgestellt werden sollen, zur Besetzung dieser oder jener Festung und zur Erlangung irgend eines Bändchens oder Ranges.

* * *

„Aber das alles ist nicht der Fall und es bestehen keinerlei kriegerische Absichten", erwidert man uns darauf. „Es ist nichts weiter, als daß zwei Völker, welche gegenseitig Sympathie empfinden, einander diese Gefühle ausdrücken. Was ist Böses dabei wenn die Vertreter einer befreundeten Nation mit besonderen Feierlichkeiten und Ehrenbezeugungen von den Vertretern einer anderen Nation empfangen werden? Was ist Schlimmes dabei,

selbst wenn man zugibt, daß das Bündnis eine Bedeutung zur Verteidigung gegen einen, den Frieden Europas bedrohenden gefährlichen Nachbar haben kann?"

Schlimm ist dabei, daß das alles Heuchelei und die augenscheinlichste, frechste, durch nichts gerechtfertigte, bösartige Lüge ist. Lüge ist diese plötzlich erwachte, ausschließliche Liebe der Russen zu den Franzosen und der Franzosen zu den Russen. Und Lüge ist unser dadurch nebenbei ausgedrückter Widerwillen gegen die Deutschen umd das Mißtrauen gegen sie, und die größte Lüge ist, daß das Ziel dieser unanständigen, sinnlosen Orgien die Erhaltung des europäischen Friedens sei.

Wir alle wissen, daß wir durchaus keine besondere Liebe zu den Franzosen früher empfanden, noch jetzt empfinden. Und ebenso wissen wir auch, daß wir durchaus keine Feindseligkeit gegen die Deutschen empfanden, noch jetzt empfinden.

Man sagt uns, Deutschland habe feindliche Absichten gegen Rußland, der Dreibund bedrohe den Frieden Europas und unser Bündnis mit Frankreich stelle das Gleichgewicht der Kräfte wieder her und sichere dadurch den Frieden. Aber diese Behauptung ist so augenscheinlich dumm, daß man sich scheut, sie ernstlich zu widerlegen. Also, damit es so sei, d. h. damit das Bündnis mit Frankreich den Frieden sichere, müßten die beiderseitigen Kräfte ganz mathematisch gleich sein. Wenn das Übergewicht jetzt auf seiten des französisch-russischen Bündnisses liegt, so ist immer dieselbe Gefahr wieder vorhanden. Die Gefahr ist noch größer, denn wenn es schon gefährlich wäre, daß Kaiser Wilhelm, an der Spitze des Dreibundes stehend, den Frieden stören würde, so wäre es noch sehr viel gefährlicher, wenn Frankreich, das sich in den Verlust seiner Provinzen nicht ergeben kann, dies tun würde. Der Dreibund nannte sich Friedensliga, für uns aber war er eine Kriegsliga. Ganz ebenso kann auch das französisch-russische Bündnis für nichts anderes angesehen

werden, als für das, was es in Wirklichkeit ist, eine Kriegsliga. Und dann, wenn der Friede vom Gleichgewicht der Kräfte abhängt, wie soll man dann jene Einheiten bestimmen, zwischen welchen Gleichgewicht herrschen soll? Jetzt sagen die Engländer, das Bündnis Rußlands mit Frankreich bedrohe sie, deshalb seien sie genötigt, ein neues Bündnis herzustellen. Und in wieviel solche Bündnisse muß Europa eingeteilt werden, damit Gleichgewicht herrschen kann? Wenn es so ist, so muß in jeder menschlichen Gesellschaft ein Mensch, der stärker ist als ein anderer, schon eine Gefahr sein und die anderen müssen sich in ein Bündnis vereinigen, um ihm entgegen zu wirken.

Man fragt: „Was ist Schlimmes dabei, wenn Frankreich und Rußland ihre beiderseitigen Sympathien für die Erhaltung des Friedens ausdrücken?" Das Schlimme ist das, daß das Lüge ist, und eine Lüge wird niemals ohne Absicht ausgesprochen.

Der Teufel ist ein Menschenmörder und der Vater der Lüge, und die Lüge führt immer zum Menschenmord, und das ist in diesem Fall augenscheinlicher, als in irgend welchem anderen.

Ganz ebenso wie jetzt, so entzündete sich auch vor dem Türkenkrieg angeblich eine plötzliche Liebe unserer Russen zu den sogenannten slavischen Brüdern, welche während Jahrhunderten niemand gekannt hatte, während die Deutschen, Franzosen und Engländer uns damals wie jetzt unvergleichlich näher standen und verwandter waren, als alle die Montenegriner, Serbier, Bulgaren etc. Und es begannen eben solche Verzückungen, Zusammenkünfte und Feierlichkeiten, welche von Leuten wie Axakow und Katkow aufgebläht wurden, welche man jetzt in Paris als Muster der Vaterlandsliebe preist. Damals wie auch jetzt sprach man nur von der gegenseitigen, plötzlich aufflammenden Liebe zwischen Russen und Slaven. Es fing damit an, daß man damals in Moskau, ganz ebenso wie jetzt in Paris, speiste, trank und sich gegenseitig Dummheiten vorredete, daß man über seine erhabenen Gefühle

in Rührung geriet, daß man von Einigkeit und Frieden sprach und die Hauptsache verschwieg, nämlich die Absichten gegen die Türkei. Die Zeitungen schürten die Aufregung, auch die Regierung mischte sich etwas ein. Serbien erhob sich. Es folgten diplomatische Noten, Offiziöse Berichte, die Zeitungen logen, erfanden und erhitzten sich immer mehr und das Ende war, daß Alexander II., welcher in Wirklichkeit den Krieg nicht wünschte, nicht anders konnte, als ihm zuzustimmen. Und da folgte, was wir alle wissen: Der Untergang von Hunderttausenden unschuldiger Menschen und die Vertierung und Verwilderung von Millionen.

Das, was in Toulon und Paris geschah und jetzt von den Zeitungen fortgesetzt wird, muß augenscheinlich zu ebensolchem oder noch entsetzlicherem Elend führen. Ganz ebenso wird es damit anfangen, daß verschiedene Generale und Minister unter den Klängen „Gott schütze den Kaiser" und der Marseillaise auf das Wohl Frankreichs, Rußlands, der verschiedenen Regimenter, Armeen und Flotten trinken. Die verlogenen Zeitungen werden ihre Lügen drucken, eine müßige Menge von reichen Leuten, welche nicht wissen, wie sie ihre Zeit vergeuden sollen, werden patriotischen Unsinn schwatzen und die Feindseligkeit gegen Deutschland schüren, und so friedensliebend auch Alexander III. sein mag, die Umstände werden sich so gestalten, daß er sich des Krieges nicht wird weigern können, welchen seine ganze Umgebung, alle Zeitungen und, wie es immer auch den Anschein hat, die öffentliche Meinung des ganzen Volkes verlangen wird, und ehe wir uns dessen versehen, wird in den Spalten der Zeitungen die gewöhnliche, unheilverkündende, abgeschmackte Proklamation erscheinen:

„Wir, von Gottes Gnaden Selbstherrscher aller Reußen, König von Polen, Großfürst von Finnland usw., verkünden allen unseren treuen Untertanen, daß Wir zum Wohle dieser Uns von Gott anvertrauten, geliebten Untertanen, Uns vor Gott verpflichtet fühlen, sie zum Mord auszusenden. — Gott ist mit Uns. etc. etc."

Alle Glocken werden geläutet, langhaarige Menschen kleiden sich in goldgestickte Säcke und beten für den Mord. Und dann beginnen wieder die alten, längst bekannten, entsetzlichen Vorgänge. Die Zeitungsschreiber rühren sich und reizen die Menschen unter der Maske des Patriotismus zum Haß und Mord auf und freuen sich dabei im stillen, daß ihre Einnahmen sich verdoppeln. Auch die Fabrikanten und Kaufleute, die Armee-Lieferanten rühren sich in der Erwartung reicher Gewinne. Es rühren sich auch die Beamten aller Art, welche die Möglichkeit vor sich sehen, mehr zu stehlen als gewöhnlich. Es rühren sich auch die Spitzen des Heeres, welche doppelten Gehalt und Kriegsrationen erhalten und für den Menschenmord verschiedenen, von ihnen hochgeschätzten Tand — Bänder, Kreuze, Borten, Sterne — zu gewinnen hoffen. Es rühren sich auch müßige Herren, und Damen unterschreiben sich als Mitglieder des Roten Kreuzes und treffen Vorbereitungen, um diejenigen zu verbinden, welche durch ihre Männer und Brüder verwundet wurden, indem sie sich einbilden, ein sehr christliches Werk zu vollbringen. Und Hunderttausende von einfachen und gutmütigen Leuten, welche ihrer friedlichen Arbeit, ihren Frauen, Müttern, Kindern entrissen worden, ziehen mit Mordwaffen in den Händen dahin, wohin man sie treibt, indem sie die Verzweiflung in ihren Herzen durch Lieder, lästerliche Reden und Branntwein zu betäuben suchen. Sie werden marschieren, frieren, hungern, Schmerzen ertragen, an Krankheiten sterben, oder dahin gelangen, wo man sie zu Tausenden tötet, und sie selbst werden, ohne zu wissen warum, Tausende von Menschen töten, welche sie nie gesehen haben, welche ihnen nichts getan haben und nichts Böses tun können.

Und wenn die Zahl der Kranken, Verwundeten und Getöteten so groß sein wird, daß niemand sie zählen kann, und wenn die Luft von dem Fäulnisgeruch dieses verwesenden Kanonenfutters so erfüllt sein wird, daß es auch den Anführern unangenehm sein

wird, dann wird man eine Zeit lang einhalten, die Verwundeten aufnehmen so gut es geht, sie fortschaffen, die Kranken haufenweise irgendwo zusammenwerfen und die Toten begraben, und mit Kalk bestreuen, und dann wieder die ganze übrige Masse der Betrogenen noch weiter führen, bis es denjenigen überdrüssig sein wird, welche das alles angerichtet haben, oder bis diejenigen, welche das für sich nötig gefunden haben, alles das erlangt haben, was sie wollten.

Und wieder werden die Menschen verwildern, rasen, vertieren, und in der Welt wird sich die Liebe vermindern und die schon herannahende Verchristlichung der Menschheit wird wieder auf Jahrzehnte, auf Jahrhunderte aufgeschoben und wieder werden jene Menschen, welchen dieses Gewinn brachte, mit Zuversicht behaupten, daß ein Krieg ausgebrochen sei, das bedeute, daß er unumgänglich nötig sei und daß auch wieder Krieg kommen werde. Und dann werden sie wieder die kommende Generation dazu vorbereiten und sie von Kindheit auf demoralisieren.

* * *

Wenn solche patriotische Erscheinungen auftreten, wie die Feierlichkeiten in Toulon, welche, wenn auch nur von ferne her, doch schon im voraus den Willen der Menschen binden und sie zu den gewöhnlichen Verbrechen verpflichten, welche immer aus dem Patriotismus hervorgehen, so muß deshalb jeder, der die Bedeutung dieser Festlichkeiten begreift, durchaus protestieren gegen alles das, was stillschweigend darin mit inbegriffen wird. Und darum — wenn die Herren Journalisten drucken, alle Russen jubeln dem zu, was in Kronstadt, Toulon und Paris vorging, dieses Bündnis auf Leben und Tod sei durch den Willen des ganzen Volkes bekräftigt und wenn der russische Minister der Volksaufklärung die französischen Minister versichert, sein ganzes Kommando russischer Kinder, Gelehrten und Schriftsteller teile

seine Gefühle, oder wenn der Chef des russischen Geschwaders den Franzosen versichert, ganz Rußland sei ihnen dankbar für ihren Empfang, und wenn der Protopresbyter für seine Untergebenen antwortet und behauptet, die Gebete der Franzosen für das Leben des Allerhöchsten Hauses finden freudigen Widerhall in den Herzen des russischen kaisertreuen Volkes, und wenn der russische Gesandte in Paris, Baron Mohrenheim, sich für den Vertreter des russischen Volkes hält und nach einem Gang von Ortolanen à la Soubise mit einem Champagnerglas in der Hand sagt, alle russischen Herzen schlagen im Einklang mit seinem Herzen, das mit plötzlicher, ausschließlicher Liebe zum schönen Frankreich („la belle France") überfüllt sei, so halten wir, die wir von der Betörung der Menschen frei sind, es für unsere heilige Pflicht, nicht nur für uns, sondern auch für Dutzende von Millionen russischer Menschen auf die entschiedenste Weise dagegen zu protestieren und zu erklären, daß unsere Herzen nicht im Einklang mit den Herzen der Herren Journalisten, Minister der Volksaufklärung und Admirale, der Protopresbyter und Gesandten schlagen, sondern im Gegenteil mit Entrüstung und Widerwillen gegen diese schädliche Lüge und gegen das Böse erfüllt sind, welche sie durch ihre Handlungen und Reden, bewußt oder unbewußt verbreiten. Mögen sie Champagner trinken, so viel sie wollen, und mögen sie Artikel schreiben und Reden halten von sich und für sich, aber wir Christen, welche wir uns als solche bekennen, können nicht zulassen, daß das, was diese Leute schreiben und reden, für uns verbindlich sei. Wir können das deshalb nicht zulassen, weil wir wissen, was sich unter allen diesen trunkenen Ausbrüchen des Entzückens, unter diesen Reden und Umarmungen verbirgt, welche nicht nach Befestigung des Friedens aussehen, wie man uns versichert, sondern eher nach solchen Orgien und Szenen der Trunkenheit, welchen sich die Übelgesinnten hingeben, indem sie sich auf den gemeinschaftlichen Angriff vorbereiten.

Etwa vor vier Jahren kam als erste Schwalbe des Frühlings von Toulon — ein bekannter französischer Agitator für den Krieg gegen Deutschland nach Rußland (Déroulèdes) und besuchte uns auf dem Lande. Er kam bei uns um jene Zeit an, als wir mit der Ernte beschäftigt waren. Während des Frühstücks, als wir heimkehrten, machten wir uns mit dem Gast bekannt, und er erzählte uns sogleich aus seinem Kriegsleben, wie er in Gefangenschaft gewesen und daraus entflohen sei und wie er ein patriotisches Festessen gegeben habe, auf das er augenscheinlich stolz war. Er werde nicht aufhören, erklärte er, für den Krieg gegen Deutschland zu agitieren, bis die Integrität und der Ruhm Frankreichs wieder hergestellt seien.

In unserem Kreis hatten alle Versicherungen unseres Gastes, wie notwendig das Bündnis Rußlands mit Frankreich zur Wiederherstellung der früheren Grenzen Frankreichs und seiner Macht und seines Ruhmes und zu unserer Sicherheit gegen die unheilvollen Pläne Deutschlands seien, gar keinen Erfolg. Auf seine Beweisgründe dafür, daß Frankreich sich nicht beruhigen könne, bis ihm die entrissenen Provinzen zurückgegeben seien, antworteten wir, ganz ebenso könne auch Preußen sich nicht beruhigen, bis es sich für Jena gerächt habe, und wenn die Revanche der Franzosen jetzt Erfolg haben werde, so werden die Deutschen dieses wieder heimzahlen wollen und so fort ohne Ende.

Auf seine Behauptung, die Franzosen seien verpflichtet, die von ihnen losgerissenen Brüder zu retten, erwiderten wir, die Mehrzahl der Einwohner, der arbeitenden Einwohner von Elsaß-Lothringen befinden sich unter der deutschen Herrschaft keineswegs schlimmer als früher unter der französischen Gewalt und der Umstand, daß es einigen Elsässern angenehmer sei, sich Frankreich zuzuzählen als Deutschland, oder auch der Wunsch, den Ruhm der französischen Waffen wieder herzustellen, sei durchaus keine genügende Veranlassung dazu, jenes schreckliche Elend aufs neue hervorzurufen,

welches aus dem Krieg entspringt, und man könne dafür auch nicht ein einziges Menschenleben opfern. Auf seine Erwiderung, wir hätten gut reden, solange wir nicht dasselbe empfunden haben, aber wir würden anders reden, wenn uns die Ostseeprovinzen oder Polen abgenommen worden wären, antworteten wir, selbst vom staatlichen Gesichtspunkt aus könnte die Wegnahme Polens oder der Ostseeprovinzen für uns kein Unglück genannt werden, sondern eher ein Glück, da sie die Notwendigkeit von Streitkräften und Staatsausgaben vermindern würde. Vom christlichen Gesichtspunkt aus aber können wir in keinem Fall den Krieg zulassen, da der Krieg Menschenmord erfordert, das Christentum aber nicht allein jeden Mord verbietet, sondern auch befiehlt, allen Menschen Gutes zu erweisen, da es alle, ohne Unterschied der Abstammung, als Brüder betrachtet.

Ein christliches Reich, sagten wir, das in einen Krieg eintritt, müsse, wenn es folgerichtig handeln will, nicht nur die Kreuze von den Kirchen abnehmen, die Kirchen selbst zu anderen Zwecken verwenden, der Geistlichkeit eine andere Verwendung geben und vor allem das Evangelium verbieten, sondern auch sich von allen jenen sittlichen Geboten lossagen, welche aus den christlichen Gesetzen hervorgehen. „C'est à prendre ou à laisser", sagten wir. „So lange aber das Christentum nicht vernichtet sein wird, kann man die Menschen nur durch List und Betrug zum Krieg verleiten, wie dieses auch jetzt geschieht. Wir aber sehen diese List und diesen Betrug und darum können wir uns nicht darein ergeben."

Da dabei keine Musik, kein Champagner und nichts, was uns betörte, vorhanden war, so zuckte Déroulèdes nur mit den Achseln und mit der den Franzosen eigenen Liebenswürdigkeit sagte er, er sei sehr dankbar für den freundlichen Empfang, den er in unserem Hause gefunden habe, aber er bedauere sehr, daß derselbe nicht auch seinen Gedanken zuteil werde.

* * *

Nach diesem Gespräch gingen wir auf den Heuschlag hinaus und dort hoffte Déroulèdes beim Volk mehr Anklang für seine Ideen zu finden. Er bat mich, einem schon alten, kränklichen, an einem großen Bruch leidenden, aber trotzdem fleißig arbeitenden Bauern, unserem Arbeitsgefährten Prokofy, seinen Plan mitzuteilen, welcher darin bestand, von zwei Seiten den in der Mitte zwischen Russen und Franzosen befindlichen Deutschen zu erdrücken. Der Franzose stellte dies Prokofy vor, indem er seine weißen Finger von beiden Seiten auf das schweißige Leinwandhemd des Bauern legte. Ich erinnere mich der gutmütigen, spöttischen Verwunderung Prokofys, als ich ihm die Worte und Gebärden des Franzosen erklärte. Den Vorschlag, den Deutschen von zwei Seiten her zu erdrücken, nahm Prokofy augenscheinlich für Scherz. Da er den Gedanken nicht fassen konnte, daß ein erwachsener und gebildeter Mensch mit Gemütsruhe und im nüchternen Zustand davon sprechen könne, daß er einen Krieg wünsche. „Wozu sollen wir ihn von beiden Seiten erdrücken?", sagte er, indem er den Scherz, wie er glaubte, mit einem Scherz beantwortete. „Dann kann er sich ja nicht rühren und da muß man ihn wieder loslassen."

Ich übersetzte Déroulèdes diese Antwort.

„Dites-lui, que nous aimons les Russes" (sagen Sie ihm, daß wir die Russen lieben), sagte er.

Diese Worte setzten Prokofy augenscheinlich noch mehr in Erstaunen als der Vorschlag, den Deutschen zu erdrücken und rief bei ihm einiges Mißtrauen hervor.

„Woher kommt er denn", fragte mich Prokofy, indem er mißtrauisch mit dem Kopf nach Déroulèdes deutete.

Ich sagte ihm, er sei ein Franzose, ein reicher Mensch.

„Was will er denn hier", fragte Prokofy.

Als ich ihm erklärte, er sei gekommen, um die Russen zum Bündnis mit Frankreich aufzurufen für den Fall eines Krieges mit

den Deutschen, wurde Prokofy augenscheinlich unwillig. Er wandte sich an die Weiber, welche bei dem Heuschober saßen, mit rauher Stimme, indem er so unwillkürlich die Gefühle verriet, welche dieses Gespräch in ihm hervorgerufen hatte, und schrie sie an, sie sollen das Heu zusammenrechen.

„Nun, Ihr Krähen, seid Ihr eingeschlafen? Sputet Euch, es ist Zeit, den Deutschen zu erdrücken. Noch ist die Heuernte nicht herein und am Mittwoch soll die Ernte beginnen," sagte er. Als ob er befürchtete, durch diese Bemerkung den fremden Herrn beleidigt zu haben, zeigte er mit gutwilligem Lächeln seine abgenützten Zähne und fügte hinzu:

„Komme lieber zu uns arbeiten und bringe auch den Deutschen mit; wenn wir mit der Arbeit fertig sind, gehen wir schwärmen, und den Deutschen nehmen wir auch mit, das sind auch Menschen."

Nach diesen Worten nahm Prokofy seine nervige Hand aus den Zinken der Gabel heraus, auf die er sich gestützt hatte, warf sie auf die Schulter und ging zu den Weibern.

„Oh, le brave homme!" rief lachend der höfliche Franzose.

Damit hatte damals seine diplomatische Mission beim russischen Volke ein Ende.

Der Anblick dieser zwei so verschiedenartigen Menschen, — des in Frische, Mut und Eleganz strahlenden, wohlgenährten Déroulèdes, mit dem Zylinder und dem damals modernen langen Paletot, mit seinen von keiner Arbeit berührten weißen Händen, welche mit energischen Gebärden demonstrierten, wie man den Deutschen erdrücken müsse, — und der Anblick des plumpen, von der Arbeit abgemagerten, von der Sonne verbrannten, immer müden und ungeachtet seines Gebrechens immer hart arbeitenden Prokofy mit Heuhalmen im Haar, mit seinen von der Arbeit angeschwollenen Fingern, mit seinen selbstgefertigten weiten Beinkleidern, seinen zerrissenen Bastschuhen, welcher mit einer ungeheueren Heugabel voll Heu auf den Schultern mit jenem nicht trägen, aber mit der

Bewegung geizenden Gang dahinschritt, wie er dem Arbeiter immer eigen ist, — der Anblick dieser zwei so verschiedenartigen Menschen hat mir damals vieles klar gemacht und trat jetzt lebhaft in meinen Erinnerungen wieder hervor nach den Festlichkeiten in Toulon und Paris.

Der eine von ihnen, Déroulède, verkörperte in sich alle diejenigen, welche durch die Arbeit des Volkes ernährt und erhalten werden und welche dann eben dieses Volk als Kanonenfutter verwenden. Prokofy dagegen gehörte eben zu diesem Kanonenfutter, welches jene Leute ernährt, die es beherrschen.

„Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen — das wäre meine Art gewesen! Aus dem Biwak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte.

Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte!

„Überhaupt", fuhr Goethe fort, „ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht, und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte."

Goethe zu Eckermann.

DAS GEHEIME EUROPA

Der Verfasser dieses Aufsatzes ist der junge hochbegabte Maler Franz Marc. Seine Stimme hier im Forum zu Gehör zu bringen, freut mich und die Betonung scheint mir überflüssig, daß „gute Europäer" unter den Deutschen im Einzelnen verschieden urteilen werden.

Die Geschichte der europäischen Völker hatte sich aus uralten Herkünften und unbegriffenen Schicksalen zu einem Rattenkönig widerstreitender Interessen so schlimm verkettet und verfilzt, daß alles Auseinanderzerren und Schlichten, alle Schiedsgerichte und Reformen eine gutgemeinte Farce bleiben. Niemand glaubte mehr im Ernste an solche homöopathische Heilung unserer europäischen Krankheit. Es gab nur eine Rettung, das uralte Mittel des Blutopfers. Der Instinkt der Massen hat den Sinn begriffen und riß ein Volk nach dem andern in den mörderischen Krieg.

Es ist eine von Vordergrundsinteressen eingegebene Fiktion, die Schuld am Weltkriege einem einzigen Volk wie dem verhaßten Engländer zuzuschieben. Die Politik steht mit dem Sinn und Gang der Weltgeschichte in sehr losen und sekundären Zusammenhängen; sie ist immer nur die Maske und nicht der Geist, Regie, aber nicht Dichtung. Es ist traurig, daß selbst dem besonnenen Deutschen dieser Gedanke so fremd ist, daß er ihn als Blasphemie und als Verrat an der deutschen Sache empfindet. „Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!" Nein und tausendmal nein, wir Deutsche kämpfen nicht um unsern Platz an der Sonne; um dieses Interesse würde die Welt nicht in Flammen aufgehen. Der Krieg geht um mehr. Europa ist krank an altem Erbübel und will gesund werden, darum will

es den furchtbaren Blutgang. Wir, die draußen im Felde stehen, fühlen am tiefsten, daß diese grauenvollen Monate nicht nur — physiologisch geredet — eine politische Kräfteverschiebung bedeuten werden, sondern — geistig gesehen — ein tiefes völkergemeinschaftliches Blutopfer darstellen, das alle um eines gemeinsamen Zieles willen bringen. Selbst der gemeine Soldat draußen ist mit allem politischen Geschrei nicht zu überreden, den französischen, belgischen, russischen oder englischen Soldaten zu hassen. Er würgt den Gegner, aber er haßt ihn nicht. Wo Haß besteht, wendet er sich bezeichnenderweise nur gegen die Politiker, die falschen und unehrlichen Regisseure des Krieges, wie wenn diese das hehre Duell, das sich Europa liefert, durch ihre plumpen Hände entwürdigten. Es ist auch nicht anders. Die Politiker sind nichts als Werkzeuge, deren sich der Wille der Völker bedient, die Mörder, die er dingt. Das ist keine sophistische Verdrehung, sondern eine Tatsache, die wie ein Glückszeichen über den kämpfenden Armeen steht. Der Haß ist unrein. Die Welt aber will rein werden, sie will den Krieg. Welcher Europäer möchte heute den Weltkrieg ungeschehen wissen? Nicht einmal der Engländer! Das Volk hat Instinkte. Es weiß, daß der Krieg es reinigen wird. Um Reinigung wird der Krieg geführt und das kranke Blut vergossen.

Eines fehlt heute freilich in Europa: das freie öffentliche Forum, auf dem solche Gedanken im „öffentlichen Interesse" ausgesprochen werden dürfen: denn das öffentliche Interesse steht heute dem politischen noch zu nahe. Aber viele tragen solche Gedanken still und froh in sich: es gibt ein geheimes Europa, das vielwissende alleshoffende Europa der geheimen Geister, den Typ des „guten Europäers", den schon Nietzsche entdeckt und geliebt hat. Hier schlägt das Herz der Welt, überschrien vom Vordergrundsgeschrei der Tagesgeister, nur hörbar dem, der in der Nacht vielleicht in einer Biwaknacht — das Ohr an die alte europäische Erde legt.

„Die Liebe zum guten Deutschtum muß heute verschränkt gehen mit der Liebe zum guten Europäertum." Nur mit ihr und durch sie wird Deutschland das Jahrhundert haben, das es sich ersehnt. Die Grenzen sollen nicht neu gesteckt, sondern gebrochen werden. Die Liebe zum europäischen Gedanken ist das Zeichen, in dem allein Deutschland siegen kann.

Auch Asien ist heute nur mehr eine europäische Provinz, der Resonanzboden der europäischen Taten. Europa ist zu klein, um den ungeheuren Aktionsradius des europäischen Willens aufzunehmen; so gerät Asien hinein in den europäischen Blutkreislauf. Vielleicht wird das übermütig-gewissenlose Japan noch einmal eine Hand des europäischen Mannes. Vielleicht einmal. Heute weiß die rechte Hand nicht, was die linke tut.

Alle alten Religionen sind heute Vergangenheit oder bilden eben noch eine Gegenwart, die schon Vergangenheit ist. Zwischen dem Moder dieses Sterbens wächst ein neuer Gedanke, an dem schon ein Jahrhundert mit sehnsüchtigem Instinkt gearbeitet hat und für den es in Revolutionen geblutet hat: Der europäische Gedanke, der heute in keuscher Majestät über alle vergangenen Religionsformen aufragt. Dies gerade heute auszusprechen und bei solchem Namen zu nennen, inmitten des wütenden und unwürdigen Nationalgekläffes, mag wie Ironie klingen; gerade darum muß es heute gesagt werden. Das gestaltlose, aller Gestalt voraufgehende Wissen, der Gedanke lebt lange, bevor er Form, Lebensform wird; der Geist geht der Gestalt voraus.

Die Lust des reinen Wissens um die Dinge, die Erlösung vom Stoffglauben, Beherrschung und Überwindung des Stoffes, das Heroentum des Europäers, der seine Hand zwischen die Maschen der Natur schiebt, die Macht „zu binden und zu lösen", Paradigma und Erfüllung aller alten Religionswunder, ihre Überwindung durch keusches Wissen, — das ist die neue Zeit, das neue endliche Europa. Diese dunklen schwankenden Worte werden dem

Nachdenkenden wohl vernehmlich sein. Es ist nicht gut, daraus Manifeste zu schmieden. Erst muß der Krieg den gordischen Knoten, mit dem der Europäer gefesselt war, zerhauen helfen. Der sehnsüchtige Europäer hat oft und lange genug an ihm gezerrt. Ihr Europäer habt nach dem Kriege die Arme frei — gebraucht sie! gebraucht sie schnell und gründlich, ehe der dumpfe und breite Gast der Reaktion mit trübem Tun Euch anfällt. Unsere soldatischen Sinne sind wach und sind geschärft für die Gefahr und für die tausend Möglichkeiten des Sieges und Widerstandes. Laßt uns Soldaten bleiben auch nach dem Kriege, dessen Ende dem Deutschen, dem guten Europäer niemals fraglich sein kann. Denn in diesem Kriege kämpfen nicht, wie es in den Zeitungen steht und wie die Herrn Politiker sagen, die Zentralmächte gegen einen äußeren Feind, auch nicht eine Rasse gegen die andere, sondern dieser Großkrieg ist ein europäischer Bürgerkrieg, ein Krieg gegen den inneren unsichtbaren Feind des europäischen Geistes. Das muß einmal ausgesprochen und begriffen werden: dann wird man auch begreifen, daß wir nach dem entsetzlichen Blutopfer des Krieges den inneren Feind, den Ungott und Unhold Europas, die Dummheit und Dumpfheit, das ewig Stumpfe mit allen Waffen fort und fort bekämpfen müssen, um zu helleren Klängen, zur Helligkeit des europäischen Typus durchzudringen.

Wir sehen aus bitterer geschichtlicher Erfahrung die bedrohliche Gefahr eines neuen empire vor uns und mit ihm, die immer dienstbeflissene Reaktion, den Überdruß am Kampf, ehe der Sieg und die Reinigung ganz vollzogen sind. Laßt uns wachsam bleiben, auch über den Krieg hinaus und die Waffen in der Hand halten, und alles, was Frieden will, sich hinlegen will, wieder Kleinheit der Zeit will, nichts mehr will, aufzupeitschen und neu zu begeistern für den Kampf und den „Geist Europas“, der nur auf uns Soldaten und Arbeiter, auf unsre Hand wartet.

Ich weiß nicht, ob ich heute zu vielen, oder zu ganz wenigen rede. Vielleicht ist das geheime Europa, dem wir angehören, noch verschwindend klein, — vielleicht auch schon tausendmal größer, als wir wissen. Uns kümmert diese Frage nicht. Heute sind alle Grenzen verwischt, alles dehnt sich ins Unendliche, alles grenzt an das Absolute. Die Gedanken sind an keinen Ort, an kein Oben und Unten und Haben gebunden. Die Verantwortung für jedes gesprochene Wort ist in's Ungeheure gewachsen, denn es erreicht heute nicht den Nächsten, sondern den Allerfernsten; der Umkreis der kleinsten und geheimsten Sippe umfaßt die ganze Welt. Die olympische Macht des Europäers des „Donnerers" und „Allwissenden" ist mehr, als ein griechisches, dichterisches Gleichnis.

Warum wir dies alles sagen?
Was wir damit sagen wollen?
Was wir wollen?

Wir wollen, daß das entsetzliche Blutopfer des europäischen Bruderkrieges nicht umsonst gebracht ist. Wir wollen den Rückschlag in das Nichtwollen, Nichtmehrwollen auffangen, den Kriegsball noch einmal vorwärts schleudern und ihn in das Gebiet des Geisteskampfes hinüberspielen. Dort ist noch alles zu tun, die stärksten Forts zu brechen, ehe der europäische Typus auf ihnen als Herr, als Nietzsches Heroenmensch steht.

Noch ist der Krieg nicht vorbei; aber er wird enden, so, wie wir ihn enden wollen. Der Deutsche lebt immer im Übermorgen. Aber die Stimmen aus der Heimat, die uns im Feld erreichen, sind wenig ermutigend für dieses Übermorgen, das wir erhoffen. Es ist ein trauriges in der Irre laufen, hüben und drüben, auch hüben, auch bei uns guten Deutschen. Ich leugne nicht die Nützlichkeit, ja die eiserne Notwendigkeit, heute die politische Maske zu wahren. Wir Soldaten sind die letzten Spielverderber und lieben das Kriegsspiel und den Kriegsernst über allem andern. Aber wir können

über dem blutigen Ernst des Tages den besten Teil der Tat, das Ende nicht vergessen, den Anfang und Auftakt zur Geistesherrschaft des neuen, guten Europäers, den kommenden Kampf, der noch mehr Opfer und Tote fordern wird, als der Krieg. Wie viel Liebem und Gutem werden wir absagen müssen, wie viel Tempel und Herzen werden brechen, bis die kühle, keusche Majestät des Europäers Typus, „Religion" geworden sein wird. Bis dahin wird Krieg sein und soll Krieg sein und darf kein Friede über uns Deutsche kommen: denn wir halten das Schicksal Europas in der Hand und werden es nicht geographisch und mit Handelsverträgen und Friedensschlüssen entscheiden, sondern nur im Geisteskampf, der nicht weniger unerbittlich vor uns steht wie einst der blutige Krieg, der über dem entsetzten Europa langsam tagte. Jeder wußte, daß er kommen würde. Und auch heute, glaub' ich, fühlt jeder, daß dieser Geisteskampf kommen wird, kommen muß. Möge Deutschland, um Europas willen, für ihn ebenso gut gerüstet sein, wie für den andern Krieg.

Wird es auch wie ein Mann aufstehen?

Das ist die Frage, um die wir uns sorgen und in welche die Klänge aus der Heimat manchen schweren Zweifel legen. Die Aktualität des Krieges bannt hypnotisch die in der Heimat Harrenden. Sie sehen in ihm ein Ziel statt einen Durchgang. Wer heute daheim das Wort ergreift, glaubt biedermännisch, volkstümlich und naiv sein zu müssen — oder zu dürfen. Nur vom Nächstliegenden, Nächstbestliegenden darf geredet werden; alles andere erscheint dem Deutschen heute als — Luxus, als unvaterländisch, womöglich als Ausländerei. Der bramabarsierende und weinerliche Keim ist heute auch schon wieder Trumpf. Man denkt wohl, man ist diesen Ton dem „braven Soldaten im Felde" schuldig? Wenn dieser lächerliche Volkston, in Wort und Bild, noch lange weitergeht, stehen wir am Ende des Krieges wirklich als parvenus da: in der einen Hand das Welthandelsmonopol, in der anderen eine

hohle Nuß. Dann ade unserm europäischen Traum, der Militär-unstaat tritt an seine Stelle: das Kriegsgeschrei vor dem Siege.

Man stellte für den jetzigen Krieg die dualistische Idee des „Geschlechterkampfes" auf, als wäre es ein Kampf des männlichen Prinzips gegen das weibliche, unseres männlichen Rechtsgefühls gegen die weibliche Hysterie unserer Gegner. Leider verdirbt man sich den Wert dieser allzu verlockenden Problemstellung durch die Unentschlossenheit, mit der man hinter dem politischen Zaun der deutschen Nation stehen bleibt, statt das Problem auf den europäischen Gedanken einzustellen. Eher wäre es angemessen, zu sagen, daß Europa durch diesen blutigen Austrag der Waffen die eigene Hysterie überwinden, die giftigen und brüchigen Elemente, die dem alternden, in die Irre, Enge gegangenen Europa anhaften, ausstoßen will. Es ändert an dieser Problemstellung und Erweiterung nichts, daß die mannhaften Elemente Europas, nämlich die Deutschen, auch den mannhaftesten, siegesgewissensten Anteil an diesem Drama haben. Der erste französische Verlust war nicht die Schlacht in Lothringen, sondern der „Fall Bergson", dem in unheimlicher Schnelle ein „Fall" nach dem andern folgte.

Daß sich Deutschland diesem débâcle gegenüber stärker und gesünder erwies als wir zu ahnen wagten, ist unser großes Lob. Wir zittern, es auszusprechen und hoffen, es nicht zu früh zu sagen. Die bedenkliche Kriegsliteratur, die heute in Deutschland aufschießt, ist ein trübes Symptom. Jedenfalls scheint es uns ein trügerisches Verfangen, um jenes frühen Lobes willen, die zwei kriegerischen Lager Europas dualistisch in Mann und Weib, in Männlichkeit und Hysterie zu teilen. Das Problem liegt tiefer. Der Europäer kämpft in diesem Kriege um seine Gesundung und Zukunft, gegen die Hysterie und die alternden verkalkenden Elemente seines Leibes.

FRANZ MARC

DOKUMENTE DER LIEBE

UNSER NÄCHSTER, DER FEIND

VON ROMAIN ROLLAND

Während der Sturm des Krieges fortfährt zu wüten, die stärksten Geister entwurzelt, und sie in seinem Rasen mit fortreißt, setze ich meine bescheidene, demütige Pilgerfahrt fort, und suche unter den Trümmern die wenigen Herzen zu entdecken, die dem früheren Ideal der menschlichen Brüderschaft treu geblieben sind. Welch melancholische Freude habe ich, sie zu sammeln und ihnen zu helfen! Ich weiß, daß jeder ihrer Versuche, wie die meinigen, jedes ihrer versöhnlichen Worte der Liebe die Gefühle der beiden feindlichen Lager gegen sie wachruft. Die Gegner sind sich darin einig, die zu hassen, die nicht hassen wollen. Europa ist wie eine belagerte Stadt geworden. Das Fieber der Besessenen herrscht dort. Wer nicht wie die andern irre redet, ist verdächtig. Und in diesen Zeiten der Eile, wo die Gerechtigkeit sich nicht damit aufhält, die Gründe zu prüfen, ist jeder Verdächtige ein Verräter. Wer darauf besteht, inmitten des Krieges, den Frieden unter den Menschen zu vertreten, weiß, daß er für seinen Glauben seinen Ruf, seine Ruhe und sogar seine Freundschaften aufs Spiel setzt. Aber was wäre ein Glaube wert, für den man nichts wagen würde?

Sicher, er wird auf die Probe gestellt in diesen Tagen, deren jeder uns das laute Echo neuer Gewalttaten, Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten bringt. Aber war er es nicht ebenso damals, als er den Fischern Judäas anvertraut wurde durch jenen, den die Menschheit stets behauptete zu verehren, — mehr mit den Lippen als mit den Herzen. — Die geflossenen Ströme Blutes, die ver-

brannten Städte, alle Roheiten der Tat und des Gedankens werden es nie vermögen, in unseren gequälten Herzen die leuchtende Spur der galiläischen Barke zu verwischen, noch den tiefen Klang der großen Stimmen, die durch die Jahrhunderte hindurch die Vernunft als Heimat aller Menschen proklamierten. Sie gefallen sich darin, sie zu vergessen und zu sagen (wie es heute viele Schriftsteller tun, die es nicht laut genug verkünden können), daß dieser Krieg eine neue Ära in der Welt einleiten wird, eine Umwertung aller Werte und daß von nun ab erst ins Gewicht fallende Werte geschaffen werden? Es ist die Sprache der Leidenschaftlichen ... und alle Leidenschaft vergeht. Die Vernunft bleibt. Die Vernunft und die Liebe. — Fahren wir fort, zwischen den blutigen Trümmern, ihre zarten jungen Triebe zu suchen.

Wie es unsern Herzen wohltut, in diesen zitternden wechselnden Tagen des launischen März die ersten Knospen sprießen zu sehen, gerade so empfinde ich es, wenn durch die von Haß vereiste Oberfläche Europas zarte und doch mutige Blumen der Menschenliebe langsam wieder wachsen. Sie beweisen, daß noch Lebenswärme in diesem Boden treibt, daß die Bruderliebe zwischen den Völkern nicht erstorben ist, und daß nichts sie verhindern wird, bald wieder aufzuerstehen.

Ich habe zu wiederholten Malen in den neutralen Ländern auf solche Zufluchtsstätten des europäischen Geistes hingewiesen, der aus den kämpfenden Ländern verjagt wurde: durch die Armeen der Feder, die grausamer sind wie die wirklichen Heere, denn sie riskieren ja nichts. Die Bemühungen in Holland oder in Spanien die seelische Einigkeit Europas zu retten, die warme Nächstenliebe, die unermüdliche Hilfe, die die Schweiz den Unglücklichen angedeihen läßt, den Gefangenen, wie den Verwundeten, den Opfern beider Lager, sind ein stärkender Trost aller jener bedrückten Herzen, die in allen Ländern in der ihnen auferlegten Atmosphäre von Haß ersticken und sich nach reinerer Luft sehnen. — Aber schöner

noch und ergreifender sind jene Äußerungen (so selten und schüchtern sie auch noch sein mögen) der helfenden Liebe zwischen Freunden und Feinden in den kämpfenden Ländern.

Wenn dieser Krieg zwischen zwei Völkern einen Abgrund von Haß und Mißverständnissen gerissen hat, so ist es zwischen England und Deutschland. Die deutschen Schriftsteller und Publizisten, die gemeinsam für Frankreich mehr mitfühlende Sympathie wie Animosität zur Schau tragen, die selbst zwischen dem russischen Volk und dessen Regierung unterscheiden, haben England einen unauslöschlichen Haß geschworen. *Hasse England!* ist ihr *Delenda Carthago* geworden. Die Gemäßigteren erklären, der Kampf könne nur ein Ende haben durch die Vernichtung der englischen Seeherrschaft. Und Großbritannien ist nicht minder entschlossen, den Krieg bis zur vollkommenen Niederringung des deutschen Militarismus fortzuführen. — Nun aber sind gerade zwischen diesen beiden Völkern die vornehmsten Bande der gegenseitigen Hilfe zur Linderung der Not des Feindes geknüpft worden.

* * *

Zwei Tage nach der Kriegserklärung ist in London durch den Erzbischof von Canterbury, durch bekannte Persönlichkeiten des Parlaments, wie J. Allen-Baker R. Hon. W. H. Dickinson, Lord und Lady Courtney of Penwith des Emergency Committee for the Assistance of Germans, Austrians and Hungarians in Distress (Hilfskomitee zur Unterstützung in Not geratener Deutschen, Österreicher und Ungarn) gegründet worden. Dieses Werk, das sich über einen Teil Englands erstreckt, beschäftigt sich damit, den Mittellosen die Rückreise in die Heimat zu zahlen, sorgt für die Begleitung deutscher Frauen und Mädchen auf der Heimreise, bringt die Familien der armen Deutschen in England unter und verschafft ihnen Arbeit. Ende Dezember waren etwa 200 000 Fcs. für diesen Zweck ausgegeben worden. Verschiedene Unter-Aus-

schüsse besuchen die Gefangenenlager, erleichtern die Verkehrsmöglichkeiten für Briefschreiber zwischen den feindlichen Ländern, und haben zu Weihnachten den feindlichen Internierten mehr denn 20 000 Pakete und 200 Weihnachtsbäume ausgehändigt. Eine andere schon vor dem Kriege bestehende Gesellschaft: „Gesellschaft der Freunde in Not geratener Fremde" (Society of friends of foreigners in distress) unterhält 1500 deutsche und österreichische Familien. Endlich hat das Hauptbüro der Weltliga für Frauenstimmrecht den Fremden große Dienste geleistet, indem es die Heimreise von 700 bis 800 Frauen zahlte.

In Deutschland hat sich in Berlin ein gleichartiges Büro für Auskünfte und Hilfe für Deutsche im Ausland und für Ausländer in Deutschland eröffnet. Unter seinen Mitgliedern sind Namen hervorragender Persönlichkeiten der Aristokratie, aus religiösen und Universitätskreisen: Frau Marie v. Bülow-Mörlins, Helene Gräfin Harrach, Nora Freiin v. Schleinitz, die Professoren Foerster, Baumgarten, Paul Natorp, Martin Rade, Siegmund Schultze — an der Spitze steht eine Frau von hohem religiösen Geist, Dr. Elisabeth Rottens. Begreiflicherweise hat ein solches Werk nicht den Verdächtigungen und dem nationalistischen Widerspruch entgehen können. Aber es hat sie nicht beachtet und behauptet sich; und solches ist der Wortlaut, mit welchem es seine hohe Mission gegenüber den Schreiern des deutschen Chauvinismus begründet:

Von Kriegsbeginn an haben wir die Verpflichtung gefühlt, uns der bei uns in Schwierigkeiten geratenen Ausländer anzunehmen. Solche Bemühungen sind in Deutschland so unpopulär wie im Ausland. In einer Zeit, in der das deutsche Volk vom Höchsten bis zum Geringsten sich im Bewußtsein einer harten Notwehr gegen seine Feinde zusammengeschlossen hat, erscheint es vielen überflüssig, den Angehörigen feindlicher Völker mehr als die schuldigen Dienste zu erweisen. Aber nicht nur der Gedanke an

die im Ausland befindlichen Deutschen, auch nicht nur die Tatsache, daß die in Deutschland von der Not betroffenen Ausländer zumeist Deutschlands beste Freunde und durch tausend Bande mit uns verknüpft sind, sondern unser eigenes Verlangen, denen, die ohne ihre eigene Schuld unter den Folgen des Krieges besonders schwer leiden, Freundesdienste zu tun, treibt uns zu dieser Arbeit. Auch in Kriegszeiten ist der unser Nächster, der unserer Hilfe bedarf, und bleibt Feindesliebe das Erkennungszeichen derer, die dem Herrn die Treue halten. Wir konnten deutschen Familien daheim Beruhigung über das Schicksal ihrer Angehörigen im Feindesland verschaffen, Briefe vermitteln und wiederum ganz Fremden im Ausland die Gewißheit geben, daß auch die Ihrigen in unserem Land, wenn sie der Hilfe bedürfen, Bereitschaft dazu finden. Wir konnten endlich schuldlosen feindlichen Ausländern, in denen wir menschliche Brüder und Schwestern sehen, auf Gebieten, die dem Machtspruch des Krieges entrückt sind, Nächstendienste erweisen.

Über die praktische Hilfe hinaus, die wir zu geben vermögen, ist es uns ein Trost und ein Halt, der Stimme der Menschlichkeit und der Nächstenliebe auch in dieser Zeit ungehemmt Gehör geben zu dürfen. Die Tragik, die von allen Seiten auf uns einstürmt, die unser ganzes Sein mit Ehrfurcht vor dem Menschenleid, aber auch mit werktätiger Liebe und Hingebung erfüllt, weitet unsre Seelen und gibt, je tiefer wir sie erleben, keinen andern als bejahenden, aufbauenden Gefühlen mehr Raum. Unser Sehnen, zu helfen und zu lindern, überflutet jede Schranke. Ja, es quillt heißer auf, wo uns aus fremdestem Leid die Züge des eigenen entgegenblicken und das menschlich Gemeinsame an eine tiefere Wurzel unseres Daseins rührt als alles Trennende. Daß wir mit die heilende Hand anlegen dürfen, wo wir selber Wunden schlagen müssen, und daß im feindlichen Lande ein gleiches geschieht, ist uns eine Bürgschaft für hellere Tage. Mitten in dem Sturm, der

ringsum zu Trümmern schlägt, was wir für Werte von ewigem Bestand hielten, stählt die Möglichkeit solchen Tuns unsern Mut und unser Hoffen, daß neue Brücken erstehen werden, auf denen jetzt Entfremdete sich in gemeinsamem Streben innerlich wieder zusammenfinden müssen.

* * *

Ich widme die Lektüre dieser heiligen Worte meinen Freunden im Volke Frankreichs, die mir so häufig ihre Sympathie für solche Gedanken und ihren unausrodbaren Glauben an die Menschheit beteuert haben. Ich widme sie allen denjenigen in Frankreich, die auch noch in den jetzigen Kriegszeiten ihr Land ebenso sehr durch ihren Gerechtigkeitssinn und ihre Herzensgüte lieben machen, wie es sich durch seine Waffen auszeichnet. Und denen widme ich es, die ihm den Namen „gutes Frankreich" verdienen, zwei Worte, die ich mit Ergriffenheit gestern auf einer Karte las, geschrieben von einem verwundeten Deutschen großen Namens, der in seine Heimat zurückkehrte, — „gutes Frankreich" oder wie unsere alten Dichter mit den zärtlichen Herzen sagten: „vielgeliebtes Frankreich".

AUFRUF
DES NEDERLANDSCHEN ANTI-OORLOG RAAD

Unmittelbar nach Ausbruch des europäischen Krieges haben mehrere Gruppen Intellektueller aus den kriegführenden Staaten in Manifesten und Broschüren das gute Recht, ihre Sache zu verteidigen versucht und diese Schriften in weitestem Kreise, besonders in den neutralen Ländern, verbreiten lassen. Noch immer fährt man in dieser Weise fort und es wird neben dem Kriege mit dem Schwert ein nicht weniger schwerer Kampf mit der Feder geführt.

Auch die Unterzeichneten, sämtlich Untertanen eines neutralen Staates, waren verschiedentlich in der Lage, vom Inhalt dieser Schriften Kenntnis zu nehmen. Dieselben erregten ihre lebhafte Aufmerksamkeit, besonders aus dem Grunde, weil es ihnen dadurch ermöglicht wurde, einen tiefen Einblick zu gewinnen, nicht nur in die — in den intellektuellen Kreisen der streitenden Nationen durch kriegerische Ereignisse erweckte Stimmung, sondern auch in die über die Entstehung und das Wesen des gegenwärtigen Krieges existierenden Ansichten.

Es hat sie nicht gewundert, daß Wortführer der einander gegenüberstehenden Völker sämtlich die gleiche Überzeugung hegen, daß auf ihrer Seite das Recht ist. Ebensowenig haben sie sich nicht gewundert, daß diese Wortführer in hohem Maße dazu neigen, ihr Recht auch bei den Neutralen zu verteidigen. Denn, bei einem entsetzlichen Kampf wie dem heutigen, es ist für die beteiligten Völker eine psychologische Notwendigkeit, daß sie unbedingt an die Gerechtigkeit ihrer Sache glauben, und ist es selbstverständlich, daß es ihrem tiefsten Bedürfnisse entspricht, Dritten gegenüber diesen ihren Glauben zum Ausdruck zu bringen. Nur ein felsenfestes Vertrauen auf die Unanfechtbarkeit ihrer eigenen Sache vermag sie vor Schwanken und Verzagen in dem Titanenkampf zu hüten.

Indessen hat es den Unterzeichneten aufrichtig leid getan, zu ersehen, daß in der großen Mehrzahl der erwähnten Schriften nicht einmal ein Versuch gemacht wird, dem Gegner gerecht zu werden, und daß diesem durchweg die niedrigsten und boshaftesten Motive zugemutet werden.

Einerseits respektieren die Unterzeichneten die Überzeugung der kriegführenden Nationen, daß sie für eine gerechte Sache kämpfen. Und wenn sie sich selbst bereits eine Meinung über das Entstehen dieses Krieges gebildet hätten, würden sie den gegenwärtigen Augenblick für ungeeignet halten, um die verschiedenen Meinungen

und Argumente einander gegenüberzustellen. Dieses soll der kommenden Zeit vorbehalten bleiben, da die wissenschaftlichen Forschungen ruhig betrieben werden können, die nationalen Leidenschaften sich gelegt haben werden, und das Urteil der Weltgeschichte in gefaßter Stimmung vernommen werden wird.

Aber andererseits halten sie es nicht nur für ihre Pflicht, sondern sie rechnen es sich als Neutrale als ein köstliches Vorrecht an, gegen das systematische Pflegen einer dauernd erbitterten Stimmung zwischen den kämpfenden Völkern aufs ernstlichste zu warnen.

Obwohl sie sich darüber klar sind, daß die gegenwärtigen Vorfälle das Nationalitätsgefühl aufs Äußerste gereizt haben, sind sie dennoch der Ansicht, daß Patriotismus die Fähigkeit, dem Charakter des Gegners gerecht zu werden, nicht aufheben soll; daß der Glaube an die Tugenden des eigenen Volkes nicht mit dem Wahn verbunden zu sein braucht, als wären dem Volke, gegen das man den Krieg führt, die größten Laster eigen; daß man bei der Überzeugung, daß seine Sache die gerechte ist, nicht vergessen darf, daß vom Gegner dieselbe Überzeugung in gleichem Maße gehegt wird.

Außerdem erwäge man, daß die Frage, welche Völker einander gegenüberstehen, von den politischen Verhältnissen abhängt, welche nach den von Niemanden vorauszusehenden Umständen wechseln können. Der heutige Feind ist vielleicht der morgige Freund.

Die Art und Weise, auf welche jetzt nicht nur in den oben erwähnten Schriften, sondern auch in der Zeitungspresse der kriegführenden Staaten über die Gegner geschrieben wird, droht einen grimmigen Haß hervorzurufen, dessen Fortbestehen auf lange Jahre hinaus zu befürchten ist.

Zu dem vom Kriege bereits unmittelbar verursachten Unheil wird alsdann außerdem die bedauernswerte Folge hinzukommen, daß das Zusammenarbeiten zwischen den einander jetzt bekämpfenden Nationen auf dem Gebiete der Literatur, Kunst und Wissenschaft, der sämtlichen Friedenswerke überhaupt, auf längere Zeit

beschwerlich, wenn nicht unmöglich sein wird. Und nichtsdestoweniger wird, nach Beendigung dieses Krieges, die Zeit kommen, wo die Völker den gegenseitigen Verkehr im gesellschaftlichen und intellektuellen Leben wieder aufnehmen müssen.

Je weniger scharfe Beschuldigungen gegenseitig geäußert sind, je weniger das eine Volk den Charakter des anderen angegriffen haben wird, kurz je weniger dauernde Erbitterung hervorgerufen sein wird, desto leichter wird es nachher sein, die durchgeschnittenen Fäden des internationalen Verkehrs wieder zusammenzuknüpfen.

Dazu kommt noch die bedauerliche Tatsache, daß der hervorgerufene Haß und die gegenseitige Verleumdung die Menschen davon zurückhält, sich mit Friedensgedanken zu beschäftigen.

Ein jeder, der durch Wort oder Schrift den Gegner schmäht und die nationalen Leidenschaften reizt, ist mitverantwortlich für die Verlängerung dieses grausamen Krieges.

Deshalb richten die Unterzeichneten an alle Gleichgesinnten, insbesondere an diejenigen, welche zu den kriegführenden Völkern gehören, die eindringliche Bitte zur Erreichung des Zweckes: daß man in Wort und Schrift Alles unterlassen möge, wodurch eine dauernd feindliche Stimmung hervorgerufen werden könnte.

Sie wenden sich in erster Linie an diejenigen, welche in ihrem Lande die öffentliche Meinung zu beeinflussen vermögen, an die Männer der Wissenschaft und der Kunst, welche ja längst haben einsehen müssen, daß es in allen zivilisierten Ländern Männer und Frauen gibt, die über Recht und Sitte nicht anders denken als sie selber.

Mögen auch jetzt die geistigen Führer aller Länder an die einst von einem niederländischen Staatsmann gesprochenen Worte denken, an was sie vereinigt und nicht nur an was sie trennt.

De Commissie ter bevordering van de Internationale Samenwerking:

Prof. Mr. D. Simons, Hoogleeraar in de Faculteit der Rechtsgeleerdheid aan de Universiteit te Utrecht, Voorzitter.

S. van den Bergh, Groot-industriëel, Oud-lid der Tweede Kamer.

Dr. E. Bessem, Rector van het Christelijk Gymnasium te Utrecht.

Mr. Dr. M. J. van der Flier, Lid van het Hoofdbestuur van den Algemeenen Nederlandschen Bond „Vrede door Recht."

Mevr. W. van Itallie — van Embden, Bestuurslid van den Nationalen Vrouwenraad van Nederland.

Prof. Dr. G. W. Kernkamp, Hoogleeraar in de Faculteit der Letteren en Wijsbegeerte aan de Universiteit te Utrecht.

H. H. van Kol, Lid der Eerste Kamer, Afgevaardigde voor Nederland in het Bureau Socialiste International.

Mr. Dr. D. A. P. N. Koolen, Lid der Tweede Kamer.

Het Bestuur van den „Nederlandsche Anti-Oorlog Raad":

Mr. H. C. Dresselhuys, Secretaris-Generaal bij het Departement van Justitie, Voorzitter.

J. H. Schaper, Lid der Tweede Kamer, Onder-Vorzitter.

Mevr. W. Asser — Thorbecke.

Prof. Dr. D. van Embden, Hoogleeraar in de Faculteit der Rechtsgeleerdheid aan de Universiteit te Amsterdam.

Mr. Dr. D. A. P. N. Koolen, Lid der Tweede Kamer.

Mr. V. H. Rutgers, Lid der Tweede Kamer.

Jhr. Mr. Dr. B. de Jong van Beek en Donk, Secretaris.

AUS EINEM VORTRAG VON FRIEDRICH WILHELM FÖRSTER

In Frankfurt a. M. hielt vor den jugendlichen Mitgliedern von 50 Jugendvereinen und zahlreichen Lehrern und Lehrerinnen höherer Schulen der Ordinarius für Pädagogik an der Münchener Universität, Professor Friedr. Wilh. Förster, eine Rede, aus der ich nach der Frankfurter Volksstimme die folgenden tapferen Sätze hier wiedergeben möchte. Sie verdienen es, aufbewahrt zu werden.

Die Söhne und Brüder, die ihr Blut draußen vergießen, haben ein Recht darauf, in der Gewißheit zu sterben, daß ihr Tod nicht neue Geldsäcke füllen hilft, sondern gute Geister erweckt. Einsetzen muß sich alles für einen sozialen Frieden zwischen den Klassen. Arbeite besonders jeder an der Einigkeit mit der Arbeiterklasse, die unsere Industrie trägt. Machen wir all das Unrecht wieder gut, das wir in der Vergangenheit der Arbeiterschaft angetan haben. Oft habe ich gedacht, wenn ich unsere Arbeiter ihr einziges Gut — ihr Leben — hingeben sah: verdient haben wir das nicht, aber wir wollen es uns noch verdienen. An euch, ihr Tausende von Jugendlichen, wende ich mich: Haltet brüderliche Kameradschaft mit der Arbeiterjugend, haltet Freundschaft mit ihr für das ganze Leben! Denkt an eure Väter, die jetzt draußen vor dem Feinde mit ihnen gemeinsam kämpfen! Wenn es passieren sollte, daß man den jungen Leuten je wieder zumuten würde, die sozialdemokratische Arbeiterjugend nicht als gesellschaftsfähig zu betrachten, sie zur Seite zu schieben, dann wehrt euch! Wehrt euch mit Leib und Seele dagegen! Denn sie alle sind unsere Kameraden jetzt und immerdar. Meidet jede Gesellschaft, jeden Verein, jede Gemeinschaft, in der man einen Sozialdemokraten oder seinen Sohn mißachten wollte.

Ihr, die ihr einmal verantwortliche Stellungen einnehmen werdet,

achtet die Arbeiter, ihre Führer und Beamten; denn ihr Mut, ihre Stärke, ihre Energie hilft uns jetzt zum Siege! Verschließt ihnen nicht den Mund, auch wenn sie hart reden, auch wenn sie streiken! Gebt ihnen Mitbestimmungsrecht, denn sie haben sich unsere Achtung verdient. Ehrt die Wucht ihrer Überzeugung, ihre Offensive, die sich jetzt so herrlich bewährt! Vaterlandslos ist heute und immer nur noch der, der Klassenpatriotismus treibt. Gewöhnen wir uns an das Rot ihrer Farbe, wie auch unsere Fahne neben dem Schwarz und Weiß das Rot hat!

Kämpfen aber wollen wir von jetzt an gegen die Maulhelden, gegen den blöden Pauschalhaß gegenüber ganzen Völkern. Hüten wir uns vor Siegesübermut, legen wir ab das protzige Selbstgefühl, als wenn nur wir Deutschen etwas Gutes und Heiliges in die Welt setzten und nichts von ihr empfingen! Eintreten aber wollen wir alle für gemeinsame soziale Arbeit, für gemeinsame Kulturarbeit aller Nationen nach dem Krieg und für Verhältnisse, die einen späteren Krieg unmöglich machen. Unsere Seele muß schon jetzt die Wiedervereinigung vorleben, nicht den Haß. So nur können wir dereinst dahin kommen, daß der Heroismus des Tötens ganz abgelöst wird durch den Heroismus der Liebe. Ein Schwelgen in Haßaffekten, wie wir es bei vielen dem Ausland gegenüber finden, steht im Widerspruch zu der großen Aufgabe unseres Volkes: die Völker wieder zu vereinigen. Die Jugend schon muß die Wiedervereinigung vollziehen. Wir verdanken dem Ausland unendlich viel für unsere Kultur auch den Engländern; namentlich in der Lösung der Arbeiterfrage hat uns ihr Vorbild geholfen. Die Frauen haben nicht überall ihre Schuldigkeit zur Verhinderung des Krieges getan. Sie sollten mehr noch lieben als hassen — — die Botschaft des Schlachtentodes an die Jugend aber sei: ins Leben zurückzuschreiten — aber — den heiligen Ernst mitzunehmen.

FÜR EUROPA

EIN MANIFEST DER SCHRIFTSTELLER UND DENKER CATALONIENS

Die nationalen Leidenschaften triumphieren. Seit fünf Monaten zerreißen sie unser Europa. Sie glauben, daß sie es bald vernichtet, und sein Antlitz aus den Herzen der Letzten, die ihm treu geblieben, ausgelöscht haben werden. Sie irren sich. Sie haben den Glauben, den wir an ihm hatten wiedererweckt. Sie haben uns seinen Preis, und unsere Liebe zu erkennen gegeben. Und von der einen und der anderen Partei haben wir unsere unbekannten Brüder entdeckt, die Söhne von der gleichen Mutter, welche in der Stunde wo sie sie verleugnete, sich ihrer Verteidigung widmete.

Heute kommt eine Stimme aus Spanien, von den Denkern Cataloniens. Pflanzen wir den Ruf dieser Weihnachtsglocken, den uns der Wind von den Ufern des Mittelmeeres bringt, fort. Eines Tages werden wir die Glocken aus dem nördlichen Europa vernehmen. Und bald werden sie sich zu einem gemeinsamen Konzert vereinigen. — Die Probe ist gut. Bedanken wir uns dafür. Die, die uns trennen wollten, haben unsere Hände vereinigt.

31. Dezember 1914 Romain Rolland.

MANIFEST DER FREUNDE DER SITTLICHEN EINHEIT EUROPAS

Ebenso weit entfernt vom internationalen Zerfall, als auch von aller beschränkten Lokalisierung, hat sich in Barcelona eine Gruppe Intellektueller gebildet, um ihren unerschütterlichen Glauben

an die sittliche Einheit Europas zu bekräftigen, und ihrem Glauben, soweit es die tragische Beschränktheit der gegenwärtigen Verhältnisse erlaubt, zu dienen.

Der Grundsatz, von dem wir ausgehen, ist der, daß dieser schreckliche Krieg, der heute das Herz Europas zerreißt, schließlich ein Bürgerkrieg ist.

Ein Bürgerkrieg muß nicht unbedingt ein ungerechter Krieg sein. Dann muß er aber durch einen Konflikt zwischen großen idealen Interessen gerechtfertigt sein. Und wenn man den Sieg des Einen über den Anderen herbeiwünscht, so müßte er der gesamten europäischen Republik zugute kommen. Es darf keinem der beiden streitenden Parteien erlaubt sein, an der vollkommenen Zerstörung des Gegners zu arbeiten. Noch weniger erlaubt ist es, von der verbrecherischen Hypothese auszugehen, irgendeine der Parteien sei bereits aus der Kulturgemeinschaft ausgeschieden.

Zu unserem großen Schmerz mußten wir miterleben, daß derartige Behauptungen mit Wut nicht immer nur in den Kreisen des Volkes, sondern auch durch die Stimmen der Intellektuellen verbreitet wurden. Während dreier Monate hatte es den Anschein, als ob unser europäisches Ideal Schiffbruch gelitten hätte. Aber eine Nachwirkung beginnt sich schon zu zeigen. Tausend Zeichen versichern uns, daß wenigstens in der Kaste der Geistigen die Stürme sich zu besänftigen beginnen, und daß im besseren Bewußtsein bald die ewigen Werte wiedergeboren werden.

Wir nehmen uns vor, bei dieser Reaktion mitzuarbeiten, zu ihrer Verbreitung beizutragen, und, soweit es in unserer Kraft steht, ihr zum Siege zu verhelfen. Wir sind nicht allein. Es stehen uns in allen Orten der Welt die hellsichtigen Köpfe mit feurigem Verständnis und Millionen Menschen mit schweigenden Wünschen dienstwillig bei, die außer ihrem Mitgefühl und ihren persönlichen Vorzügen dem Wesen dieser sittlichen Einheit treu zu bleiben wissen.

Zu Beginn werden wir uns bemühen eine möglichst große Verbreitung allen Taten oder Kundgebungen zu verschaffen, die in den kriegführenden oder neutralen Staaten dem Streben nach der Wiedervereinigung und der Erneuerung einer höheren Menschlichkeit dienen.

Später können wir unsere Tätigkeit vergrößern und sie zur Verfügung neuer Unternehmungen stellen.

Wir verlangen nicht mehr von unseren Freunden, unserer Presse, unseren Bürgern, als ein wenig Achtung vor der krampfhaft zuckenden Wirklichkeit, ein wenig Ehrfurcht vor den Interessen einer höheren Menschheit, ein wenig Liebe für die große Tradition und den reichen Möglichkeiten eines geeinten Europas.

Barcelona, den 27. Nov. 1914

Eugenio d'Ors, membre de l'Institut. — Manuel de Montoliú, écrivain. — Aurelio Ras, directeur de la revue Estudio. — Augustin Murúa, professeur de l'Université. — Telesforo de Aranzadi, professeur de l'Université. — Miguel S. Oliver. — Juan Palau, publiciste. — Pablo Vila, directeur du Collège Mont d'Or. — Enrique Jardi, avocat. — E. Messeguer, publiciste. — Carmen Karr, directrice de la Residencia de Estudiantes El Hogar. — Esteban Terrades, membre de l'Institut. — José Zulueta, membre du Parlament. — R. Jori, écrivain. — Eudaldo Duran Reynals, bibliothécaire de la Biblioteca de Cataluna. — Rafael Campalans, ingénieur. — J. M. López-Picó, écrivain. — R. Rucabado, écrivain. — E. Cuello Calóu, professeur de l'Université. — Manuel Reventós, professeur de la Escuela de Funcionarios. — J. Farrán Mayoral, écrivain. — Jaime Massó Torrents, membre de l'Institut. — Jorge Rubió Balaguer, directeur de la Biblioteca de Cataluna.

NOTIZEN

BINDER-KLEBINDER

Ein liebenswürdiges Wort des Deutschen Kaisers machte vor ein paar Jahren die Runde durch die Presse. Er hatte — wenn ich nicht irre — amerikanische Journalisten als „kommandierende Generäle" bezeichnet. Dieses Scherzwort wurde von einigen Blättern ernst genommen und nicht ungern zitiert. Man fühlte sich gehoben, anerkannt und Bismarcks grobe Definition des Journalisten als eines Menschen, der seinen Beruf verfehlt habe, war einigermaßen paralysiert. Wenn unsereiner, der die Tätigkeit einzelner „kommandierender Generäle" beobachtet, ihre mit Notwendigkeit potenzierte Oberflächlichkeit, ihren Bildungsmangel, ihr Defizit an Ernst und Gewissen, ihre ruchlose Betriebsamkeit, ihre armselige Abhängigkeit vom Verleger festgestellt, wenn man vor Kriegsausbruch vor allem auf jene Bazillenträger, die das Gift zweimal täglich ahnungslosen Massen übertragen, hingewiesen hatte, wenn man schließlich die Katastrophe eintreten sah, und von einer Pest der Presse sprechen mußte, so klopften einem liebenswürdige Menschen auf die Schulter und gaben zu bedenken, ob man in seinem „Privathaß" gegen diese Presse nicht zu weit ginge. Nachdem die Greuelperiode überwunden ist und ruhigere Zeiten eingekehrt sind, herrscht allerdings der Idylliker Ganghofer, der Poet von Oberbayern. Nun gibt es unverbesserliche gute Deutsche, die sich lieber von Spitteler und der guten Keuschheitstante Ellen Key beschimpfen oder Gemeinplätze sagen lassen, als daß sie sich von dem Dichter der „Trutze von Trutzberg" belobhudeln oder beweinen lassen. Noch in jedem Artikel, den er dem aufhorchenden Deutschland schenkte,

wurden seine Augen naß und wir durften bewundern, wie pünktlich seine Tränendrüsen funktionieren.

Vor dem neuen Tacitus, der zur Front fuhr, mußten wir uns mit ganz gewöhnlichen Kriegsberichterstattern begnügen. Einige davon hatten völlig obskure Namen. Niemand hatte bis zum 2. August etwas von ihnen gehört. Jetzt hellt sich das Dunkel ein wenig auf. Dank der „Münchener Post" erhielten wir jüngst einige Daten aus dem Lebenslauf eines solchen „kommandierenden Generals", der — wie er behauptet — für die bedeutendsten Weltblätter eine reiche Tätigkeit entfaltete. Unter dem treffenden Titel „Barnum redivivus" schreibt die genannte Zeitung:

Der Zufall hat uns ein merkwürdiges Schriftstück auf den Tisch geweht: einen Brief des, obwohl weltberühmten, uns, zu unserer Schande sei's gesagt, bisher gleichwohl völlig unbekannten „Chefredakteurs" Ludwig Binder-Klebinder. Beschämt nahmen wir Konversationslexika und alle möglichen Literaturhandbücher zur Hand. Armseliger Meyer, magerer Brockhaus, lückenhafter Kürschner, auch ihr kennt diesen berühmten Meister nicht? Unverzeihlich! So soll wenigstens die Münchener Post tun, was in ihren Kräften steht, den Namen eines Großen nach Gebühr zu würdigen. Also sieht der Kopfbogen seiner Briefe aus:

Internationale Pressezentralen
Wien — Berlin — Paris
Chefredakteur: Ludwig BinderKlebinder
Gründer der „Deutschen Arbeitgeber-Zeitung", der Berliner Fachzeitung" der „Allg. Berl. Corr." usw.
Chefredaktion: XIX. Schloß Kobenzl. Telephon: D. 283.
Sprechstunden: 3 — 4 Uhr nachmittags.
Redaktion und Administration: Wien, IX. Sechsschimmelgasse 3, 1.
Telephon: Stelle IV von 5299. Sprechstunden: 8 — 9 Uhr früh.

Begegnungen und Pressevertretung:
Kaiser Wilhelm II.
Der Großherzog von Oldenburg

Prinzessin Eitel Fritz
Der Herzog der Abruzzen
Interviews:
König Manuel von Portugal
Erzherzog Ludwig Salvator
Prinz Carl von Hohenzollern
Prinzessin Louise von Koburg
Prinzessin Ruspoli (Savoyen)
Fürst und Fürstin Bülow
Fürst und Fürstin Eulenburg
Abg. Prinz Arenberg, Reichstagspr. Kämpff
Generaladj. Graf Cuno Moltke
Botschafter v. Schoen
Botschafter Ruata y Sichar
Gesandter v. Eucke-Addenhausen
Statthalter Graf Coudenhove
Reichsschatzsekr. Frh. v. Stengel
Minister Möller, Delbrück, Lenze, Plehner
Polizeipräs. v. Jagow
Frau Staatsminister Gräfin Posadowska
Generall. v. Trotha
Staatssekr. Noury bey
Statthalter Dr. Mahmud Sidky pacha
Geh.-Räte
Ernst v. Mendelssohn, Goldberger, Jacobi
Kais. Präs. van der Borght
General-Staatsanwalt Isenbiel
Liszt, Wagner, Schmoller, Harnack
Präs. d. intern. Presse-Kongr. Wilh. Singer
Baronin Bertha v. Suttner
Brahms, Max Bruch, d'Albert, Fall, Grünfeld, Ondricek
Reinhardt, Girardi, Bonn, Wilbrandt, Baudius, Else Lehmann, Sandrock
Gerhard Hauptmann, Sudermann, Harden, Rob. Koch, Krafft-Ebing, Eulenburg, Ehrlich, Die sterbende Cholerakranke in Berlin, Zigeuner-

primas Rigo, der Hauptmann von Köpenik, Machnow (ein Tag aus dem Leben eines Riesen), „Ritualmörder" Hilsner (Verhandlungsbericht aus Kuttenberg für die ges. Presse) usw.

Erschienen in:

„Frankfurter Ztg.", „Köln. Ztg.", „Neue Freie Presse", „Voss. Ztg.", „Berl. Tageblatt", „Neues Wiener Tagblatt", „Nordd. Allgem. Zeitung", „Fremdenblatt", „Vorwärts", „Arbeiter-Zeitung", „Times", „Figaro", „Le Temps", „New-Yorker Staatszeitung" und die ges. internat. Weltpresse. Nachweisbarer Nachdruck bis zu 1000 Blätter.

Uff! — Kann uns das verwundern? So wenig ein unsentimentaler Pazifist über die Greuel, die der Krieg mit sich bringt, erstaunt ist, weil er an eine Humanisierung des Krieges nicht glauben konnte, so wenig wird sich einer, der den Betrieb der bürgerlichen Presse kennt, über die Beziehungen und Geschäftsverbindungen dieses „kommandierenden Generals" wundern.

Ein anderer Binder, Heinrich bevornamset, avancierte ab 2. August 1914 zum Kriegsberichterstatter bedeutender Zeitungen. Dieser Binder, Heinrich, von dem so wenig einer etwas wußte, wie vom Binder, Ludwig, hat den Roman eines Engländers — Gott strafe England! — verballhornt, die Namen arglos geändert und dieses Produkt mit treuen Augen als sein Originalwerk einer Zeitung verkauft. Vom „Vorwärts" erwischt und des literarischen Diebstahls bezichtigt, schwieg er. Nie noch ertönte Widerspruch. An sich eine Bagatelle. Ein gleichgültiger, oft wiederkehrender Vorfall. Jede Zeitung hat den Kriegsberichterstatter, den sie sich aufbinden läßt, und den Binder, den sie verdient. O arme Leser! „O tiefer Sinn und Aberwitz gemischt", ruft Glosters Sohn im „Lear".

AUS WIEN:

Kriegsvorlesung Dr. Egon Friedells. „Die Kriegsvorlesung, die Dr. Egon Friedell gestern in der Urania hielt, leitete er mit einem Vortrage über den Sinn des gegenwärtigen Krieges ein, dessen Gedankengang unsern Lesern bereits bekannt ist. In seiner, dem Paradoxen gern zuneigenden, die Dinge in einem kurzen, funkelnd stilisierten Satz scharf beleuchtenden Art charakterisierte Friedell die nationalen Eigentümlichkeiten der jetzt im Kampf stehenden großen Völker. Es war eine scharfe Abrechnung mit dem französischen Kulturdünkel und dem merkantilen, verschlagenen Geist Englands voll Sarkasmus eines geistvollen Karikaturisten. Daß dieser Krieg wie nur wenige andere zuvor ein Kulturkampf sei, betonte Friedell in seinen einleitenden Worten. Es wird jetzt der Kampf ausgefochten, ob der helle deutsche Gedanke in Europa siegreich bleibe oder die Anmaßung und der Materialismus. England ist das Volk der inneren Irreligiosität, das heuchlerisch vom Hauptbuch zur Bibel greift. Sein einziger Wertmesser sei das Geld, in dessen Dienst allein es Weltgeschichte machen will. England ist eben so unrettbar für die ethische Kultur wie Frankreich, dem das reale Erkennen ganz versagt ist und dessen Verlogenheit sich in der theatralischen Gebärde gefällt. Beide haben sich in diesem Krieg als Wildwestvölker gezeigt, die nur noch durch Kolonisierung für Europa unschädlich gemacht werden können, während dem russischen Volk in seiner plumpen Bärenhaftigkeit und Gefräßigkeit doch noch etwas von mystischer Religiosität und inbrünstiger Sehnsucht eigen ist. Friedell wandte sich polemisierend gegen die Ausfälle Shaws, der das militaristische Deutschland in einen krassen Gegensatz zu dem Deutschland Goethes und Beethovens stellte und meinte, daß beide aus derselben Quelle schöpfen, und daß der Shaw so sehr ärgernde deutsche Militarismus nur eine Umsetzung Goethescher Geistigkeit in die organisierte Kraft bedeute. Seine Ausführungen erhärtete Friedell

dann, indem er die Aussprüche Napoleons, Wildes und Carlyles über die Engländer und Franzosen zitierte und schloß dem die Rede Bismarcks über den Weltkrieg, ein Kapitel aus Zolas „Débâcle" und den schwungvoll vorgetragenen „Haßgesang" Lissauers an. Eine humoristische Kriegsanekdote bildete den heiteren Ausklang des geistig gehaltvollen Abends."

* * *

RAUH ODER TOLSTOI?

Der Chronist notiert Sätze aus „Sigismund Rauh, Deutsches Christentum" (3.—5. Tausend soeben erschienen; aus einer Anzeige im Buchhändler-Börsenblatt): „Den Krieg als Notwehr zu rechtfertigen, ist kümmerlich. Die Schrecken der Massenmorde von Unschuldigen, die gezwungen in der Schlachtreihe standen, läßt sich unser Empfinden so nimmermehr nahebringen. Der Krieg ist ein Kind der Begeisterung. Jede Begeisterung, jede Ekstase verwischt die Grenzen der Individualität, drängt das egoistische Interesse zurück.... Darum macht sie gegen das eigene Wohlbefinden und selbst gegen das eigene Leben gleichgültig. Gegen das eigene Leben aber nicht nur, auch gegen fremdes. Es gibt überhaupt keinen Preis, der dem Begeisterten für sein Ziel zu teuer wäre.

Darum ist Begeisterung Unvernunft. Darum ist Begeisterung dem Philister ein Greuel. Darum ist Krieg Unvernunft. Darum ist Krieg dem Philister ein Greuel. Alles Philistertum aber ist Todsünde dem Religiösen. Sich verlieren können, sich erheben können ist Religion. Und ach, wie arm war unser Leben an Gelegenheiten zu solcher Religion geworden! Es stand im Begriff, im Alltag zu versumpfen. Darum preisen wir den Krieg, darum ist uns der Krieg ein frommes Geschäft, darum ist unser Gott auch ein Gott des Krieges."

Tolstoi sagt in seinem Essay über „das Nichtstun":

„Man kann nicht umhin einzugestehen, daß, wenn die Leute das getan hätten, was ihnen vor Jahrtausenden nicht nur Christus, sondern auch alle Weisen der Welt vorgeschrieben haben, nicht nur einander zu lieben, wie sich selbst, sondern auch andern nicht zu tun, was sie nicht wollten, daß ihnen geschähe, und daß, wenn die Menschen anstatt dem Egoismus sich dem Altruismus hingegeben hätten und wenn ferner die Ordnung des Lebens aus dem Individuellen in das Kollektivistische sich umgewandelt hätte, wie die Leute der Wissenschaft in ihrem schlechten Jargon diesen Gedanken ausdrücken — so würde das Leben der Menschen glücklich werden, anstatt kummervoll zu sein."

Das Grammophon ist in der glücklichen Lage, nicht entscheiden zu müssen, ob Rauh oder Tolstoi recht hat.

* * *

SACHSEN-GOTHA

Das Grammophon notiert aus der Täglichen Rundschau: Landtag des Herzogtums Sachsen-Gotha. Der sozialdemokratische Abgeordnete Geithner spricht:

„Der Herr Kollege Dr. Dietzsch hat sich bitter über die Haltung des „Gothaer Volksblatt" beschwert, in der Zeit, in der ich die Ehre hatte, das Blatt zu leiten. Sein Vorwurf geht darauf hinaus, daß wir die Größe der gegenwärtigen Zeit nicht gewürdigt und gepriesen hätten. Ich muß gestehen, daß ich über die Größe der gegenwärtigen Zeit ganz andere Vorstellungen habe, als Herr Abg. Dr. Dietzsch. Ich bin Sozialist nach wie vor, und meine Überzeugung, die sich auf meine historischen und ökonomischen Studien gründet, läßt mir nicht viel von einer „Größe der Zeit" sehen. Ich sehe im Gegenteil in diesem Kriege nur die Unfähigkeit der kapitalistischen Gesellschaft, die Errungenschaften der bürgerlichen Kultur auf friedlichem Wege zu erhalten, sie vor Zerstörung zu bewahren und vor dem Untergange zu retten. Sollen wir

angesichts dieser Tatsache den Militarismus loben? Sind nicht die wahnsinnigen Rüstungen der europäischen Kulturstaaten die eigentlichen Veranlasser des Krieges? Die Rüstungspolitik hat ihre eigene Logik. Es gibt eben einmal einen unbewachten Augenblick, wo die Waffen von allein losgehen, ohne daß es jemand ernstlich „gewollt" hat."

Der Abgeordnete Schauder sagte nach demselben Blatte folgendes: „Wir sollen den Krieg als eine „große Zeit" empfinden? Ja, meine Herren, ich empfinde den Krieg als eine Schmach der Kultur unserer Zeit. Sehen Sie sich doch einmal an, wie die großen Denker und Philosophen aller Zeiten über den Krieg dachten. Ich erinnere nur an die vernichtenden Urteile eines Kant, Fichte und Schopenhauer über den Krieg. Man schilt uns ob unserer Überzeugung „vaterlandslose Gesellen". Ich habe mein Vaterland stets geliebt und bin vielleicht ein besserer Vaterlandsfreund als viele von denen, die auf uns schimpfen. Mit Gewalt kann man aber keinen Patriotismus züchten. Ich halte es deshalb für geradezu gemeingefährlich, wenn man jetzt in die Fortbildungsschulen öden patriotischen Drill pflanzen will. Es widerspricht dies auch dem Gesetz. Der Krieg ist ein Ausnahmezustand, wir müssen unseren heranwachsenden Geschlechtern deshalb nicht den Krieg, sondern den Frieden als Ideal der Zukunft predigen."

* * *

EIN ENGLÄNDER FÜR DEN EUROPÄISCHEN BUND

Aus einem vom „Vorwärts" veröffentlichten Brief Dr. Lyttletons an die „Times": „Grey sagte in seiner Rede, daß ein europäischer Bund auf die Anerkennung gleicher Rechte, die nicht durch Gewalt beiseite geschoben werden dürften, gegründet sein müsse.

Doch wir in England laufen Gefahr, uns zwar in unseren Reden für ein solches Ideal zu begeistern, im Handeln uns aber in entgegengesetzter Richtung zu bewegen.

Ein gemeinsamer europäischer Bund ist ein Ziel, welches wir schon seit 1815 verfolgen, dem wir vielleicht am Ende dieses Krieges näher als vorher sein mögen, das aber nie vollkommen erreicht werden kann, solange in Deutschland zwei Gefühle vorherrschen: die Furcht vor Rußland und der Haß gegen England. Können wir das letztere Problem nicht lösen, so haben wir den Krieg umsonst geführt. Alle gegen mich erhobenen Vorwürfe, daß meine Vorschläge nur geeignet sind, den Deutschen den Nacken zu steifen, halte ich für unberechtigt. Im Gegenteil, nichts dürfte Duutschlands Entschlossenheit mehr gekräftigt haben, als die von uns seit Kriegsbeginn geübten Methoden des beständigen Schimpfens und der leeren Prahlereien über unsere Absicht, eine große Nation zu Staub zu zermalmen."

* * *

In Berlin hat sich ein Bund „Neues Vaterland" (Vorsitzender: Kurt v. Tepper-Laski) gegründet. Seine Absichten und Ziele, die mir sehr bedeutungsvoll scheinen, will ich im nächsten Heft darzulegen suchen. Dem Bunde gehören als Mitglieder bereits an: Graf Arco, Prof. Walther Schücking, Prof. Leopold v. Wiese, Prof. Otfried Nippold, Prof. Lujo Brentano, Prof. Ernst Sieper, Geheimrat Arnold.

* * *

In den „Süddeutschen Monatsheften" nennt Herr Alexander Berrsche, der auch einige Aufsätze musikkritischen Inhalts für das Forum geschrieben hat, Romain Rolland eine Kreuzung aus Hauslick und Agence Havas. Ich teile meinen Lesern mit, daß von diesem Herrn nie wieder eine Zeile im Forum zu finden sein wird.

15. IV. 1915.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog, Leopoldstraße 10, München / Druck von J. Schön, München.

INHALT DER KRIEGSHEFTE DES FORUMS

Heft 5/6 (3. Oktober 1914):

Heft 7 (11. November 1914):

Heft 8 (3. Dezember 1914):

Heft 9 (11. Januar 1915):

Heft 10 (16. Februar 1915):

Heft 11 (17. März 1915):

Man erhält DAS FORUM:

In BERLIN u. CHARLOTTENBURG:
Amelang'sche Buchh., Charlottenburg
A. Asher u. Co., Behrenstr. 17
Atlantic-Buchhandlung, Motzstr. 21
Der Buchladen, Kurfürstendamm 210
Calvary u. Co., Unter den Linden 75
Gornitzka Georg, Motzstr. 49
Gutenberg-Buchhandlung, W, Tauentzienstr. 7
Hapke u. Schmidt, Charlottenstr. 50/51
Axel Junker's Buchhandlung (A. Schnabel), W, Potsdamerstr. 138
Edmund Meyer, W 35, Potsdamerstr. 27b
Plahn'sche Buchhandlung, Französ. Str. 33d
Reuß u. Pollack, Kurfürstendamm 220
Schiller-Buchhandlung, Charlottenburg, Bismarckstr. 82
Schneider u. Amelang, Königin-Augustastr. 33
Speyer u. Peters, Unter den Linden 39
Georg Stilke, Dorotheenstr. 66/67
Stuhr'sche Buchhandl., Kurfürstendamm 13
Hugo Streisand, Augsburgerstr. 38
Carl Ulrich u. Co., Charlottenburg, Berlinerstr. 76
und in den Bahnhofsbuchhandlungen

In MÜNCHEN bei:
Theodor Ackermann, Promenadeplatz 10
A. Ackermann's Nachf., Maximilianstr. 2
Bahnhofsbuchhandlung
A. Buchholz, Ludwigstr. 7
Jos. Ant. Finsterlin Nachf., Ludwigstr. 4
Louis Finsterlin, Maximiliansplatz 22
Foth's Nachf., Theresienstr. 4
Franz'sche Hof-Buchh., Promenadeplatz 17
Ludwig Fritsch, Theresienstr. 40
Herder u. Co., Löwengrube 14
H. Hugendubel, Salvatorstr. 18
Christian Kaiser, Marienplatz 8
Heinrich Jaffe, Briennerstr. 53
Max Kellerer's Hofbuchh., Herzogspitalstr. 1
F. Lehmkuhl, Leopoldstr. 23
Dr. H. Lüneburg, Karlstr. 4
Joh. Palm's Hofbuchh., Theatinerstr. 19
Ulrich Putze Nachf., Briennerstr. 8
Th. Riedel's Buchhandlung, Residenzstr. 25
M. Rieger'sche Universitäts-Buchh., Odeonspl. 2
Otto Schmidt-Bertsch, G.m.b.H., Schellingstraße 9 und Ludwigstr. 26
Ottmar Schönhuth Nachf., Schwanthalerstr. 2
Georg Steinicke, Adalbertstr. 15
L. Werner, Maximiliansplatz 13
Zeitungs-Zentr. J. Pfalner, Färbergraben 27/28

In AACHEN bei:
J. A. Mayer'sche Buchhandlung

In AUGSBURG bei:
Georg C. Steinicke, Ludwigstr. 173

In BIELEFELD bei:
Pfeffer'sche Buchhandlung (E. Rumpe)

In BONN bei:
Friedr. Cohen, Am Hof 30
Ludwig Röhrscheid, Am Hof 28

In BRESLAU bei:
J. Max u. Co., Schweidnitzerstr. 21
E. Morgenstern, Ohlauerstr. 15
Priebatsch's Buchhandlung, Ring 58
Schletter'sche Buchh., Schweidnitzerstr. 16/18

In BROMBERG bei:
Erich Hecht Nachf., Danzigerstr. 19

In DARMSTADT bei:
Müller u. Rühle, Hof-Buch- u. Kunsthandlung
L. Vogelsberger

In DESSAU bei:
W. Presting

In DRESDEN bei:
J. Bettenhausen, König Albertstr. 24
und in den Bahnhofsbuchhandlungen
Emil Richter, Pragerstr. 13

In DUISBURG bei:
Friedrich Krieger

In DÜSSELDORF bei:
Theodor Schnitzler, Herderstr. 80
Schmitz u. Olbertz, Schadowstr. 49
und in den Bahnhofsbuchhandlungen

In ERFURT bei:
Carl Villaret, Bahnhofstr. 5a

In ERLANGEN bei:
Th. Krische

In FLENSBURG bei:
Carl Ludw. Jensen

In FRANKFURT a. M. bei:
Adolf Diekmann, Kirchnerstr. 2
C. Koenitzer's Buchh., Schillerstr. 15
Neumann'sche Buchhandlung, Goethestr. 33

In FREIBURG i. Br. bei:
Ragoczy's Univ.-Buchhandlung, Salzstr. 13
C. Fr. Wagner'sche Univ.-Buchh., Kaiserstr. 52

In GÖTTINGEN bei:
Dieterich'sche Univ.-Buchhandlung
Friedrich Kronbauer, Weenderstr. 25
Carl Spielmeyer's Nachf.

In HALLE a. S. bei:
C. Arndt, Steinstr. 10

Man erhält DAS FORUM:

In HAMBURG bei:
H. Bandholdt, Alstertor 21
Walter Bangert, Dovenhof
A. Frederking, Neuer Wall 13
R. Jantzen, Glockengießerwall 14
W. Mauke Söhne, Königstr. 17
Otto Meißner, Hermannstr. 44
Weitbrecht u. Marissal, Bergstr. 26

In HANNOVER bei:
Ludwig Ey
Schmorl u. v. Seefeld, Bahnhofstr. 14

In HEIDELBERG bei:
Meder Nachf., Hauptstr. 79
Gust. Koester's Akad. Buchh. (vorm. E. Mohr) Hauptstr. 60
Hans Rühlmann, Leopoldstr. 9
Weiß'sche Univ.-Buchh., Grabengasse 8
Alfred Wolff's Buchh., Hauptstr. 8

In JENA bei:
Frommann'sche Buchh., Johannisstr.

In KARLSRUHE i. B. bei:
Bielefeld's Hof-Buchhandlung
Ernst Kundt
Müller u. Gräff, Kaiserstr. 80a

In KIEL bei:
Lipsius u. Tischer, Falckstr. 9

In KÖLN a. Rh. bei:
Verlagsanstalt Benzinger u. Co., Martinstr. 20
Hans Dommes Buchh., Schildergasse 41
M. Du Mont-Schauberg'sche Buchh.
J. G. Schmitz'sche Buch- u. Ksth., Passage 1-3
und in den Bahnhofsbuchhandlungen

In KÖNIGSBERG i. Pr. bei:
Wilhelm Koch, Paradeplatz 4

In KOTTBUS bei:
C. Koske, Bahnhofsbuchhandlung

In LEIPZIG bei:
J. G. Hinrichs'sche Buchh., Blumengasse 2
Otto Kuhn, Neumarkt 31
Bernhard Liebisch, Kurprinzstr. 6
Alfred Lorentz, Kurprinzstr. 10
Heinrich Matthes, Markt
Franz Ohme, Universitätsstr.
Otto'sche Buchhandlung, Goethestr. 8
Roßberg'sche Buchhandlung, Universitätsstr.
Serig'sche Buchhandlung, Neumarkt 7

In LÜBECK bei:
Lübcke u. Nöhring, Breite Str. 31

In MAINZ bei:
P. Steiniger, Rheinallee 55
L. Wilckens, Schillerplatz 12
und in den Bahnhofsbuchhandlungen

In MANNHEIM bei:
A. Bender's Buchhandlung

In MARBURG bei:
N. G. Elwert'sche Univ.-Buchh., Reitgasse 7/9

In METZ bei:
P. Müller's Buchhandlung, Steinweg 4
G. Scriba, Kammerplatz 20

In NÜRNBERG bei:
Fehrle u. Sippel, Königstr. 1

In OLDENBURG bei:
H. Borcholte

In PARTENKIRCHEN bei:
L. Wentzel

In PLAUEN bei:
A. Kell's Buchhandlung

In POSEN bei:
Philipp'sche Buchhandlung, Wilhelmstr. 7
Louis Türk'sche Buchh., Berlinerstr. 15

In REGENSBURG bei:
Wunderling's Hof-Buchhandlung

In REICHENBACH i. Schl. bei:
Otto Hellmann, Frankensteinerstr. 68

In ROSTOCK bei:
Leopold'sche Univ.-Buchh., Blutstr. 15

In STRASSBURG i. E. bei:
Josef Singer, Meisengasse 18
Heinrich'sche Buch- u. Kunsth., Broglieplatz

In STUTTGART bei:
Paul Neff, Ecke Lange- und Kronprinzstraße
Ludwig Schaller, Marienstr. 14
H. Wildt, Gr. Baz., Königstr. 38

In TÜBINGEN bei:
Osiander'sche Buchhandlung

In THORN bei:
Walter Lambeck

In WIESBADEN bei:
Moritz u. Münzel

In WÜRZBURG bei:
J. Frank's Buchhandlung, Theaterstr. 17

Österreich-Ungarn

In BUDAPEST bei:
Grill'sche Hofbuchh., Dorotheagasse 2
Singer u. Wolfner, Andrássystr. 16

In GRAZ bei:
Budinsky's Nachf., Reitschulgasse 10

In INNSBRUCK bei:
R. Grabner, Anichstr. 8

Man erhält DAS FORUM:

In MERAN i. T. bei:
S. Pötzelberger

In PRAG bei:
Josef Pelcl

In PRESSBURG bei:
S. Steiner

In WIEN bei:
Wilh. Braumüller u. Sohn, Graben 21
Wilhelm Frick, Graben 27
Robert Friedländer, I., Kärntnerstr. 44 (Inh. R. Lányi)
Gerold u. Co., I., Stefansplatz
Hugo Heller u. Co., Bauernmarkt 3
Julius Herz, Rothenturmstr. 19
R. Lechner, Graben 31
Franz Leo u. Co., Opernring 3
R. Löwit, Rothenturmstr. 22
L. W. Seidel u. Sohn, Graben 13

Schweiz

In BERN bei:
A. Francke, Bubenbergplatz 6
E. Kuhn
F. Semminger

In DAVOS bei:
Intern. Buch- u. Kunsth., Genähr u. Metzger, Davos-Platz

In GENF bei:
R. Burkhardt
H. Robert, 2 Place de la Petite Fusterie

In LAUSANNE bei:
E. Frankfurter

In LUZERN bei:
Otto Wicke, Schweizerhofquai 2

In ZÜRICH bei:
Rascher u. Co.
und in der Bahnhofsbuchhandlung

Belgien

In ANTWERPEN bei:
Rud. Ackermann, 29 place Verte

Holland

In HAAG bei:
Gebr. Belinfante, Kneuterdijk 3
J. Cikot, Hoogstraat 7
Martinus Nijhoff, Lange Vorhout 9

Schweden

In GOTHENBURG bei:
J. Gumpert
Pilos Bokhandel, Södra Hamngatan 25

AN UNSERE LESER!

Mit diesem Heft ist der erste Jahrgang unserer Monatsschrift „DAS FORUM" abgeschlossen. Um Unterbrechungen in der Zustellung zu vermeiden, empfiehlt es sich, das Abonnement für den neuen Jahrgang sofort zu erneuern. Etwa an dem ersten Jahrgang fehlende Hefte bitten wir recht bald (je 1.— M.) nachzubestellen, da von manchen Heften nur noch wenige Exemplare vorhanden sind.

Einbanddecken für den abgelaufenen Jahrgang sind für M. 1.50 (bei direkter Zusendung M. 1.70) durch die Buchhandlung zu beziehen, die das „Forum" lieferte.

Der vollständig gebundene 1. Jahrgang kostet M. 12.50

MÜNCHEN, Leopoldstraße 10 — FORUM-VERLAG





DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD


PRINTED IN



Cat. No. 23 520